

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 78

BYZANZ

330–1453 n. Chr.



Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Dänemark DKR 110,00 · Finnland € 15,50 · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50

Konstantinopel: Das neue Rom / Justinian: Ein Hirtensohn an der Macht / Blütezeit: In der goldenen Stadt
Palastintrigen: Der Mann im Schatten / Athos: Berg der Mönche / Agonie: Die Jahre des Verfalls



»Wir wissen nicht, ob wir im
Himmel waren oder auf Erden, denn
auf Erden gibt es einen solchen
Anblick und eine solche Schönheit nicht.
Dort verweilt Gott selbst mit
den Menschen, und ihre Gottesdienste
sind herrlicher als in jedem
anderen Land. Wir können eine solche
Schönheit nicht vergessen.«

Aus dem Bericht eines Gesandten der Kiewer Rus
über Konstantinopel, 987

Liebe Leserin, lieber Leser

Weshalb wissen wir eigentlich so wenig über das Reich von Byzanz – und warum ist das wenige, was wir über die christliche Großmacht wissen, derart negativ gefärbt? So urteilte beispielsweise der deutsche Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel im 19. Jahrhundert, die Geschichte des Oströmischen Reiches sei eine „tausendjährige Reihe von fortwährenden Verbrechen, Schwächen, Niederträchtigkeiten und Charakterlosigkeit“.

Jeder Gymnasiast lernt im Geschichtsunterricht die großen römischen Imperatoren kennen: Augustus, Hadrian, Diokletian. Aber kaum ein Lehrer erzählt von den byzantinischen Herrschern, die doch – im Guten wie im Schlechten – ähnlich herausragende Regenten, grausame Despoten und brillante Strategen waren. Etwa Justinian I., der den Auftrag gab, das gesamte römische Recht zu sammeln, und der damit eines der wichtigsten Gesetzeswerke aller Zeiten schuf. Dem es darüber hinaus im 6. Jahrhundert gelang, das Imperium Romanum in weiten Teilen wiederherzustellen; der Italien zurückeroberte und auf drei Kontinenten herrschte.

Aber Kritiker wie Hegel scheinen solche Erfolge byzantinischer Staatsmänner weniger zu interessieren als Klatschgeschichten über den Hof in Konstantinopel. Bestätigen doch Kolportagen über Palastintrigen, hinterhältige Eunuchen und machtgerige Kaiserinnen sehr viel besser die Vorurteile des Westens über die vermeintliche Dekadenz des Orients. (Während der Cäsarenwahn eines Caligula oder Nero das antike Imperium nur noch faszinierender erscheinen lässt.)

Viele dieser Klischees sind uralte, vermutlich entstanden sie in einer Zeit, als sich die Kirchen des Ostens und des Westens ab dem 9. Jahrhundert einander mehr und mehr entfremdeten und winzige theologische Differenzen zu einer immer tieferen Spaltung führten und schließlich zu Hass.

Die Stereotype sind zudem wohl Ausdruck eines Minderwertigkeitskomplexes im Westen. Denn Byzanz war der mächtigste christliche Staat des Mittelalters. Allein schon seine Dauerhaftigkeit ist bemerkenswert: In nur kurz unterbrochener Folge herrschten rund 90 Kaiser mehr als 1000 Jahre lang von Konstantinopel aus über ihre Provinzen – kein Reich auf dem Kontinent hat so lange existiert.

Der westliche Teil des Imperium Romanum ging 476

n. Chr. in der Völkerwanderung unter. Der östliche, von Konstantinopel regierte Teil aber überlebte, trotz immer wieder Angriffen von Hunnen, Goten, Persern, Awaren und Slawen, widerstand den Armeen des Propheten und der Seldschuken.

Und während im Westen nach den Barbarenstürmen die Städte verfielen, jahrhundertlang



kein einziger Bau von Bedeutung mehr entstand, die Menschen sogar das Lesen und Schreiben weitgehend verlernten, bewahrte Byzanz die Kultur der Antike – und entwickelte sie weiter.

Das „neue Rom“ Konstantinopel hatte 400000 Einwohner zu einer Zeit, da die Stadt am Tiber nur noch 35000 Bürger zählte. In Byzanz studierten Gelehrte die im Rest Europas vergessenen Schriften der griechischen Philosophen und Naturwissenschaftler, fertigten Künstler die prächtigsten Ikonen und Mosaiken, gab es eine international anerkannte Leitwährung sowie Fernhandel und Industrien für Luxuswaren wie Purpur und Seide – während die Menschen im Abendland nur eine kümmerliche Landwirtschaft betrieben.

Darüber hinaus stützten sich die Monarchen des Ostens auf eine wohlorganisierte Bürokratie, die bis in fernste Gegenden des Reiches die Befehle aus dem Zentrum umsetzte – und das in einer Ära, als die Kaiser des Okzidents noch dauernd durch die Lande zogen, weil ohne persönliche Anwesenheit ihre Herrschaft nicht aufrechtzuerhalten war.

In dem vorliegenden Heft präsentieren wir die bedeutendsten Kapitel aus der Geschichte des Byzantinischen Reiches. Wir erzählen von dem Ausbau des am Bosphorus gelegenen griechischen Städtchens Byzanz durch den Imperator Konstantin, der mit der nach ihm umbenannten Stadt um 330 ein Monument für die eigene Großartigkeit schaffen wollte.

Wir zeichnen den Lebensweg von Justinian nach, der vom Hirtensohn zum Herrn eines Weltreichs aufstieg. Wir porträtieren einen italienischen Gesandten, der Mitte des 10. Jahrhunderts staunend durch das prachtvolle Konstantinopel wanderte. Und wir begleiten schließlich den Abstieg von Byzanz.

Denn auch das am längsten bestehende Reich Europas war endlich: 1453 wurde Konstantinopel von muslimischen Kämpfern erobert. Byzanz ging unter, seine Kapitale aber nicht; vielmehr blieb die Stadt noch für weitere 469 Jahre das Zentrum eines Imperiums – dem der Osmanen, der Sieger von 1453.

Wie es damals weiterging am Bosphorus, auch darüber können Sie bei GEOEPOCHÉ nachlesen: in unserem Heft über das Osmanische Reich. Auf Seite 172 steht, wo Sie es erhalten.



Produktionsleitung

Olaf Mischer (Verifikation; v. l.),
Joachim Telgenbüscher (Text),
Roman Rahmacher (Bild)

Herzlich Ihr

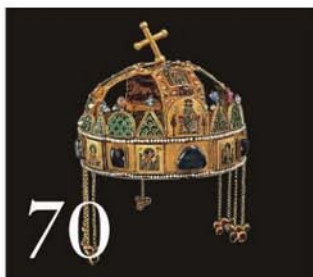
Michael Schaper

Michael Schaper



24

KONSTANTINOPEL Am Schauplatz seines größten Sieges lässt Kaiser Konstantin eine Stadt errichten – die bald zur neuen Kapitale des Imperiums im Osten wird.



70

BLÜTEZEIT Um das Jahr 1000 erlebt Byzanz ein goldenes Zeitalter. Nirgendwo strahlt es heller als in Konstantinopel, der prächtigsten Metropole der Christenheit.



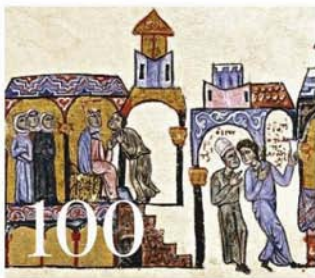
88

RELIGION Die Klöster, die vom 10. Jahrhundert an in den Fels um den heiligen Berg Athos gebaut werden, sind Festungen des orthodoxen Glaubens. Bis heute.



40

JUSTINIAN Nach dem Untergang Westroms 476 n. Chr. sehen sich die Kaiser des Oströmischen Reiches als alleinige Erben des Imperium Romanum. Justinian I., der 527 den Thron von Byzanz besteigt, schickt sich sogar an, das einstige Weltreich wiederherzustellen: Seine Generäle erobern Nordafrika und Italien. Doch dann kommt es zur Katastrophe.



100

PALASTINTRIGEN Wer am Hof von Byzanz Karriere machen will, muss klug sein, durchtrieben und wendig. So wie der kaiserliche Sekretär Konstantin Psellos.



148

UNTERGANG Um endlich die Mauern Konstantinopels zu zerstören, bringen die Osmanen 1453 eine Waffe von nie da gewesener Zerstörungskraft in Stellung.

INHALT # 78

ESSAY GLANZ UND VERFALL

Immer wieder bedrohen Feinde Byzanz in seiner Existenz. Doch nach jeder Attacke erstrahlt es bald in neuer Pracht 6

330-1453 N. CHR. DIE NACHFOLGER DER CÄSAREN

Tausend Jahre lang regieren die byzantinischen Herrscher von Konstantinopel aus das glänzendste Reich des Mittelalters 8

330 N. CHR. EINWEIHUNG KONSTANTINOPELS

Die Metropole am Bosphorus soll ein Monument für ihren Gründer sein: Kaiser Konstantin den Großen 24

AB 376 N. CHR. BOLLWERK DER ZIVILISATION

Anders als der Westen, wo das Imperium Romanum untergeht, widersteht Ostrom allen Stürmen der Völkerwanderung 38

527-565 DER TRAUM DES HIRTENSOHNS

Kein byzantinischer Kaiser ist mächtiger als Justinian I. Mit seinen Eroberungsfeldzügen überfordert er indessen seinen Staat 40

565-602 DAS GESCHWÄCHTE IMPERIUM

In den Jahren nach Justinians Tod verliert Byzanz weite Teile seines Gebiets. Das Schlimmste steht dem Reich jedoch noch bevor 58

626 ALLES AUF EINE KARTE

Um die Perser, den Erzfeind von Byzanz, zu bezwingen, riskiert Kaiser Herakleios die Vernichtung des Imperiums 60

949 IN DER GOLDENEN STADT

Eine Dynastie fähiger Herrscher führt Byzanz im 10. Jahrhundert zu seiner größten Blüte 70

AB 950 ATHOS - DER BERG DER MÖNCH

Auf einer Halbinsel in der Ägäis siedeln sich zahlreiche Klöster an. Deren Mönche sind die Bewahrer des orthodoxen Glaubens 88

11. JAHRHUNDERT DER MANN IM SCHATTEN

In seinen Memoiren berichtet ein Höfling über die blutigen Ränkespiele am byzantinischen Hof 100

AB 1071 EROBERER AUS DER STEPPE

Mit dem Vordringen der Seldschuken beginnt ein jahrhundertelanger Abwehrkampf gegen zentralasiatische Turkvölker 110

1204 STREIT UNTER BRÜDERN

Über theologische Kleinigkeiten geraten Ost- und Westkirche miteinander in Konflikt – mit verheerenden Konsequenzen 112

1204-1261 DIE ZEIT DER VIER KAISER

Nach dem Sieg der Kreuzritter über Konstantinopel zerfällt das Reich von Byzanz für Jahrzehnte in mehrere Nachfolgestaaten 124

1261 AUFERSTANDEN AUS RUINEN

Als die Byzantiner die Besatzer aus dem Westen vertrieben haben, machen sie sich daran, ihre Hauptstadt wiederaufzubauen 126

1369 HILFERUF EINES KAISERS

Angesichts der Bedrohung durch die Osmanen reist der byzantinische Herrscher zum Papst nach Rom – als Bittsteller 138

1453 DIE LETZTE SCHLACHT AM BOSPORUS

Der Sultan der Osmanen ist der gefährlichste Feind, den das Reich je hatte. 1453 stehen seine Truppen vor Konstantinopel 148

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN

Impressum/Bildquellen 160

Die Welt von GEO 166

VORSCHAU DEUTSCHLAND UM 1800

Sie erreichen die GEOEPOCH-Redaktion online auf Facebook oder unter www.geo-epoche.de. Auf unserer Website finden Sie auch ein Verzeichnis aller bisher erschienenen Ausgaben

Titelbild: Kaiser Justinian I., Detail eines Mosaiks aus der Kirche San Vitale, Ravenna, um 540 n. Chr. Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCH-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Redaktionsschluss: 1. April 2016

Glanz und Verfall eines Imperiums

Um fast 1000 Jahre überlebt der Ostteil des Imperium Romanum den 476 n. Chr. untergegangenen Westen. Byzanz trotz Naturkatastrophen und Seuchen, und immer wieder bedrohen es Feinde in seiner Existenz. Doch nach jeder Attacke erstrahlt es abermals in neuem Glanz

Text: JOACHIM TELGENBÜSCHER

Den Aufstieg zur größten Metropole des christlichen Mittelalters verdankt Konstantinopel seiner strategisch günstigen Lage: Vom Bosphorus aus lassen sich sowohl Balkan als auch Kleinasien leicht erreichen und damit regieren. Zudem verlaufen hier die wichtigsten Handelswege zwischen Orient und Okzident. Und nicht zuletzt beherrscht, wer die Meerenge zwischen Europa und Asien kontrolliert, die Schifffahrt vom Schwarzen Meer ins Mittelmeer.

Doch zugleich erwächst der Stadt aus ihrer Lage eine existenzielle Bedrohung. Denn nur 20 Kilometer vom Zentrum entfernt bewegt sich der Boden: Ein Stück der Erdkruste schiebt sich dort an der eurasischen Platte entlang. Hier bauen sich gewaltige Spannungen auf, die sich immer wieder in Beben entladen. Forscher sind überzeugt: Die nächste Katastrophe kommt bestimmt.

Ihre Einschätzung klingt wie das Leitmotiv von 1000 Jahren byzantinischer Geschichte*: nicht nur, weil die Stadt tatsächlich mehrmals von Beben heimgesucht wird. Sondern auch deshalb, weil Konstantinopel immer wieder Krisen ertragen muss, die so dramatisch sind, dass es einen Wundertum lässt, wieso das Reich überhaupt derart lange überlebt.

Gleich viermal wird Byzanz von Desastern getroffen, die in ihrer Wirkung zerstörerischen Erdstößen ähneln.

Es beginnt im 4. Jahrhundert mit der Völkerwanderung, dem Ansturm von germanischen Goten und asiatischen Hunnen, die mehrmals vor den Mauern der Stadt auftauchen und sie nur deshalb nicht überwinden können, weil ihnen dafür Waffen und Wissen fehlen.

Rund 200 Jahre später marschieren von der Donau die Awaren und aus dem Osten erst die Perser und dann die Araber bis vor die Kapitale und versuchen sie zu erobern. Auch sie kämpfen vergebens.

Im 11. Jahrhundert vernichten türkische Seldschuken ein Heer aus Byzanz und besetzen weite Teile Anatoliens. Und 1204 stürmen katholische Kreuzfahrer

die Metropole am Bosphorus, die sie für 57 Jahre beherrschen werden.

Jede dieser Krisen ist dramatisch genug, um das Reich zu Fall zu bringen. Doch Byzanz überlebt sie alle.

Mehr noch: Nach jedem Rückschlag sammeln die Kaiser ihre Truppen, und auf die Katastrophe folgt der Aufschwung – das Imperium, das schon am Ende schien, erblüht von Neuem.

Könnte man auf einer Karte das Hin und Her der byzantinischen Grenzen im Laufe der Jahrhunderte wie in einem Trickfilm per Zeitraffer ablaufen lassen, würde es wirken, als pulsierte das Reich: Es schrumpft plötzlich, nur um sich danach wieder aufzublähen.

So ist das wahrlich Staunenswerte an Byzanz nicht die Macht seiner Kaiser oder die Anmut seiner Ikonen – sondern seine Langlebigkeit.

Nach dem Untergang des Weströmischen Reiches im Jahr 476 bewahren die Herrscher von Konstantinopel das Erbe der Cäsaren noch rund 1000 Jahre. Doch woher nehmen sie die Kraft dazu?

Der Schlüssel zu der bemerkenswerten Stabilität des Imperiums ist seine Hauptstadt: Wieder und wieder wird Konstantinopel belagert, aber 900 Jahre lang halten seine Mauern stand. Zu mächtig sind die Befestigungsanlagen, zu

* Die „Byzantiner“ haben sich selbst nie so bezeichnet. Sie nannten sich *Rhomaioi* (griechisch für „Römer“). Denn in ihren Augen lebten sie noch immer im Imperium Romanum. Den Begriff „Byzanz“ haben erst spätere Historiker geprägt, um das Reich von Konstantinopel vom lateinischen Kaisertum abzugrenzen. Was exakt der Anfang dieses Reiches gewesen ist, bleibt unter den Forschern umstritten. Einig sind sie sich indessen, dass die Keimzelle das im Jahr 330 n. Chr. eingeweihte Konstantinopel war. Deshalb lassen wir die vorliegende Ausgabe über die Geschichte des Byzantinischen Reiches mit diesem Datum beginnen.



schwierig ist für Belagerer die Abriegelung der Metropole am Bosphorus, die an drei Seiten von Wasser umgeben ist.

Wäre die Kapitale des Reiches bei einem dieser Angriffe gefallen, hätte die byzantinische Geschichte möglicherweise ein frühes Ende gefunden: ähnlich wie es im von den Germanen eroberten Westen geschah, nachdem die Barbaren Rom geplündert hatten. So aber behalten die Kaiser von Byzanz die Kontrolle über ihre Kapitale – und damit über den effektivsten Herrschaftsapparat jener Zeit.

Denn anders als die christlichen Könige im Abendland, die sich im Mittelalter bisweilen auf eigenwillige adelige Gefolgsleute stützen müssen, regieren die byzantinischen Monarchen ihr Reich mittels einer zentralen Verwaltung. Von Konstantinopel aus können die Kaiser ihren Willen daher auch in entfernten Provinzen durchsetzen und dort selbst nach Rückschlägen ihre Herrschaft schnell wiedererrichten.

Dabei profitieren sie von dem legendären Reichtum, der sich im Laufe der Jahrhunderte in Konstantinopel durch Handel angesammelt hat. Bis zum Angriff der Kreuzfahrer im Jahr 1204 ist Byzanz eine wirtschaftliche Supermacht, sind seine Goldmünzen die Leitwährung des gesamten Mittelmeerraums.

Im Jahr 565, beim Tode Kaiser Justinians, ist Byzanz so groß wie nie zuvor – und nie mehr danach.

Denn schon bald schrumpft das Reich: Erst geht Italien verloren, dann auch die Levante und Nordafrika

Die Steuern, die Kaufleute sowie Bauern zahlen, legen die Kaiser oft in Kirchenschätzen an – denn dies sind Reserven, die sie bei Bedarf versetzen können, um Truppen auszuheben oder sich durch Tribute Zeit zu erkaufen.

Aber es sind nicht nur die Mauern, die Beamten und das Geld, die Byzanz stützen, es ist auch ein weniger greifbarer Faktor: Als christliche Vormacht des Ostens wird das Kaiserreich selbst von seinen Feinden bewundert. Erbitterte Gegner, wie etwa der Großfürst von Kiew, geraten nach und nach unter den Einfluss der orthodoxen Kirche und nehmen schließlich den Glauben der Byzantiner an. So sichern auch die vom Bosphorus ausgesandten Missionare dem Reich neue Verbündete unter fremden Völkern.

Und dennoch fällt auch dieses Reich schließlich. Der Weg in den Untergang beginnt mit dem Triumph der

Kreuzfahrer im Jahr 1204: Die katholischen Ritter wenden sich gegen die vermeintlichen Häretiker im orthodoxen Konstantinopel, plündern die Stadt aus und zerschlagen zugleich die Verwaltung.

Zwar gelingt es den Byzantinern später, ihre Kapitale zurückzugewinnen und das Imperium zu erneuern – aber das Reich ist nun stark geschwächt.

Die türkischen Osmanen werden diese Krise für sich nutzen: Im Verlauf des 14. Jahrhunderts erobern sie systematisch fast alle Besitzungen des griechischen Kaisers. Und anders als die Gegner früherer Zeiten verschwenden sie ihre Kräfte nicht mit blindem Anstürmen, sondern bereiten ihre Attacken auf die byzantinische Hauptstadt lange und geduldig vor. Nach und nach schneiden sie die Kapitale von ihrem Hinterland ab und umzingeln sie schließlich – bis der Moment zum entscheidenden Angriff gekommen ist.

Und so ähnelt der Untergang von Byzanz, so dramatisch der Endkampf um die Stadt im Mai 1453 auch ist, keinem plötzlichen Erdstoß. Sondern eher einem allmählichen Erlöschen.

Langsam und unausweichlich. ●

Joachim Telgenbüscher, Jg. 1981, ist Textredakteur im Team von GEOEPOCHE.

DIE NACHFOLGER DER CÄSAREN



Unter Kaiser Justinian erreicht das Byzantinische Imperium seine größte Ausdehnung. Der Herrscher, der 527 n. Chr. den Thron in Konstantinopel bestieg, eroberte die Provinzen in Nordafrika und Südspanien zurück und unterwarf zudem noch die Italienische Halbinsel. Doch mit seinem Ehrgeiz überspannte der Herrscher die Grenzen des Reiches.

Anfangs ist Konstantinopel nur eine von mehreren kaiserlichen Residenzen im Imperium, doch als Rom 476 n. Chr. endgültig an die Germanen fällt, steigt die Metropole am Bosphorus zur neuen Königin der Städte auf. Fortan regieren die byzantinischen Herrscher von dort aus das glänzendste Reich des Mittelalters. Ihre Schätze aber wecken den Neid gefährlicher Gegner — Bildtexte: JOACHIM TELGENBÜSCHER



tinopel besteigt, erobert ehemals römische Gebiete
sohn schließlich die Kräfte seines Reiches

EINE STADT FÜR DEN KAISER

Nachdem er im Jahr 324 n. Chr. seinen letzten Rivalen im Imperium besiegt hat, befiehlt der römische Kaiser Konstantin der Große den Bau einer prächtigen Residenz am Bosphorus – und gibt ihr seinen Namen. Konstantinopel soll für ewig von der Allmacht des Herrschers künden



Binnen weniger Jahre verwandeln Baumeister die kleine griechische Hafenstadt Byzantion in eine Metropole. Um die Neugründung auszuschnücken, lässt der Imperator – hier gibt er Architekten Anweisungen – Schätze aus dem ganzen Reich herbeischaffen

KAMPF UMS ÜBERLEBEN

Die Wirren der Völkerwanderung, die das Römische Imperium im Westen zu Fall bringen, übersteht Byzanz, wird aber im 7. und 8. Jahrhundert ebenfalls angegriffen: von Slawen und Awaren, Persern und Arabern. Doch das Reich widersteht den Attacken – wenn auch unter großen Verlusten





Ende eines Erzfeindes: Mehr als zwei Jahrzehnte lang führt der Perserkönig Chosrau II. Krieg gegen Byzanz, erobert Syrien, Palästina sowie Ägypten und raubt aus Jerusalem die angeblichen Überreste des Kreuzes, an dem Jesus Christus hingerichtet wurde (oben rechts). Doch dann zieht Kaiser Heraklios mit einem Heer nach Osten und besiegt den Rivalen. Chosrau wird enthauptet – allerdings von einem einheimischen Gegner und nicht vom byzantinischen Herrscher, wie hier dargestellt



Bei großen Konzilien, wie hier in Konstantinopel, versuchen die Bischöfe aus Ost und West, ihren theologischen Zwist zu klären. Zu den Problemen, die sie entzweien, gehört unter anderem die Frage, ob den Gläubigen während des Abendmahls gesäuertes oder ungesäuertes Brot gereicht werden soll. Nichtchristen mag dies belanglos erscheinen, doch das Detail entwickelt eine enorme Sprengkraft



STREIT UM DAS WORT DES HERRN

Sie beten zum selben Gott, und doch entfremden sich die Christen im Osten und Westen im Laufe der Zeit voneinander. Im Jahr 1054 eskaliert der schwelende Konflikt zwischen Rom und Konstantinopel: Ein päpstlicher Gesandter beschuldigt den höchsten Bischof der Kaisermetropole der Irrlehre – und belegt ihn mit einem Kirchenbann





DIE MEISTER DER MISSGUNST

In den Gemächern des Palastes von Konstantinopel ringen Höflinge, Eunuchen, Kaiserwitwen und Offiziere um die Macht. Wer im Spiel der Intrigen unterliegt, dem drohen Folter, Blendung oder Tod. Die einzige Hoffnung für Verlierer: der Gang ins Kloster

Umringt von ihrem Gefolge, betet eine (vom Maler nicht benannte) Kaiserin am Grab ihrer Ahnen. Immer wieder prägen ehrgeizige Frauen die Geschehnisse des Reiches: Die Herrscherwitwe Irene lässt im Jahr 797 gar den eigenen Sohn blenden, um selbst zu regieren

CHRISTEN GEGEN CHRISTEN

Anfangs ist Venedig eine Kolonie von Byzanz, später ein Verbündeter – und schließlich dessen Todfeind. Denn 1204 greift ein vom Dogen der Lagunenstadt geführtes Kreuzritterheer Konstantinopel an, um sich der Metropole und ihrer Schätze zu bemächtigen

Tagelang plündern, schänden, morden die Eroberer in Konstantinopel, legen Brände, die weite Teile der Stadt verheeren. Ermutigt werden sie von katholischen Geistlichen, die die orthodoxen Christen zu Häretikern erklären





DIE ZEIT DER FREMDEN HERREN

Nach ihrem Sieg gründen Venezianer und Kreuzfahrer ein eigenes Kaiserreich am Bosphorus – doch es ist zu schwach, um die verbliebenen Hochburgen der Byzantiner etwa in Kleinasien zu unterwerfen. Und so werden die Lateiner nach einigen Jahrzehnten wieder vertrieben

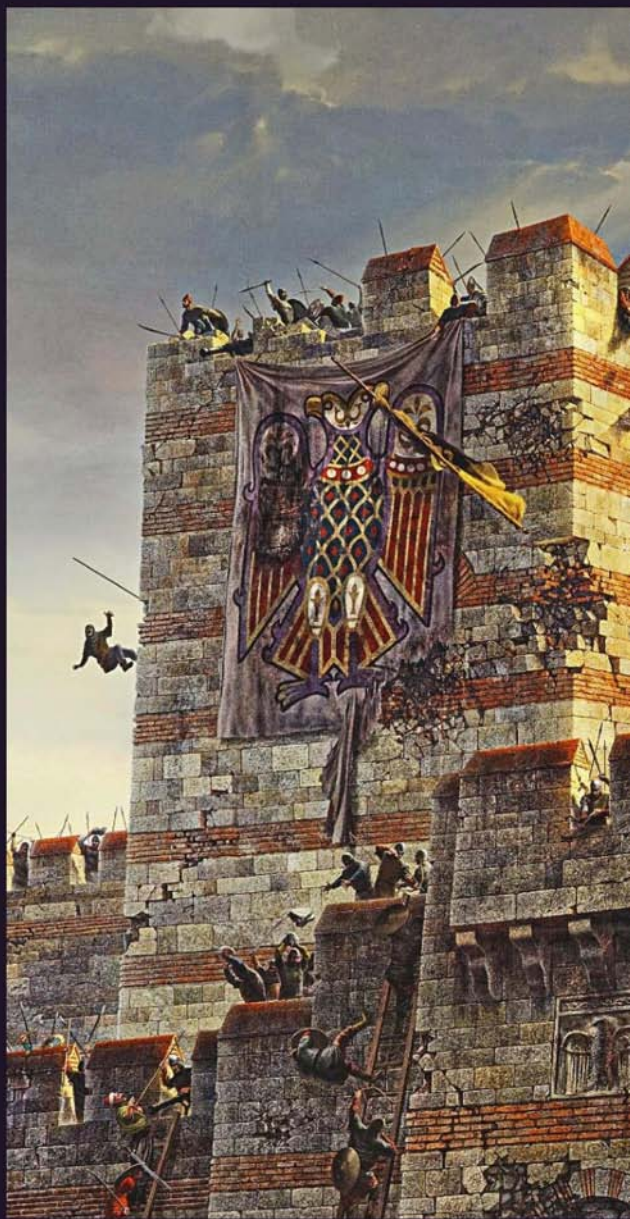




Im Allerheiligsten des Byzantinischen Reiches, der Hagia Sophia, krönen die Eroberer am 16. Mai 1204 einen der Ihren zum neuen Kaiser: Balduin I., den Grafen von Flandern. Doch das Reich, das die Lateiner am Bosphorus errichten, ist von Anfang an bedroht. Denn die Kreuzfahrer sind untereinander zerstritten, und die Byzantiner rüsten schon bald zum Gegenangriff

DIE LETZTEN TAGE VON BYZANZ

Unter dem Ansturm der Osmanen, die ab etwa 1300 weite Teile Kleinasiens erobern, schrumpft das Byzantinische Reich zum Zwergstaat. 1453 befiehlt der Sultan den Angriff auf Konstantinopel. Verzweifelt wendet sich der Kaiser an die Christen im Westen – doch nur wenige Kämpfer unterstützen ihn. Und so fällt an einem Tag im Frühjahr 1453 mit der Hauptstadt auch das Imperium





Mehr als 1000 Jahre lang wird Konstantinopel durch seine Mauern geschützt – bis die Osmanen sie mit neuartigen Geschützen zertrümmern, darunter eine Kanone, deren Kugeln mehr als eine halbe Tonne wiegen. Als der letzte byzantinische Kaiser am 29. Mai 1453 erkennt, dass seine Stadt verloren ist, stürzt er sich in den Kampf. Sein Leichnam wird nie gefunden ●



Konstantinopel ist an drei Seiten von Wasser umgeben, nur im Westen kann ein Heer über Land angreifen. Die Illustrationen zeigen die Stadt um das Jahr 400 n. Chr.

An aerial illustration of Constantinople (modern-day Istanbul) showing the city's extensive grid-like street pattern, numerous domed buildings, and its location on the Bosphorus strait. The city is depicted with a mix of brown and blue tones, representing the architecture and the water. The title 'Das neue Rom' is overlaid on the image, with 'neue' in a red box.

Das neue Rom

Am Schauplatz seines größten Sieges lässt der römische Kaiser Konstantin ab 324 n. Chr. eine Stadt errichten, die seinen Namen trägt. Strategisch günstig gelegen am Schnittpunkt zwischen Europa und Asien, wächst Konstantinopel zu einer glänzenden Metropole heran – und zur Kapitale des Imperiums im Osten

Text: JOHANNES STREMPER; Illustrationen: TIM WEHRMANN



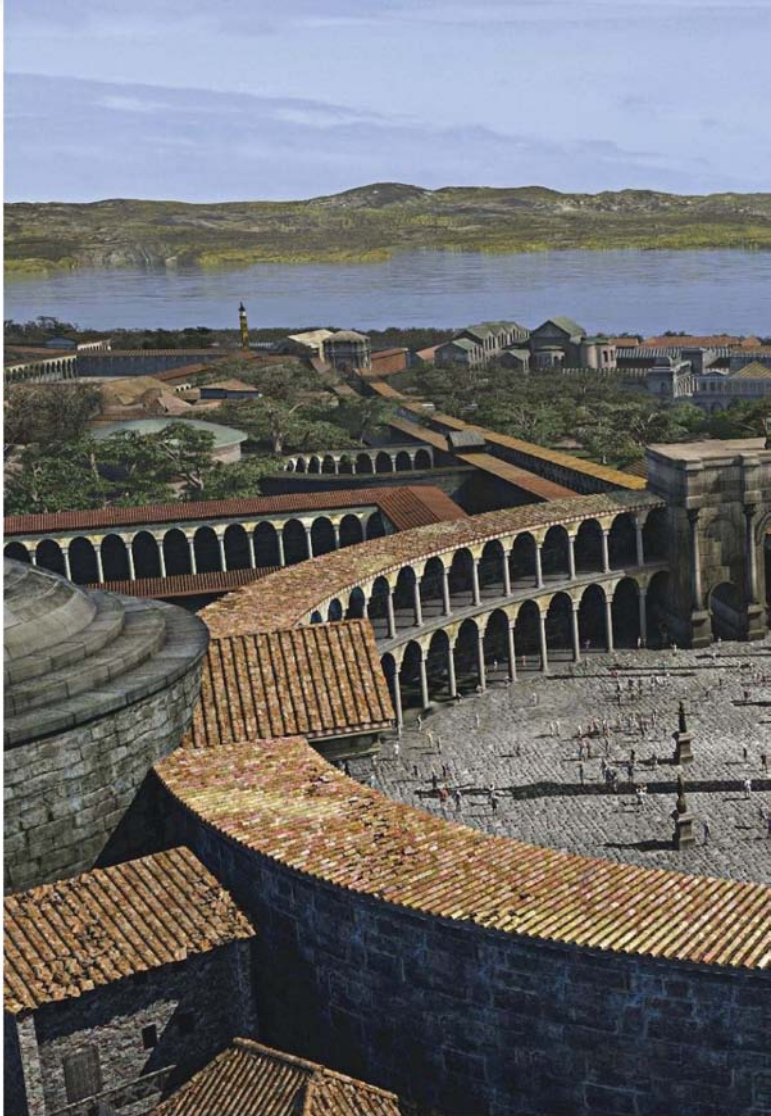
Kein Zweifel, dass dies *seine* Stadt ist: An jedem Platz, jeder Straßenkreuzung erheben sich Statuen, Skulpturen, Büsten mit seinem Antlitz. An ihrem höchsten Punkt steht sein mächtiges Mausoleum, in dem er einst begraben werden soll. Ein Heiligtum im Zentrum ist allein seiner göttlichen Weitsicht gewidmet: der Tempel der Sophia, der Weisheit. Und natürlich trägt die Metropole seinen Namen. Konstantinopel, die Stadt des Konstantin.

Niemanden wird es verwundern, dass auch die Feier zur Einweihung dieser Neugründung am Bosphorus vor allem ihm gilt, dem Kaiser. Bereits tags zuvor, am 10. Mai des Jahres 330 n. Chr., ist eine Kolossalstatue des Herrschers aufgestellt worden. Eine Prozession aus Würdenträgern und Soldaten versammelte sich dazu am Kapitol im Westen und begleitete das auf einem Wagen aufgebahrte Standbild anschließend über die Mese, die Hauptachse der Stadt, zum Forum. Neue, zum Teil zweigeschossige Säulenhallen säumen diese Straße.*

Am Forum dann zogen Arbeiter die Statue Konstantins auf eine knapp 40 Meter hohe Säule aus rotem Porphyrt. Priester sangen Weihelieder, die Truppen ließen ihren Kriegsherrn hochleben. Nackt zeigt das Standbild den Kaiser: In der einen Hand hält er eine Lanze, in der anderen einen Globus. Die siebenzackige Strahlenkrone des Sonnengottes umspielt sein Haupt. „Konstantin, der wie die Sonne leuchtet“, soll, so eine spätere Beschreibung, eine Inschrift am Sockel des Monuments verkünden.

Hinter all dieser Pracht jedoch tut sich vielerorts Leere auf. Die Stadt ist ja

* Über den genauen Hergang der Einweihungsfeier finden sich in den Quellen widersprüchliche Angaben: die Redaktion hat aus den zahlreichen Fragmenten einen plausiblen Ablauf rekonstruiert.



lange noch nicht fertiggestellt: Neben vielen Ladenzeilen, Wohnhäusern und Märkten liegen Brachen und Baugruben, türmen sich Ziegelberge. Frisch verputzte Villen sind von Äckern und Schafweiden umgeben, sauber gepflasterte Alleen führen auf leere Wiesen.

Am Morgen dieses 11. Mai strömt das Volk in den Hippodrom, die Rennbahn der Metropole, die dem Circus

Maximus in Rom nachempfunden ist. Als hier die feierliche Zeremonie zur Einweihung der neuen Stadt beginnt, setzt sich die kaiserliche Selbstverherrlichung fort: Soldaten in langen Mänteln und mit weißen Kerzen in der Hand führen eine vergoldete Statue Konstantins in die Arena. Die Prozession umrundet die 450 Meter lange Bahn bis vor die Kaiserloge an der Ostseite des Stadions.



Arkaden umgeben das Konstantinsforum. Auf dem rund 30 000 Quadratmeter großen Platz, mit einer Statue des Kaisers im Zentrum, finden Feste statt, enden Prozessionen und Triumphzüge

Dort steht nun der leibhaftige Herrscher, umringt von seinen Söhnen und dem Hofstaat. In goldbestickten Purpur ist er gekleidet, sogar seine Schuhe schmücken Juwelen. Auf dem Kopf blitzt ein mit Perlen und Edelsteinen besetztes Diadem.

„Keiner derer, die vor ihm Kaiser waren, hatte jemals so etwas getragen“, schreibt ein späterer Chronist.

Was mögen die Zuschauer von dem Anblick halten? Das Volk ist es ja gewohnt, dass die Gebieter des Imperiums sich Residenzstädte zum eigenen Ruhm und fernab von Rom errichten lassen. Dass sie die Neugründungen nach sich benennen und die Foren, Straßen, Tempel mit ihren Bildnissen überziehen.

Aber in dieser Maßlosigkeit hat es das noch nie gegeben. Denn Konstantin

lässt sich wohl schon zu Lebzeiten feiern, als wäre er nicht Kaiser, sondern Gott. Dazu noch das Diadem – seit den Zeiten Alexanders des Großen das Insigne eines gottgleichen Alleinherrschers, von den Römern lange abgelehnt als Symbol königlicher Tyrannei.

Auch der Bau seiner Stadt übertrifft vermutlich alles, was die Menschen bis dahin kannten. Die unbedeutende griechische Handelsiedlung Byzantion, gelegen auf einer schmalen, hügeligen Halbinsel, hat Konstantin auf die fünffache Größe erweitert, als er eine neue Stadtmauer rund drei Kilometer vor der alten errichten ließ.

Doch wozu all das? Wer soll all den leeren Raum, all dies steinige Land denn füllen?

Wohl niemand vermag sich lange Zeit vorzustellen, dass an einem solchen Ort, knapp 1400 Kilometer entfernt von Rom gelegen, jemals eine prächtige Metropole erblühen wird.

Gegründet wird Byzantion um 660 v. Chr. von griechischen Kaufleuten. Denn diese Stelle ist für eine Handelsstadt besonders günstig: Die Landzunge von Byzantion liegt am südlichen Ende des Bosphorus – einer Meerenge, die den europäischen vom asiatischen Kontinent trennt und das Schwarze Meer mit dem Marmarameer verbindet (siehe Karte Seite 32). An dessen westlichem Ende führen die Dardanellen, eine weitere Meerenge, in die Ägäis und das Mittelmeer. Straßen und Schifffahrtsrouten zwischen Orient, Asien und Europa verlaufen also in direkter Nähe der Siedlung.

Als Konstantin im Jahr 324 n. Chr. erstmals auf Byzantion blickt, da kommt er, um Krieg zu führen. In der Stadt verschanzte sich der letzte seiner Rivalen um die Alleinherrschaft über Rom (zeitweilig regierten sieben Männer gleichzeitig). Seine anderen Konkurrenten hat der um 275 im heutigen Serbien geborene Konstantin in jahrzehntelangen, blutigen Bürgerkriegen ausgeschaltet.

Konstantin lässt Material aus dem ganzen Reich herbeischaffen

Nun geht es noch gegen Licinianus Licinius, der sich hinter die schützenden Mauern von Byzantion zurückgezogen hat. Zwei Monate lang belagert Konstantin die Stadt, dann flieht Licinius mit seinen Truppen über den Bosphorus auf die asiatische Seite. Dort schlägt Konstantin ihn am 18. September. Licinius lässt er ermorden.

Erstmals seit fast 40 Jahren regiert nun wieder ein Kaiser das Imperium. Und als Erinnerung an seinen Sieg erhebt der Herrscher den Ort des Triumphes zu seiner Stadt. Zur *Konstantinou polis*, wie sie auf Griechisch heißt.

Doch Konstantin hat noch mehr vor mit der Siedlung am Bosphorus: Sie soll eine seiner Residenzen im Osten werden. Denn seine Lage macht Byzantion zu einem geeigneten Regierungssitz.

Wie gut sich die Stadt verteidigen lässt, hat Konstantin bei seiner mehrmonatigen Belagerung erfahren. Nur im Westen muss sie mit Mauern gesichert werden, auf drei Seiten ist Byzantion durch das Meer und steile Ufer geschützt. Dazu kommt die mächtige Strömung: „Der Bosphorus ist von größtem Vorteil für die Einwohner“, schreibt der Historiker Cassius Dio. „Denn es ist unvermeidlich, dass jeder, der in seinen Sog gerät, an Land gedrückt wird.“ Gut für Handelsschiffe, die den natürlichen Ha-

fen im Norden der Stadt anlaufen. Aber verheerend für feindliche Flotten.

Zudem liegt Byzantion am Schnittpunkt zwischen Europa und Asien, von Donau und Euphrat etwa gleich weit entfernt – und damit von jenen zwei Fronten, an denen das Imperium herausgefordert wird. Denn seit dem 3. Jahrhundert drängen Germanen über Rhein und Donau ins Imperium, und im Osten bedrohen die Perser das römische Syrien.

Auch führen vom Bosphorus aus gut ausgebaute Heerstraßen in die gefährdeten Donauprovinzen und an die Adria sowie nach Kleinasien. Und übers Schwarze Meer lassen sich Truppen bis nach Armenien an die äußersten Reichsgrenzen schaffen.

Nicht zuletzt dürfte für Konstantin auch eine Rolle spielen, dass noch keiner seiner Vorgänger die Stadt für sich entdeckt hat. Er kann also den Kult um seine Person, seine Verherrlichung als Kaiser nahezu ohne jede Rücksicht auf frühere Herrscher ausleben.



Zwei Monate nach der Schlacht gegen Licinius, im November 324, gibt der Kaiser dem künftigen Konstantinopel in einem Ritus seinen Namen und seine neue Grenze. Astrologen haben zuvor wohl den Lauf der Gestirne beobachtet, Auguren den Flug der Vögel gedeutet, um das günstigste Datum (wahrscheinlich ist es der 13. Januar) zu berechnen.

An diesem Tag versammeln sich der Kaiser und der Hofstaat auf dem Feld, weit vor den Toren Byzantions. Begleitet von Priestern schreitet Konstantin den Verlauf der künftigen Stadtmauer ab –



vom Goldenen Horn, einer Bucht im Norden, in einem weiten Bogen über die Halbinsel bis zum Marmarameer im Süden. Dabei zieht er mit einem liturgischen Stab eine Furche in den Boden.

Als die religiösen Würdenträger darauf hinweisen, wie weit entfernt von der alten Stadt Konstantin die Linie zeichne, entgegnet der Kaiser, eine „himmlische Macht“ führe ihm die Hand, daher werde er weitergehen, bis die ihn aufhalte. (Weder der Kaiser noch sein Gefolge können ahnen, dass nur ein Jahrhundert später einer seiner Nachfolger eine neue Mauer wird bauen müssen, weil das Stadtgebiet zu klein geworden ist.)

Schon bald nach der feierlichen Grenzziehung beginnen die Arbeiten. Konstantin lässt Material und Männer aus allen Teilen des Reiches heranschaffen. Es ist vermutlich die größte Baustelle des Zeitalters, auf der hier in den folgenden Monaten gearbeitet wird.

Doch kein antiker Schriftsteller hat im Detail über sie berichtet, und weil Konstantinopel in den späteren Jahrhunderten immer wieder überbaut wird, können auch Archäologen nur wenig über die Anfänge der Stadt sagen.

Gewaltige Mauern schützen Konstantinopel zur Landseite hin – durch mehrere Portale können sie passiert werden (hier eines der Haupttore im Südwesten der Stadt)

Fest steht, dass Konstantin eine ungeheure Menge Geld in die neue Metropole investiert – Beute etwa von seinem geschlagenen Gegner Licinius, der ein großes Vermögen in Byzanzion zurückgelassen hat. Zudem konfisziert der Kaiser wohl heidnische Tempelschätze, erhebt neue Sondersteuern und zieht die Einkommen anderer Städte ein.

Im Osten des Reiches wird dem Herrscher denn auch bald Prasserei vorgeworfen: Konstantinopel sauge wie ein Parasit den ganzen Wohlstand des Imperiums auf und ruiniere die übrigen Städte, schreibt ein bedeutender griechischer Redner. Der Monarch „verschwendete die öffentlichen Gelder an zahllose zwecklose Bauten und errichtete unter ihnen auch manche, die kurze Zeit später einstürzten, weil sie in der Eile nicht fest genug ausgeführt waren“, notiert ein kritischer Historiker noch mehr als 150 Jahre später.

Konstantin braucht das Geld nicht nur für seine Bauwerke, sondern auch, um Einwanderer in die Stadt zu locken. „An das Volk ließ er auf Staatskosten Lebensmittel verteilen und schuf damit eine Einrichtung, von der es bis auf den

heutigen Tag Nutzen zieht“, schreibt der Historiker weiter. Tatsächlich erhalten die Bürger aus den ärmeren Schichten Brot aus den staatlichen Bäckereien, sofern sie in Konstantinopel ein Haus errichten. Und von 332 an wird jeder Grundbesitzer ähnlich wie in Rom kostenlos mit Getreide versorgt.

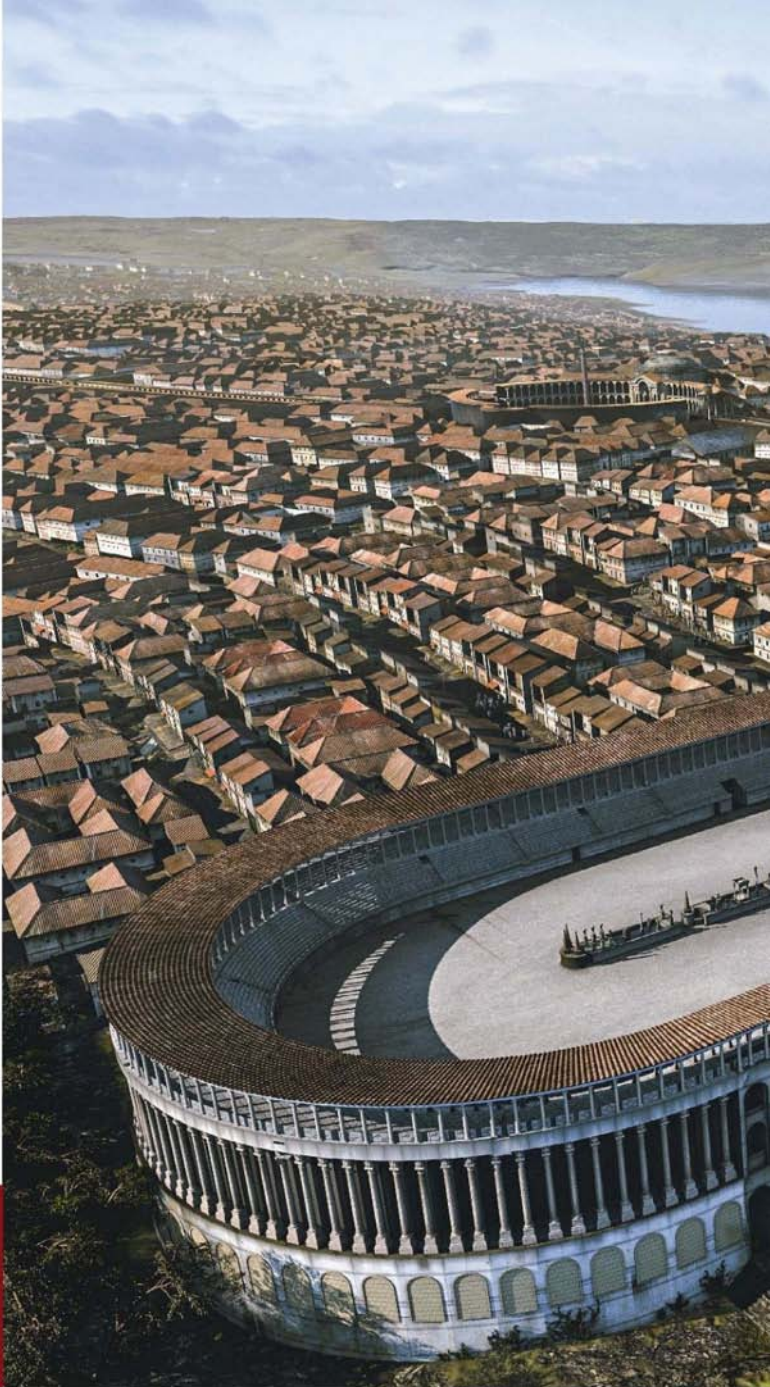
Konstantin gewährt noch weitere Privilegien: Die Einwanderer müssen keine Steuern auf ihren Grundbesitz entrichten, Architekten werden großzügig Abgaben erlassen, und Adelige, die sich in der Stadt ansiedeln, erhalten zusätzlich Ländereien in Kleinasien.

Doch offenbar ist es nicht einfach, die Eliten des Reichs für die Neugründung zu begeistern. Einigen bietet Konstantin Geld, anderen schenkt er gleich ein Anwesen: „Weil er die Einheimischen als Bürger nicht für zahlreich genug hielt, ließ er an den Straßen riesige Gebäude errichten, machte angesehene Männer mit ihren Angehörigen zu Eigentümern und ließ sie sich in diesen Häusern ansiedeln“, notiert ein Chronist.

Besonders die Aristokratie aus Rom zielt sich. In einer legendenhaften Geschichte der Stadtgründung wird berichtet, Konstantin habe zwölf römische Senatoren auf einen Feldzug gegen die Perser gesandt und während ihrer Abwesenheit ihre Familien nach Konstantinopel bringen lassen. „Er befahl auch den Baumeistern, ihre Häuser genau zu betrachten und die Lage jedes einzelnen, wie es lag.“

Dann habe der Kaiser die Architekten möglichst genaue Kopien der Anwesen errichten lassen, und als die Senatoren nach ihrer Rückkehr in Konstantinopel „ihre Tore sahen, die Höfe und die Aufgänge, dass sie wie in Rom waren, die Maße, Formen und Höhen sowie den Ausblick von den Fens-

Im Hippodrom
können bis zu 50 000
Zuschauer Wagen-
rennen verfolgen, aber
auch Theaterstücke,
Tierhetzen – und
Hinrichtungen



METROPOLE ZWISCHEN DEN MEEREN



Konstantinopel liegt ideal, um den Handel zu beherrschen: An der Grenze zwischen Europa und Asien kontrolliert die Stadt den Bosphorus und damit den Seeweg zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meer. Zudem führen gut ausgebaute Straßen in die Stadt – vor allem die über 1000 Kilometer lange Via Egnatia, die von der Adriaküste über den Balkan direkt bis ins Zentrum der Metropole verläuft und so Westen und Osten des Römischen Imperiums verbindet

tern, glaubten sie in ihrer Fantasie in Rom zu sein“. Als die Adeligen ihre Familien in den neuen Häusern antreffen, lassen sie sich tatsächlich in der Stadt am Bosphorus nieder.

Legenden wie diese gibt es viele über die Gründung von Konstantinopel, belegtes Wissen wenig. Der Stein für die Prachtbauten stammt von der Insel Prokonnesos im Marmarameer, die für ihren weißgrauen Marmor berühmt ist. Aber woher kommen die Tausende von Arbeitern, die auf den Baustellen schuften müssen? Sind es Sklaven oder vielleicht die besiegten Truppen des Licinius?

Wer plant all die neuen Viertel und Quartiere, in was für Häusern wohnt das einfache Volk, welcher Teil der Stadt fällt sich zuerst mit Leben? Die Quellen verraten nur Bruchstücke.

Wahrscheinlich entwickelt sich die Bebauung ganz allmählich von der Altstadt im Osten nach Westen, und dies an den Hauptachsen, die der Kaiser trassieren lässt. Es sind fünf: jeweils eine Uferstraße an der südlichen und der nördlichen Küste und dann zwei vertikale Straßen, die von neuen Häfen am Marmarameer quer über die Halbinsel zu den alten am Goldenen Horn führen.

Die Mese, die Hauptstraße des alten Byzantion, lässt der Herrscher aus der Altstadt nach Westen verlängern. Im Zentrum der Neustadt gabelt sie sich und führt zu den zwei Hauptdurchfahrten in der Konstantinischen Mauer. Das südliche der beiden heißt „Goldenes Tor“.

Zwischen diesen Achsen breitet sich vermutlich ein chaotisches Gewirr von Gassen aus – vielleicht aber auch ein streng geplantes, rechtwinkliges Straßennetz, darüber streiten die Archäologen.

Da das Terrain sehr hügelig ist, müssen die Arbeiter Terrassen für die Häuser anlegen. Die abgetragene Erde schütten sie am Ufer der Halbinsel auf und gewinnen so zusätzlichen Baugrund.

„So verwandelte man einen nicht geringen Teil der ringsum strömenden See in Festland“, schreibt ein Chronist, „indem man im Kreis Pfähle in den Boden rammt und darauf Gebäude setzte, in einer Zahl, die schon hinreichte, eine ansehnliche Stadt zu bilden.“

Konstantin gründet eine Bibliothek, eine Schreibschule – und der Legende

nach ein Bordell, um die Straßenprostitution einzudämmen. An den Häfen lässt er große Magazine für Getreide erbauen, und an der Hauptstraße möglicherweise einen Rindermarkt mit einem Rasthaus.

Dort liegen auch die Bauwerke, die den obersten Zweck der Stadt versinnbildlichen: die Verherrlichung des Kaisers. Vermutlich muss man sich das frühe Konstantinopel als eine Art Geisterstadt vorstellen, beherrscht vom Marmor der Prachtalleen und Repräsentationsbauten, bewohnt von wenigen Menschen.



Wer die Stadt durch das Goldene Tor im Westen betritt, passiert schon hier ein erstes Standbild Konstantins. Nach etwa anderthalb Kilometern, an einer Gabe-

lung der Hauptstraße, erhebt sich auf einem Hügel die Tempelanlage des Kapitols, erreichbar über eine ausladende Freitreppe.

Hier stehen Skulpturen der traditionellen römischen Götter Jupiter, Juno und Minerva, doch im Zentrum thront auch hier eine Statue des Kaisers.

Etwas weiter, auf Höhe des alten Stadttors von Byzantion, liegt das Konstantinsforum, das Herz der Metropole. Rund 30 000 Quadratmeter misst der kreisrunde, mit großen Platten gepflasterte Platz, der von zweigeschossigen Arkaden umfasst ist.

In seiner Mitte lässt der Herrscher auf einem Stufensockel eine gut 40 Meter hohe Säule aus rotem Porphyrr errichten, die aus neun Einzelstücken besteht und mit umlaufenden Lorbeerkränzen verziert ist.

Zur Feier der Stadtweihe im Jahr 330 hieven Arbeiter die Statue von Konstantin als Sonnengott auf ihre Spitze. Die Konstantinssäule wird schon bald zum Wahrzeichen der Stadt, zum Zielpunkt der Triumphzüge späterer Kaiser, zur Pilgerstätte des Volkes.

An der Südostseite des Forums liegen der Amtssitz des Statthalters und ein Gefängnis. Im Norden steht ein überkuppelter Rundbau, in dessen Innern in Zukunft jenes zweite, vergoldete Standbild Konstantins aufbewahrt wird, dem die Soldaten bei der Einweihungsfeier durch den Hippodrom Geleit geben.

Der Herrscher verfügt, dass diese Zeremonie künftig am 11. Mai eines jeden Jahres zu wiederholen ist.

In der Altstadt, 500 Meter weiter östlich, erstreckt sich einer der wichtigsten Plätze Konstantinopels: das Augusteion. Hier tagt in einer dreischiffigen Halle der Senat. Am Südwestende der rechteckigen Fläche, etwa in der Mitte der Hauptstraße, hat Konstantin einen vierbogigen Kuppelbau als monumentale Version des Goldenen Meilensteins von Rom aufstellen lassen, der seit der Zeit des Kaiser Augustus auf dem Forum Romanum steht. Wie bei dem Original sind die Entfernungen zu den bedeutendsten Städten des Reiches eingemeißelt.

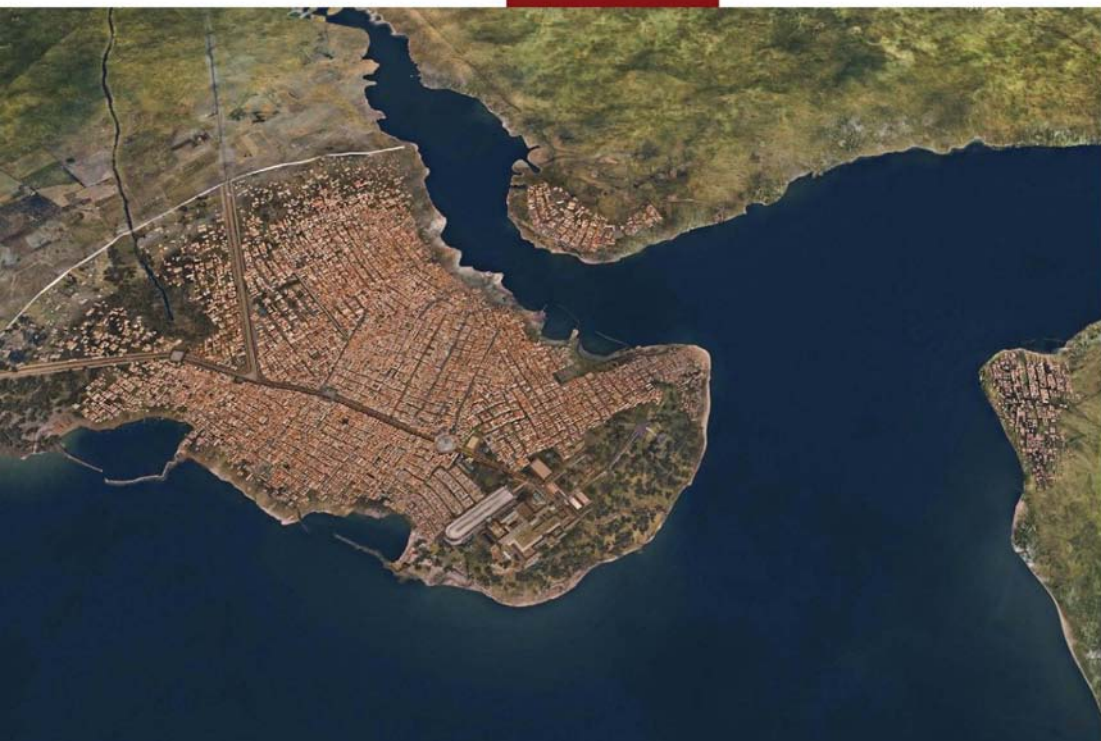
Dieser Meilenstein, dazu ein Senat, ein Kapitol sowie ein Hippodrom, das in

Konstantinopel
grenzt an drei Gewässer:
im Süden an das
Marmarameer, im
Osten an den Bosporus,
im Norden an das
Goldene Horn, eine
längliche Bucht

Größe und Pracht mit dem Circus Maximus konkurrieren kann: Schon bald kommt der Verdacht auf, der Herrscher wolle mit Konstantinopel nicht nur eine Residenz gründen, sondern gleich eine neue Hauptstadt, „zur Eifersucht Roms“, wie ein späterer Chronist schreibt.

Tatsächlich nennen viele die Stadt schon kurz nach der Gründung ein „zweites Rom“. Eine Anmaßung: Schließlich ist die Stadt am Tiber nach wie vor die ideale Kapitale des Reiches – *caput mundi*, das Haupt der Welt (auch wenn die Kaiser schon seit Längerem in der Regel nicht mehr in Rom residieren, sondern in Regierungssitzen, die näher an den gefährdeten Grenzen liegen, etwa in Trier, Nikomedia oder Antiochia).

Auch de jure ist Konstantinopel nur eine weitere Kaiserresidenz. Der Senat am Bosporus steht im Rang unter dem in Rom. Statt eines Präfekten regiert in der Stadt des Kaisers nur ein gewöhnlicher Statthalter. Und anders als in Rom, das vom Militär nicht betreten werden



darf, ist in Konstantinopel die Leibwache des Herrschers stationiert.

Konstantin selbst bezeichnet seine Neugründung wohl niemals als „zweites Rom“, sondern nennt sie bei ihrem Namen, der auch der seine ist. Denn er baut sie allein für sich, nicht als Hauptstadt, nicht einmal als Kaiserresidenz, wie die Erlasse zu seiner Nachfolge zeigen: Sein ältester Sohn wird das Reich vor allem vom weströmischen Trier aus verwalten.

Es ist zudem nicht ungewöhnlich, dass die Residenzen der Kaiser mit einem Baukomplex versehen werden, der aus einem Palast in Verbindung mit einem Hippodrom besteht. So wie in Konstantinopel: Am unteren Ende des Augusteion erhebt sich ein monumentaler Torbau – der Eingang zum Palastbereich.

Hinter dem Tor liegt an der Südspitze der Halbinsel ein großes Areal aus Gärten, Höfen und Gebäuden, das über einen Höhenunterschied von 26 Metern bis hinab an die Ufer des Marmarameers führt. In den folgenden Jahrhunderten werden die Kaiser diese Anlage ständig erweitern und verändern, daher können Archäologen kaum etwas darüber sagen, wie sie zur Zeit Konstantins aussah.

Hinter dem Eingang lässt er vermutlich eine Empfangshalle bauen. Daran schließen sich die Quartiere der Leibgarde an sowie ein weiterer Thronsaal und der Daphnepalast, in dem Konstantin und seine Familie wohnen. Über einen Treppenaufgang kann sich der Herrscher von dort direkt in die kaiserliche Loge im Hippodrom begeben.

Diese Pferderennbahn ist ein gewaltiger Bau, rund 450 Meter lang und 120 Meter breit. Am südlichen Ende schließt eine Kurve die Anlage ab, im Norden erhebt sich ein mehrgeschossiger Torbau – in seinem Innern warten die Wagenlenker in zwölf abgetrennten Boxen auf den Start.

Die kaiserliche Loge liegt im Osten, damit Konstantin vor die Zuschauer treten kann wie die aufgehende Sonne. Die Tribünen bieten Platz für wohl 50 000 Zuschauer. (Niemand kann heute mehr sagen, wie viele Einwohner die Stadt in der ersten Zeit nach der Neugründung hat. Im Jahr 332 aber stiftet

Konstantin Getreide, Wein und Öl für 80 000 Bürger, so viel ist bekannt, und bei seinem Tod 337 sollen 90 000 Menschen in der Metropole gewohnt haben.)

Im Hippodrom werden dem Volk Theaterstücke und Hinrichtungen geboten, Tierhetzen und Sportveranstaltungen. In erster Linie aber ist die Arena für Pferderennen bestimmt: Am nördlichen Ende der sandbedeckten Piste öffnen sich unter Posaunenklang gleichzeitig die Tore. Dann rasen die Wagen der Wettkämpfer in sieben Runden um ein gut 280 Meter langes Mauerwerk in der Mitte, das mit Statuen geschmückt ist.

Weil Kaiser Augustus einst im Circus Maximus von Rom einen im Volk viel bewunderten Obelisk aus Ägypten aufstellen ließ, plant wohl auch Konstantin, seinen Untertanen ein solches Monument bei der Stadtweihe im Hippodrom zu präsentieren.

Eine riesige Steinsäule aus Theben wird unter großem technischen Aufwand nach Alexandria geschafft, ein Spezialschiff soll sie von dort an den Bosphorus transportieren. Doch die Stele bleibt in Ägypten, aus welchem Grund auch immer. Erst Konstantins Sohn wird die Granitnadel aufstellen lassen.

Stattdessen beschlagen Arbeiter nun einen 32 Meter hohen, aus Ziegelsteinen gefertigten Obelisk mit Bronze und platzieren ihn in der Arena.



Ein neues Rom will Konstantin am Bosphorus zwar nicht errichten. Doch soll seine Stadt vielleicht der christliche Gegenentwurf zum heidnischen Rom sein?

Es war ja Konstantin, der im Jahr 313 in Mailand eine radikale religiöse Wende im Imperium Romanum eingeleitet hat: Der Kaiser ließ die Verfolgung der christlichen Gemeinden beenden, erkannte ihren Glauben offiziell an, förderte fortan den Kirchenbau.



Und seine großen militärischen Siege hat Konstantin, zumindest der Überlieferung nach, mit dem Kreuz als Feldzeichen seiner Soldaten errungen. Er ist der erste christliche Herrscher der Geschichte – auch wenn er sich erst kurz vor seinem Tode taufen lässt.

Doch in Konstantinopel ist für die Zeit des Kaisers nur eine einzige Kirche nachweisbar, die Hagia Eirene („Heiliger Friede“) in der Nähe des Augusteion, und sie existierte bereits im alten Byzanz. Andere Gotteshäuser mögen während seiner Regentschaft erbaut worden sein, aber sie spielen keine Rolle im Plan der Stadt, ihre Namen sind vergessen.

Die Hagia Sophia, die berühmteste und prächtigste Kirche der Metropole, wird erst von Konstantins Sohn und Nachfolger Constantius gegründet. Der Vater lässt an dieser Stelle, wohl im Jahr 326, zunächst ein geheimnisvolles Bau-



Konstantinopel

werk errichten, den Sophientempel, über den nur wenig bekannt ist.

Die Quellen berichten von etlichen Statuen und Bildnissen in der Anlage, die unter anderem die zwölf Tierkreiszeichen, den Mond, den südlichen Sternenhimmel, die Götter Zeus und Athene, mehrere römische Kaiser sowie Konstantin und Mitglieder seiner Familie darstellen. Anscheinend handelt es sich um ein astrologisches Staatsheiligtum, der Vorsehung und Weisheit des Kaisers gewidmet.

Der Sophientempel liegt direkt neben der Hagia-Eirene-Kirche. Es ist, als wollte Konstantin Christen wie Anhängern der alten Götterwelt jeweils ein Angebot zur Anbetung machen. Beide Gruppen, so der Wille des Kaisers, sollen sich mit der neuen Stadt identifizieren.

Ähnlich geht er wohl bei der Weihe seiner Statue auf der Porphyrsäule des

Dieser am Marmarameer gelegene Hafen ist nur einer von mehreren in der Stadt. Sie machen Konstantinopel für Jahrhunderte zu einer der wichtigsten Handelsmetropolen

Konstantinsforums vor: Priester, so wird es überliefert, bringen im Sockel der Säule sowohl Symbole der römischen Religion als auch christliche Reliquien wie etwa angebliche Splitter vom Kreuz Jesu und Stücke von Noahs Axt unter.

Vermutlich will Konstantin das Christentum in die Welt der alten Götter integrieren – so wie das zuvor schon mit vielen anderen Kulturen gelungen ist.

Christliche Schriften jener Zeit behaupten zwar, er habe heidnische Tempel in Konstantinopel einreißen oder überbauen lassen, tatsächlich aber ist das Gegenteil der Fall.

Er lässt Opferstätten wie die auf der alten Akropolis Byzantions bestehen und gründet mit dem Kapitol und dem Sophienheiligtum selbst mehrere heidnische Tempelanlagen, noch dazu an prominenter Stelle mitten in der Stadt. Auch lässt er ohne Rücksicht von über-

allher Götterstatuen und bedeutende Kunstwerke heranschaffen, um damit die Straßen und Plätze seiner Neugründung zu verschönern.

Konstantinopel wird geweiht, „und fast alle anderen Städte sind entblößt“, schreibt dazu resigniert ein Chronist.

Manche Plätze der Stadt werden so zu Freilichtmuseen des antiken Mythendkosmos. Standbilder der Hera, Aphrodite und des Paris schmücken wohl das Konstantinsforum, daneben stehen vergoldete Sirenen und Fabeltiere auf Säulen aus Porphyrt. Auf die gemauerte Barriere inmitten des Hippodroms wuchten Arbeiter vermutlich mehrere Standbilder des Herakles und ein Bildnis des Meerunge-

Das Palastgelände neben dem Hippodrom bildet eine eigene Stadt. Hier liegen die Gemächer der kaiserlichen Familie und die Quartiere der Leibgarde Konstantins

heuers Skylla, wie es sich auf das Schiff des Odysseus stürzt.

Eusebius, Bischof im palästinischen Caesarea, schreibt, Konstantin habe all die Statuen der alten Götter nur „zum Gelächter und zum Spott der Betrachter“ in der Stadt aufstellen lassen. Es ist wohl die halb verzweifelte Hoffnung eines Christen, der aus der religiösen Haltung seines Herrschers nicht recht schlau wird.

Immerhin entdeckt Eusebius bei einem Besuch in Konstantinopel zwischen den vielen Götzenbildern die Brunnenfigur eines Mannes, der ein Schaf auf den Schultern trägt – „das Symbol des Guten Hirten“, schreibt er, „das den Kennern der Heiligen Schrift



wohl vertraut ist“. Tatsächlich aber sollen all diese Bildnisse der neuen Stadt eine Geschichte geben, eine kulturelle Identität. Und das Christentum ist für Konstantin nur ein Kult unter vielen.

Auch das Mausoleum, das sich der Herrscher in Konstantinopel errichten lässt, ist für seine christlichen Untertanen eher verstörend. Nichts ist von dem Grabmal erhalten geblieben, aber es muss ein imposanter Rundbau mit Kuppel gewesen sein, der sich auf dem höchsten Hügel der Stadt im Nordwesten erhob.

Im Innern lässt Konstantin zwölf Schreine wohl in Kreisform aufstellen, in der Mitte seinen eigenen Sarkophag. Er wird ihn schon bald brauchen.



Im Jahr 337, dem 32. seiner Herrschaft, rüstet der Kaiser zu einem Feldzug gegen die Perser, die Armenien besetzt haben. Die Truppen machen sich von Konstantinopel aus über Land auf den Weg nach Osten, Konstantin will mit seiner Flotte nach Syrien segeln.



Doch während der Vorbereitungen, an den Ostertagen, erkrankt der Kaiser plötzlich und sucht zur Linderung die heißen Quellen in der Nähe der Residenzstadt Nikomedia am Golf von Izmit auf. Als er immer schwächer wird und den Tod herannahen spürt, lässt er sich vom Bischof der Stadt taufen und stirbt wenige Tage später, wohl am 22. Mai, in der Kaiservilla des Ortes.

In einem goldenen Sarg wird der Leichnam des Kaisers nach Konstantinopel überführt, im Palast aufgebahrt und schließlich im Mausoleum bestattet.

Die zwölf Schreine in der Halle sollen womöglich die zwölf Tierkreiszeichen symbolisieren, mit Konstantin als Sonnengott im Zentrum. Nach christlicher Interpretation dagegen hat der Herrscher die Behältnisse aufstellen lassen, um darin Reliquien der zwölf Apostel zu bergen. Aber zu wem lässt das dann den Kaiser in seinem Sarkophag in ihrer Mitte werden: zu einem 13. Apostel? Oder gar zu Christus?

In jedem Fall demonstriert er mit dem Mausoleum noch einmal, was für eine Stadt Konstantinopel für ihn ist: keine neue Kapitale, kein Zentrum der Christenheit. Und auch kein Stammsitz einer Dynastie. Denn das Grabmal ist nicht als Familienmausoleum angelegt: Nur ein Sarkophag soll darin einen Platz haben. Sein eigener. In seiner Stadt.

Schon für den Thronerben des Kaisers, seinen Sohn Constantius, sind der Personenkult des Vaters, dessen gottgleiche Selbstverherrlichung und diffuses

Christentum nicht mehr hinnehmbar. Auch auf Druck der Kirche macht er dem ein Ende – und Konstantinopel zu einer wahrhaft christlichen Stadt.

An der Stelle des heidnischen Sophienheiligtums lässt Constantius ein neues zentrales Gotteshaus errichten, die Hagia Sophia. Neben das Mausoleum seines Vaters baut er die Apostelkirche, die das Grabmal wie einen Anbau wirken lässt. Und um 380 n. Chr. schaffen die Regierenden die Prozession mit der Konstantinsstatue im Hippodrom ab, obwohl der Geburtstag der Stadt weiterhin stets am 11. Mai gefeiert wird.

Unter Theodosius I., der die meisten seiner Regierungsjahre in Konstantinopel verbringt, steigt die Stadt um 385 n. Chr. schließlich zur dauerhaften Residenz der Kaiser im Osten auf. Erstmals bezeichnet nun ein kirchliches Dokument die Metropole als „Neues Rom“.

Nach dem Tod von Theodosius teilen dessen zwei Söhne das Imperium 395 n. Chr. in einen westlichen und einen östlichen Herrschaftsbereich auf. Die beiden Territorien bilden zwar ein gemeinsames Imperium, entwickeln sich aber politisch zunehmend auseinander.

Und als das weströmische Kaiserreich 476 n. Chr. im Sturm der Völkerwanderung erlischt, wird Konstantinopel zur alleinigen Hauptstadt. Zur einzigen imperialen Metropole der Christenheit – größer, reicher, mächtiger noch als Rom. So übertrifft die Metropole am Ende sogar die ehrgeizige Vision jenes Mannes, der sie einst gründete und sich dort huldigen ließ, wie kein Kaiser vor ihm: Konstantin der Große. ●

Johannes Strempel, Jg. 1971, war über- rascht darüber, wie wenige Quellen über den eigentlichen Bau der Stadt Konstantinopel berichten. Tim Wehrmann, Jg. 1974, hat für seine Illustrationen zahlreiche archäologische Studien ausgewertet.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Albrecht Berger, „Konstantinopel: Geschichte, Topographie, Religion“. Verlag Anton Hiersemann: anschaulich erzählte Stadtgeschichte. Martin Wallraff, „Sonnenkönig der Spätantike“. Herder: sehr lesenswertes, aktuelles Werk über das Christentum Konstantins.

BOLLWERK DER ZIVILISATION

Der östliche Teil des Imperium Romanum wird als erster vom Chaos der Völkerwanderung betroffen: 376 n. Chr. überschreiten die Goten die Donau und dringen auf dem Balkan vor, gut 70 Jahre später folgen ihnen die Hunnen. Doch anders als der Westen, wo das Reich untergeht, widersteht Konstantinopel dem Ansturm der Barbaren

Text: SAMUEL RIETH. Karte: STEFANIE PETERS

Wieder und wieder stürmen germanische Kämpfer in der Zeit der Völkerwanderung gegen Rom: Zuerst bezwingen im Jahr 410 Westgoten die Mauern der Ewigen Stadt, später wird sie von Vandalen und Ostgoten geplündert. Konstantinopel hingegen, die Kapitale des Oströmischen Reiches, fällt nie in fremde Hände. Dieser Teil des Imperiums übersteht die Wirren der Völkerwanderung, obwohl ihn die gleichen Feinde bedrohen. Das ist auf eine kluge Politik zurückzuführen, auf die starken Verteidigungsanlagen am Bosphorus – und auf schieres Glück.

Dabei bedrängen die Germanen zuerst das Oströmische Reich: Westgoten überfallen ab 377 dessen Provinzen auf dem Balkan. Doch Konstantinopel entschärft den Konflikt, indem es den gotischen Anführer Alarich zu einem Heerführer in der eigenen Armee macht und ihm eine Provinz überlässt: das an der Adria gelegene Illyrien. So verlagert sich die Bedrohung in Richtung Italien – und weg von der eigenen Hauptstadt.

Die Hunnen unter König Attila verwüsten um 447 ebenfalls den Balkan. Doch gegen die Verteidigungsanlagen Konstantinopels sind auch die Reiterkrieger aus der Steppe chancenlos. Denn das mächtigste Bollwerk der Spätantike sichert den Sitz des oströmischen Kaisers: eine gewaltige Mauer, fast fünf Meter dick, bewehrt mit 96 Türmen.

Nur einmal liegt die Stadt fast schutzlos vor ihren Feinden: Am 26. Januar 447 lässt ein Erdbeben Teile der Mauer einstürzen. Sofort rücken die Hunnen gegen Konstantinopel vor. Aber oströmische Truppen können den Vormarsch des Gegners aufhalten, bis der Festungswall repariert ist. Attila muss seine Reiter umkehren lassen.

Die Mauer, mittlerweile um einen zweiten Wall und einen Graben verstärkt, schützt aber nicht nur die Stadt selbst: Da sie den Übergang über den Bosphorus deckt – und damit den Weg nach Kleinasien –, schirmt sie auch den gesamten Süden des Oströmischen Reiches vor den Hunnen ab.

Dort, in Anatolien, Syrien, Palästina und Ägypten, liegen die Provinzen, denen Konstantinopel seinen Wohlstand verdankt. Fast das gesamte 5. Jahrhundert über bleiben diese Landstriche von Angriffen weitgehend verschont: Zwischen der Stadt am Bosphorus und seinen östlichen Nachbarn, den Persern, herrscht in dieser Zeit (bis auf vereinzelte Gefechte) zumeist Frieden – wenn auch durch Tribute erkauft.

Das Weströmische Reich hingegen muss an vielen Fronten gleichzeitig kämpfen, und germanische Stämme erobern seine Territorien in Gallien, auf der Iberischen Halbinsel, in Nordafrika.

Wegen dieser Bedrohung von allen Seiten kann die römische Bürokratie den

Zusammenbruch Westroms trotz ihrer hohen Leistungsfähigkeit nicht aufhalten, während sie im Oströmischen Reich ungeachtet mancher Thronwirren weiterarbeitet und Byzanz stabilisiert.

Wie der Westen des Imperium Romanum versucht auch der Osten, die Kampfkraft der Germanen für sich zu nutzen: Beide rekrutieren Goten für ihre Armeen und ernennen sie häufig sogar zu Befehlshabern der Streitkräfte.

Doch die Kaiser des Ostens sind schon bald wieder vorsichtiger, wenn es darum geht, Germanen zu Heerführern zu machen, die zugleich über Privatarmeen von Tausenden Kriegern gebieten – und daher zu mächtig werden könnten. Einige Jahre lang werden alle Goten von höheren Offiziersrängen verbannt.

Im Westen hingegen schwindet nach und nach die Macht der Kaiser, während der Einfluss der germanischen Truppenführer immer mehr wächst. Bis schließlich einer von ihnen – der Germane Odoaker – 476 den letzten weströmischen Kaiser kurzerhand absetzt.

Um seine Herrschaft zu legitimieren, unterwirft sich Odoaker formal dem oströmischen Kaiser. Das ändert zwar nichts an der realen Machtverteilung im Mittelmeerraum: Ostroms Hand reicht zu dieser Zeit nicht bis nach Italien.

Doch es zeigt, wo von nun an die einzige Residenz der römischen Imperatoren liegen wird. In Konstantinopel. ●

DIE VÖLKERWANDERUNG AUF DEM BALKAN



Seit Langem dringen immer wieder Barbarenvölker auf das Gebiet des Imperium Romanum vor. Auch der Balkan, der in weiten Teilen zum Oströmischen Reich gehört, wird ab dem späten 4. Jahrhundert erst von Goten, dann von den Hunnen auf der Suche nach Siedlungsland und Beute verheert. Allerdings sind weder Germanen noch asiatische Reiterkrieger in der Lage, die stark befestigte Hauptstadt einzunehmen. Und so wenden sich die Angreifer nach Westen





DER TRAUM DES HIRTENSOHNS

Text: CAY RADEMACHER

Nach dem Untergang Westroms sehen sich die Kaiser in Konstantinopel als alleinige Erben des Imperium Romanum. Justinian, ein Bauernabkömmling vom Balkan, der 527 n. Chr. den Thron besteigt, schickt sich sogar an, das einstige Weltreich wiederherzustellen. Und tatsächlich erobern seine Generäle Nordafrika zurück, Italien und die alte Hauptstadt Rom. Nie wieder wird ein byzantinischer Monarch über ein solch großes Gebiet herrschen. Doch dann kommt es zur Katastrophe

Mit Heiligenschein und Hostienteller lässt sich Justinian auf diesem Mosaik darstellen – wie auf einer Ikone. Denn der Kaiser, der fast vier Jahrzehnte lang herrschen wird, sieht sich nicht nur als weltlicher Gebieter, sondern als Vollstrecker des göttlichen Willens (Ravenna, 548)

K

Kaiser Justinian hat in seinem langen Leben schon viele finstere Tage durchstehen müssen, doch vielleicht ist keiner so finster wie jener Dienstag Anno Domini 558: jener 7. Mai, an dem die Kuppel der Hagia Sophia in Konstantinopel einstürzt.

Ein Erdbeben hat das Gotteshaus beschädigt, Arbeiter reparieren die Risse im Mauerwerk. Ob die Männer in 30, 40, 50 Meter Höhe dabei einen fatalen Fehler machen? Ob sie einen Stein auswechseln, den sie niemals hätten auswechseln dürfen? Oder war das gewaltige Gewölbe durch die Erdstöße bereits rettungslos verloren, sodass es kein Flickwerk dieser Welt auf Dauer hätte zusammenhalten können?

Es ist jedenfalls, als hätte man der größten Kirche der Christenheit das Herz herausgerissen. Als das Grollen verklungen und der Staub verfliegen ist, liegt das Heiligtum offen unter dem Himmel. Die 32 Meter durchmessende Kuppel hat Justinian einst selbst mit entworfen, wie ein Chronist maliziös notiert. Kann es ein deutlicheres Zeichen dafür geben, dass Gott dem alternden Kaiser zürnt, als dass er ihm nun sein Meisterwerk in Trümmern vor die Füße schleudert?

Justinian eilt sofort herbei, es sind nur einige Schritte vom Palast bis zur Hagia Sophia. Wer sieht ihn, als er, fassungslos und aufgewühlt, durch die Ruine irrt? Ein paar Bauarbeiter vielleicht, die sich mit knapper Not vor dem Steinregen haben retten können. Gläubige. Geistliche. Neugierige.

Aber kein Gefolge umringt ihn: Denn Justinian ist so rasch hergekommen, dass kein Höfling ihm hat folgen können.

Und keine Familie: Denn seine Frau ist gestorben, Kinder hat er nie gehabt.

Und auch keine Freunde: Denn Freunde hat dieser Mann nicht mehr.

Dieser bedeutende Kaiser, der das Römische Imperium erneuert hat – der erfolgreichste Krieger seiner Zeit, der bedeutendste Gesetzschöpfer,

größte Kirchenherr und ambitionierteste Baumeister, der je auf dem Thron von Byzanz saß –, dieser Herrscher hat jetzt nur noch Untertanen.

Menschen, die jeden Tag zählen, den sich der Greis an die Macht klammert. Die einen Nachfolger herbeisehnen, gleichgültig wen. Die sich fortwünschen aus der Epoche des Kaisers Justinian und seiner eisernen Regentschaft, mit der er seit drei Jahrzehnten das Reich zusammenzwingt.

Niemand überliefert, was der Monarch denkt, während er das aufgerissene Dach der Hagia Sophia betrauert. Doch Historiker schreiben auf, dass er anschließend das tut, was er immer getan hat: Er kämpft, er baut, er gibt niemals auf.

Er wird diese verfluchte Kuppel wieder auf die Kirche setzen, besser und schöner und höher als zuvor! Mögen seine Untertanen raunen, mögen die Gläubigen beten und flehen, mögen sich seine Höflinge unsichtbar machen, mag Gott selbst ihm zürnen. Denn Justinian hat sich noch niemals dem Schicksal ergeben: Er hat es geformt.

Wohl im Jahr 481 wird der spätere Herrscher von Byzanz als Petrus Sabbatius geboren. Über seine



Eltern weiß man fast nichts, vielleicht hüten sie Schweine, über seine Familie kaum mehr, als dass er einige Geschwister hat. Sein Geburtsort ist der wilde Hinterhof des Byzantinischen Reiches: Tauresium, ein Dorf nahe dem heutigen Skopje in der Präfektur Illyricum.

Der Balkan ist das Land der Hirten und Bauern – ein Gebiet, in das immer wieder Barbaren aus den Regionen nördlich der Donau einfallen, Goten, Awaren, Hunnen. Konstantinopel ist fern und sagenhaft, und so orientieren sich die Menschen, wenn sie denn überhaupt auf eine große Stadt blicken, eher gen Rom.

Petrus Sabbatius spricht Latein, wie alle Menschen in der Präfektur, und man kann vermuten, mit schwerem Akzent. Griechisch, die Sprache Konstantinopels, wird er erst Jahre später lernen, richtig beherrschen vielleicht nie. „In seiner Sprache, seinem Äußeren, seiner Denkweise erschien er wie ein Barbar“, hält ein Chronist später fest, und da ist Justinian schon längst Kaiser.

Wer diese Gegend verlassen will, der muss zur Armee gehen. Seit Jahrhunderten stellen die Illyrer Legionäre für das Imperium – und manchen gelingen dabei schwindelerregende Karrie-

ren. Schon die vom Balkan stammenden römischen Kaiser Diokletian und Konstantin haben im 3. und 4. Jahrhundert ihren Weg zum Thron in Soldatenstiefeln begonnen.

In der Familie des Petrus Sabbatius ist es Justin, ein Bruder seiner Mutter, der sich, angeblich in ein Ziegenfell gehüllt und wohl zu Fuß, vom Balkan zum Bosphorus aufmacht. In der Hauptstadt wird er, vermutlich hat er besondere kriegerische Qualitäten, rasch einer der 300 *excubitores*, der kaiserlichen Leibwächter.

Was für ein wahnwitziger Sprung, fast über Nacht: von der Hütte eines Hirten auf dem Balkan in den Palast des Kaisers zu Konstantinopel!

Justin bewährt sich, kämpft in Anatolien und Persien für seinen Kaiser Anastasius, steigt auf – und wird 515 schließlich zum Kommandeur der Leibwache berufen. Nun ist er ein mächtiger, aber kinderloser Mann. Er holt Verwandte nach.

So gelangt auch Petrus Sabbatius nach Konstantinopel. Er dient im Palast, wird geschliffen, erhält eine klassische Bildung.

In der Nacht zum 9. Juli 518 stirbt der ebenfalls kinderlose Kaiser Anastasius – und Justin, der ja die Leibwache kontrolliert, wird von seinen

Mosaik eines Palastes. Justinians Onkel, der vom Kommandeur der Leibwache zum Kaiser aufsteigt, holt seinen Neffen an den Hof in Konstantinopel – und macht ihn zu seinem Nachfolger



Gefolgsleuten schon am Tag darauf zum neuen Monarchen ausgerufen.

Es ist wahrlich nicht das erste Mal, dass ein militärisch bewährter Illyrer den Thron erringt, und doch ist Justin ein Außenseiter. Für Konstantinopels Senatoren aus adeligen Familien, für die Höflinge und Beamten, für die tausend Spezialisten der ausufernden Bürokratie ist er ein Emporkömmling und ein halber Barbar, dem man sich vielleicht beugt, weil man sich halt den Waffen zu beugen hat.

Und vielleicht fürchtet man ihn nicht einmal: Möglich, dass Justin, der über 60-jährige Außenseiter, bloß ein Kompromisskandidat ist, auf den sich rivalisierende Fraktionen am Hofe einigen, um einen blutigen Kampf zu vermeiden.

Sollte dies der Fall gewesen sein, so haben sich die Höflinge fatal getäuscht. Denn Justin tritt das Amt an, um es für sich und die eigene Familie auf Dauer zu halten.

Er adoptiert im September 518 seinen Neffen, der ihm zu Ehren einen neuen Namen annimmt: Aus Petrus Sabbatius wird Justinian. Und aus dem Hirten, der noch drei Jahre zuvor auf dem Balkan lebte, der designierte Thronfolger von Byzanz.

Was mag Justinian für Qualitäten haben, dass ihm der Onkel diese Bürde auflädt? „Seinem Aussehen nach war er gedrungen“, schreibt ein Augenzeuge. „Er hatte eine gute Brust, eine markante Nase, hellen Teint, gelocktes Haar, ein rundes Gesicht, eine schöne Gestalt, zurückweichende Haare; sein Antlitz hatte blühende Farbe.“

Doch dieses offenbar einnehmende Äußere wird den alten Kämpfer Justin wohl kaum überzeugt haben, von mehreren Mitgliedern der Familie gerade diesen Neffen auszuzeichnen.

Die Quellen schweigen zu Kindheit und Erziehung Justinians, zum Glauben und zu den Erfahrungen, zu allem, was Auskunft geben könnte über den Charakter des jungen Mannes. Man muss seine Wesensart aus den Taten und Worten erschließen, die von ihm überliefert sind, als er bereits ins Zentrum der Macht gerückt ist.

Ehrgeiziger als viele Zeitgenossen ist Justinian, aber nicht brutaler. Pflichtbewusst eher als warmherzig. Sehr fromm, oft fanatisch gar, manchmal jedoch überraschend milde: So wird er später als Herrscher auftreten. Diplomatisch, doch hin und wieder rücksichtslos. Klug, aber nicht welterfahren. Loyal zu Menschen, die ihm ergeben sind, und doch manchmal bereit, sie tief zu demütigen. Asketisch und prunkliebend.

Er ist einer, der sich von zornigen alten Mönchen öffentlich maßregeln lässt, doch von seinen siegreichen Generälen verlangt, dass sie ihm die Füße küssen. Einer, der die Gedanken

anderer respektiert, doch am Ende stets seinen Willen durchsetzen will. Einer, der sich titanische Aufgaben allein deshalb zutraut, weil er sie in seiner Arbeitswut erledigen kann.

Kurz: ein Mann mit außerordentlichen Fähigkeiten, aber sicher kein angenehmer Mann.

Vom 20. Dezember 518 ist ein Brief Justinians an Papst Hormisdas überliefert, es ist das erste von ihm erhaltene Dokument, ein diplomatisch-theologisches Schreiben. Offenbar setzt ihn sein Onkel als Unterhändler ein – erfolgreich. Ein Gesandter des Heiligen Vaters, der im Jahr darauf Konstantinopel besucht, berichtet jedenfalls nach Rom über den Thronfolger: „In ihm brennt ein solches Feuer des Glaubens, dass er verdient, was immer er vom Apostolischen Stuhl erbittet.“

Doch zunächst ist von diesem „Feuer des Glaubens“ nicht viel in seiner Regierungsarbeit zu spüren. Unter der eher unspektakulären Regentschaft seines Onkels bleibt auch Justinians Wirken anfangs unspektakulär. Nur gelegentlich blitzt da etwas auf, das vielleicht den einen oder anderen Beobachter nachdenklich stimmt.

Zu Beginn des Jahres 521 etwa ernannt der Kaiser seinen Neffen zum Konsul. Ein altes Ehrenamt, in der politischen Praxis längst bedeutungslos, würde nicht jeder neu ernannte Konsul Spiele veranstalten. Wagenrennen, Feste, Gaben für das Volk: Niemand sonst kann sich in Konstantinopel solchermaßen Beliebtheit erkaufen.

Justinian gibt, vermutlich mit Zustimmung des Kaisers, die unfassbare Summe von 288 000 Goldmünzen für derartige Spiele aus. Im großen Hippodrom tobt das Volk, jubelt den Wagenlenkern zu, huldigt dem Konsul – und fordert Zugaben, Zugaben, Zugaben. Ein verwöhnter, lärmender, stets gefährlicher Mob.

Und Justinian? Der verweigert stets die letzte Zugabe und geht. Großzügig ist er, das soll seine Botschaft ans Volk sein, doch zu irgendetwas zwingen lässt er sich nicht.

Am 4. April 527 stellt der hinfällige Justin seinen Neffen den Höflingen, dem Patriarchen von Konstantinopel und dem Volk offiziell als Mitkaiser vor. Diesen Tag wird Justinian fortan als den seiner Thronbesteigung zelebrieren. Nur vier Monate später sinkt der Onkel ins Grab.

Es ist der 1. August 527. Justinian ist Mitte vierzig. Dem einstigen Hirtenjungen vom Balkan gehört nun ein Weltreich.

Er wird dem Volk stets ein ferner Kaiser sein: Sein Refugium ist fortan der Palast, gelegentlich das Hippodrom und das Senatsgebäude von Konstantinopel. Nur selten wird er die Hauptstadt verlas-

BINNEN KURZEM MACHT ER KARRIERE



sen und nie die Provinzen seines Reiches bereisen. Der zutiefst gläubige Mann wird nie das Heilige Land besuchen, obwohl es zu seinem Machtbereich gehört, wird nie Ägypten sehen, das doch die überlebenswichtige Kornkammer von Byzanz ist, wird keine der vielen Festungen an den vielen umkämpften Grenzen des Imperiums inspizieren, wird nicht ein einziges Mal in seine Heimat auf dem Balkan zurückkehren.

Sein Kaiseramt, das schreibt er selbst kurz nach der Thronbesteigung, ist ihm zugleich Priesteramt. Denn er träumt von einem ganz neuen Reich – einem Gottesstaat.

Justinian will das Imperium nicht bloß weltlich stärken: Er will es christlich durchdringen. Seit Konstantin ist das Christentum im Römischen Imperium zwar schon bestimmend, wird nach und nach zur Staatsreligion. Aber es hat sich über die Jahre aufgespalten in Sekten – neben den Orthodoxen predigen Miaphysiten und Arianer, Nestorianer und zahllose obskure Gruppen. Im Reich leben zudem Juden und Samaritaner – und selbst der alte Götterglaube ist nicht tot. Viele antike Tempel stehen noch, und auch in Konstantinopel folgt mancher Bürger weiterhin den Göttern.

Fort damit! Justinian erträumt ein Reich, in dem alle den gleichen Glauben haben: eine Religion, die von der Wiege bis zur Bahre das Leben regelt, die die Schreibstuben der Beamten durchdringt und die Schlafzimmer der Untertanen. Ein Bekenntnis, das bestimmt, wer welches Amt an-

Mehr als 20 Jahre lang ist Kaiserin Theodora, hier mit Abendmahlskelch am Eingang einer Kirche, wichtigste Beraterin ihres Mannes – trotz der Gerüchte über zahlreiche Affären (Mosaik in San Vitale, Ravenna, 548)

treten darf, wer wen heiraten kann, wann ein Kind legitim ist, wann eine Erbschaft rechtmäßig, wann ein Krieg gerecht. Denn ist es nicht die von Gott auferlegte Herrscherpflicht, den Menschen den richtigen Glauben zu bringen: mit guten Worten, klarem Beispiel, deutlichen Regeln – und notfalls auch mit Gewalt?



Ohne Gesetze kommt kein Glaube aus, schon gar nicht in einem Gottesstaat. Denn wer ein Reich errichten will, in dem jeder Untertan zugleich ein Rechtgläubiger ist, muss nicht nur ahnden, wenn einer auf dem Markt falsche Gewichte verwendet oder jemanden mit einem Knüttel erschlägt: Der muss auch vorschreiben, dass und wie ein Kind zu taufen ist, welche Texte ein Gläubiger lesen muss und welche auf keinen Fall, wann eine Prozession organisiert werden darf und wann nicht, wer sich verheiraten darf und mit wem, wem man am Ende seines Lebens Vermögen vermachen darf und wer leer ausgehen muss.

Doch für Justinian, der bis in die Herzen und Hirne der Untertanen hincinregieren will, müssen

ausgerechnet die Gesetze, diese Instrumentarien der Macht, geradezu gotteslästerlich unbrauchbar sein. Die Vorschriften über den Umgang der Menschen miteinander gehen nämlich auf die frühesten Zeiten der Römischen Republik zurück, sind über Jahrhunderte durch kaiserliche Erlasse ergänzt und erweitert worden. Auf diese Weise ist das byzantinisch-römische Recht zu der Zeit seiner Thronbesteigung zu einem schier undurchschaubaren Konvolut angeschwollen.

Es gibt kein einheitliches Gesetzbuch, sondern eine unglaubliche Menge einzelner Vorschriften, die in den Archiven liegen: ein heidnisch-christliches, republikanisch-kaiserzeitliches Durcheinander. Roms Problem ist nicht, dass es keine Regeln hat – sondern viel zu viele. Immer wieder sind, vom Erbrecht bis zur Religion, Gesetze ergangen. Aber welche? Für wen gelten sie? Und widersprechen sich nicht manche?

Nirgendwo kann man dies nachlesen. Selbst die Provinzstatthalter finden sich schon lange nicht mehr zurecht.

So hat beispielsweise um das Jahr 110 der in der östlichen Region Bithynien amtierende kai-

serliche Legat Plinius seinem Kaiser Trajan zwei Briefe geschrieben, in denen er ihm mitteilte, er habe seltsame neue Gläubige festgesetzt: die ersten Christen in seiner Provinz. Was solle er nun tun? Sie freilassen, da ihre Religion toleriert werde? Oder sie bestrafen? Und wenn ja: wie hart?

Obwohl die Christen zu diesem Zeitpunkt schon seit mehr als einem halben Jahrhundert im Imperium umherzogen, kannte Plinius kein Gesetz, schon gar kein Gesetzbuch, das ihm verdeutlicht hätte, was zu tun sei.

Trajan riet in seiner Antwort zu nachsichtiger Toleranz. Diese Antwort hatte Gesetzescharakter – doch wer außer Plinius in Bithynien und vielleicht den Kanzleimitarbeitern in Rom wusste davon? Wie hätte, beispielsweise, 30 Jahre später ein Statthalter in Iberien, am anderen Ende des Reiches, darauf zurückgreifen können, wenn ihm Christen vorgeführt worden wären?

Wie Kirchtürme
muten die hohen
Gebäude dieser kleinen
Stadt an. Mehr als
100 Gotteshäuser lässt
der fromme Herrscher
errichten: in Italien,
am Bosphorus, in Afrika
(Mosaik, 8. Jahr-
hundert)

Fort mit dieser Unklarheit! Am 13. Februar 528 verkündet Justinian, er werde die Gesetze kodifizieren. Ein Buch soll entstehen – ein einziges! –,



in dem erstmals in der Geschichte des Imperiums jedermann alle Vorschriften finden kann.

Der Monarch beruft eine Kommission von Juristen ein, die alle Anordnungen alter Zeiten sammeln, straffen und vereinheitlichen soll. Dabei beweist Justinian ein unschätzbares Herrschertalent: sein Auge für die richtigen Männer. So beruft er den Rechtsgelehrten Tribonian, einen Juristen aus Kleinasien, in die Kommission. Zwar erzählen sich die Leute von Tribonian, er sei ein Heide, doch er ist eben auch ein brillanter Gelehrter, und so lässt der Monarch ihn gewähren.

Tatsächlich vollbringt die Kommission binnen 14 Monaten, was in zehn Jahrhunderten zuvor niemandem gelungen ist. Im Abenddämmer der Antike wird das gesamte römische Recht in einen Kodex gegossen (der selbstverständlich nach dem Kaiser benannt wird).

Schon bald lassen die Rechtsgelehrten dem „Codex Iustinianus“ weitere Sammlungen folgen, so im Jahr 533 die „Digesten“: eine 50-bändige Sammlung der wichtigsten Gesetzeskommentare, die die Gelehrten um Tribonian aus Hunderten von juristischen Werken destillieren.

Doch der Herrscher lässt nicht bloß bereits bestehende Vorschriften sammeln. Unablässig strömen zudem neue Erlasse aus seiner Kanzlei. Sie schützen unter anderem Frauen, Taube, Stumme, Blinde besser als zuvor. Ausgesetzte Kinder werden per Gesetz zu Freigeborenen erklärt (denn bis dahin wurden Findelkinder oft Beute von Sklavenhändlern, die sie legal verkaufen durften).

Die neuen Regeln beenden auch ein entwürdigendes Ritual. Traditionell nämlich werden die Geschlechtsteile junger Mädchen von ihren Familien quasi offiziell in Augenschein genommen, um zu erkennen, ob die Heranwachsenden schon geschlechtsreif sind – und damit verheiratet werden können. Diese Sitte brandmarkt der Kaiser nun als „unsittlich“ und erlässt stattdessen feste Altersgrenzen: Fortan gilt ein Mädchen mit zwölf Jahren als reif, ein Junge mit 14.

D

Das ist christliche Gerechtigkeit – aber so wie Justinian sie versteht. Denn ebenjener Herrscher, der nun Findelkinder schützt, diskriminiert Kinder aus Verbindungen, die gegen kirchliche Gebote verstoßen, etwa die Sprösslinge von höheren

DER STAAT SOLL GOTT DIENEN

Klerikern: Sie dürfen weder Geschenke noch Erbschaften ihrer Eltern annehmen.

Und der gleiche Monarch, der Mädchen die Beschau ihrer Geschlechtsteile erspart, lässt per Gesetz festhalten, dass Frauen bei Streitigkeiten gar keinen Prozess anstrengen sollten, denn Gerichtsverfahren widersprächen ihrer „Züchtigkeit“.

Besonders eng lässt Justinian die Bischöfe der christlichen Kirchen von seinem zugleich fürsorglichen und erstickenden Gesetzesgespinnst umhüllen. Auch hier sammeln seine Fachleute die verstreuten Beschlüsse verschiedener Konzile und schaffen neue Vorschriften.

Das Besondere daran: Für Justinian ist es offenbar selbstverständlich, dass der – in seinen Augen: heilige – Kaiser den Kirchenhirten die Regeln vorschreibt, nicht etwa der Patriarch zu Konstantinopel oder der Papst in Rom, das ja nicht einmal zum Byzantinischen Reich gehört.

Daher kümmert sich der Herrscher selbst um Details der Bischofswahl. Er legt auch fest, dass Kirchenfürsten keine Schenkungen und Erbschaften annehmen, damit sie nicht, in der Hoffnung auf Geschenke, ihre Macht missbrauchen und damit die Religion moralisch korrumpieren.

Zugleich macht er die Bischöfe zu kaiserlichen Spitzeln. Ein Gesetz verpflichtet sie, die Beamten ihrer Provinz und selbst einfache Untertanen zu überwachen. Jeder Verstoß gegen die christliche Lebensweise ist dem Hof zu melden.

Und noch subtilste Details hat Justinian im Blick: So dürfen lokale Beamte und Gemeinderäte auf keinen Fall zu Bischöfen gewählt werden. Das wäre zwar nach kanonischem Recht durchaus erlaubt, sofern die Kandidaten andere Voraussetzungen erfüllen (etwa Ehelosigkeit). Doch gerade die Beamten und die kommunalen Würdenträger sind die wichtigsten Steuerzahler des Reiches. Bischöfe hingegen sind von der Steuer enthoben – und um die Staatseinnahmen nicht zu schmälern, stopft der Kaiser selbst dieses sehr spezielle Steuerschlupfloch.

Über die Jahre schafft Justinian auf diese Weise das gewaltige Rechtsgebäude eines Gottesstaates. Eines Reiches, in dem sich Politik und Religion gegenseitig durchdringen, in dem sich göttliche Gebote mit Steuervorschriften vermischen. Zumindest in der Theorie.

Doch wie viele Gesetze werden in den Provinzen wirklich angewandt? Welches Findelkind in einem byzantinischen Hafen am Schwarzen Meer wird durch Justinians Verbot tatsächlich vor den Sklavenhändlern bewahrt? Welcher Bischof irgendwo am Nil würde tatsächlich Häresien einiger Bauern bis in die Hauptstadt melden? Für die standes stolze Elite des Imperiums bleibt der

Monarch ein Emporkömmling. Da vergisst niemand, woher der Kaiser stammt. Und für die einfachen Untertanen ist er bloß ein Name und das Gesicht, das auf die Münzen geprägt ist. Nie werden den Herrscher mit eigenen Augen sehen, geschweige denn seine Worte vernehmen.

Andererseits dürfte es zumindest in der Hauptstadt Hoch- wie Niedriggestellten zunehmend schwererfallen, sich vor dem moralischen Blick ihres Herrn zu verbergen. Justinian schafft für Konstantinopel nämlich eine neue Polizeitruppe, die *praetores plebis*. Doch diese „Prätoren des Volkes“ unterstehen selbstverständlich nicht dem Volk, auch keinem Höfling oder Beamten, sondern direkt Seiner Majestät.

E

Es sind nicht allein die Menschen im Reich, die nach und nach die Last der kaiserlichen und allerchristlichsten Güte spüren – Justinians Furor fegt auch über die Menschen jenseits der Grenzen.

Das Byzantinische Imperium schwebt zu jener Zeit in einem bedrohlichen Zustand des Nichtkrieges. Es ist aus Sicht Konstantinopels nie möglich, vorherzusagen, wann und wo genau seine Feinde wieder zuschlagen werden, ja welches Volk sich überhaupt als Nächstes aufmachen wird, eine der vielen Grenzen zu berennen.

Im Osten haben sich Byzanz und Persien seit Jahrhunderten ineinander verbissen. An der schier unendlich langen Front, die von der Arabischen Wüste bis nach Armenien und die Schwarzmeerküste reicht, kommt es zwischen den zwei Großreichen zu Kriegen, zu anderen Zeiten hetzen sie lokale Verbündete, Kleinkönige etwa oder arabische Reiterkrieger zu Scharmützeln gegeneinander auf. Als Justinian den Thron besteigt, rüsten sich die Perser gerade wieder einmal für einen massiven Feldzug gegen Byzanz.

In Italien und an der Adriacseite des Balkans herrschen seit dem Sturm der Völkerwanderung die Ostgoten. Ihr König Theoderich der Große ist mit Byzanz verbündet, doch stirbt er im Jahr vor Justinians Thronbesteigung. Unter seinem minderjährigen Nachfolger wird das Reich der Goten durch innere Wirren, Rivalitäten, Unzufriedenheiten destabilisiert. In Nordafrika, einst eine der reichsten Regionen des Imperium Romanum, herrschen die Vandalen. In Spanien sind

Justinian inmitten von Soldaten und Geistlichen vor einer Messe. Der Kaiser vergibt hohe Posten an Aufsteiger, die von ihm abhängig sind. Trotzdem befürchtet er stets einen Putsch der Generale

die Westgoten an der Macht – und in Gallien schiebt sich das erstarkende Volk der Franken immer bedrohlicher Richtung Mittelmeer.

Was soll Justinian tun? Zumal das eigene Heer für den Kaiser manchmal gefährlicher ist als für dessen Feinde. Denn die Soldaten sind Söldner. Germanen, Hunnen, Armenier, sogar Perser dienen dort. Das Problem: Sie wollen Geld, viel Geld. Und wenn Feldzüge gegen Landsleute geführt werden, meutern oft ganze Einheiten.



Und noch ein Problem: Selbst ein Sieg ist risikoreich, denn er stärkt den jeweils triumphierenden General. Justinian muss ja nur an seinen Onkel denken, um zu wissen, wie weit es ein ehrgeiziger Militär bringen kann.

Trotzdem wagt er nicht bloß einen Feldzug, sondern Dutzende. Gegen Persien zum Beispiel brechen bereits 530 n. Chr. schwere Kämpfe aus.

Justinian vertraut seine Armeen neuen Männern an, etwa dem jungen Offizier Belisar. Und

dem Armenier Narses, der als kastrierter Junge aus seiner Heimat nach Konstantinopel kam, als Eunuch am Hof reüssierte, nun als Diplomat und Krieger nach Osten zurückkehrt.

Und erneut liegt der Herrscher mit seiner Menschenkenntnis richtig. Belisar und Narses werden zu herausragenden Generälen. Und da sie Aufsteiger aus dem Nichts sind und Ruhm, Reichtum und Macht allein Justinian verdanken, sind sie treue Gefolgsleute des Kaisers.



Justinian I.

Im Juni des Jahres 530 etwa schlägt Belisar die Perser, obwohl sein Heer in Unterzahl ist. Es ist der erste Schlachtensieg von Byzanz seit Jahrzehnten, und das gegen den Erzfeind!

Zwei Jahre später wird sich der Perserkönig zu einem, wie es im Vertrag heißt, „Ewigen Frieden“ bereitfinden. So ewig wird der Frieden dann zwar nicht sein, Scharmützel lodern schon bald wieder auf, dennoch kann sich Byzanz damit auf Jahre hinaus im Osten behaupten.

Wichtiger noch: Justinian hat nun seine Soldaten und seine Feldherren frei für den Westen.

Im Juni 533 segelt Belisar mit 15000 Kämpfern auf 500 Schiffen nach Nordafrika. Das dortige Vandalenreich wird von inneren Wirren geschwächt – so sehr, dass es den Truppen aus Byzanz gelingt, das hundertjährige Imperium dieses germanischen Volkes in nur zwei Schlachten und während eines gerade mal vier Monate andauernden Feldzugs zu zertrümmern.

Was für ein Sieg! Justinian richtet in Nordafrika eine Präfektur ein, schickt Bischöfe und Beamte ins Land. Die christlichen Anhänger der dort stark vertretenen Arianer und Donatisten schmäht er als „Ruchlose“, verbietet ihnen jedes öffentliche Amt, schließt ihre Kirchen sowie die Synagogen der Juden.

Im Triumphzug geht Belisar durch Konstantinopel. Gelimer, der letzte Herrscher der Vandalen, wird als Gefangener mitgeführt. Der purpurne Königsmantel liegt um seine Schultern – doch Justinian nimmt ihm den im Hippodrom vor den Augen der Menge ab. Was für eine Demütigung!

Welche Erniedrigung aber auch für den General, denn Belisar muss sich am gleichen Ort vor die Füße des Kaisers in den Staub werfen. Niemand im Volk soll denken, dass da ein möglicher neuer Kaiser aufmarschiert. (Dennoch hat Belisar noch eine lange Karriere vor sich.)

L

Liegt diesem grandiosen Sieg aber auch ein ebenso grandioser Plan zugrunde? Auf den ersten Blick mag das so erscheinen: Da ist der Kaiser Ostrome, der eine der wichtigsten Provinzen Westroms zurückgewonnen hat. Will der Herrscher womöglich das alte Imperium Romanum wiederherstellen?

Träumt Justinian von der *recuperatio imperii* – davon, das Römische Reich zu erneuern? Sieht



Alle Gebete und alle Selbstkasteiung des Kaisers helfen nicht gegen die Pest, die 542 Konstantinopel erreicht. Justinian deutet die Seuche als Strafe, die Gott über sein Reich verhängt hat (Mosaik, um 1100)

er das Mittelmeer schon wieder als *mare nostrum*, als Binnenmeer des Imperiums, umschlossen von den Küsten des Kaisers? Sieht er gar sein Banner wieder am Rhein und in Britannien flattern?

Schwer zu sagen. Denn Belisars Heer war eigentlich viel zu klein, um ein ganzes Land zu erobern. Wahrscheinlich hat Justinian dem geschwächten Vandalenreich mit diesem bescheidenen Expeditionsheer bloß einen militärischen Schlag versetzen wollen. Möglich, dass er nur eine kleine Basis in Nordafrika erobern wollte. Möglich sogar, dass er sich damit zufrieden gegeben hätte, mit Hilfe der Soldaten einen Byzanz freundlich gesinnten Herrscher zu inthronisieren und dann wieder abziehen.

Der überraschende Kollaps der Vandalen muss dem Kaiser nun aber wie ein Geschenk Gottes erscheinen. So leicht fällt der Sieg, wenn man nur den richtigen Glauben hat!

Erst nach dem Triumph über die Vandalen, so steht zu vermuten, reift in Justinian der Traum von der Wiederherstellung des Imperium Romanum. Wenn Gott ihm gegen die Vandalen beisteht, warum dann nicht auch gegen jene Barbaren, die Roms westliche Provinzen besetzt halten?

Seinen nächsten Überfall jedenfalls plant der Kaiser systematisch und zynisch: Es geht gegen die eigenen Verbündeten, die Ostgoten in Italien.

Im Jahr 533 berichten ihm Gesandte aus deren Hauptstadt Ravenna, dass die Barbaren zerstritten seien. Am 1. Juni 534 erlässt Justinian ein Gesetz, in dem er, fast wie nebenbei, verkündet, es werde auch für die Stadt Rom gelten – die jedoch zum Reich der Ostgoten gehört. Wenn man so will, ist das eine versteckte Kriegserklärung.

535 n. Chr. landet der bewährte Belisar auf Sizilien. Ihm unterstehen bloß 7500 Mann, aber es sind *bucellarii*, Elitekämpfer. Hat nicht der Erfolg in Nordafrika bewiesen, wie schwach die Barbaren sind? Zudem schickt Justinian eine zweite Armee los, die über den Balkan in Richtung Norditalien vordringen soll. Die Ostgoten werden in die Zange genommen.

Allein: Dieser Gegner ist zäher als der in Nordafrika, und Italien muss leiden. „Nun begann ein fürchterliches Morden“, notiert ein byzantinischer Augenzeuge, als seine Soldaten Neapel nehmen. „Alle wüteten und machten ohne Schonung von Jung und Alt jeden nieder, der ihnen in den Weg kam. Sie brachen in die Häuser ein, führten Frauen und Kinder als Sklaven hinweg und plünderten den Besitz.“

Die Goten ziehen in einer Art Guerillakrieg über die Apenninhalbinsel, Kämpfe lodern im Norden und Süden gleichzeitig auf, eine feste Front existiert nicht mehr, manche Stadt fällt den Streitenden gleich mehrfach in die Hände, ein byzantinischer Truppenführer erwirbt sich den Beinamen *Sanguinarius*, „der Blutrünstige“.

Als Belisar nicht mehr vorankommt, schickt Justinian seinen General Narses mit Verstärkung – doch die beiden Feldherren rivalisieren miteinander und blockieren sich, bis der Kaiser den Eunuchen nach Hause beordern muss.

Dann endlich, im Jahr 540, steht Belisar doch vor Ravenna. Die belagerten Goten machen ihm in höchster Not ein tückisches Angebot: Sie werden sich ihm unterwerfen – und ihm als neuen weströmischen Kaiser huldigen.

Belisar, so scheint man Chronisten deuten zu können, schwankt tatsächlich einen Augenblick lang. Doch er bleibt loyal: Im Namen seines Herrn nimmt er die Kapitulation der Ostgoten entgegen.

Für den Kaiser ist dies der größte aller Triumphe. Italien gehört endlich zum Reich! Und damit ist auch Rom unter seiner Kontrolle, das Herz des Imperiums, der Sitz der Päpste.

Doch wahrhafte Kontrolle – was heißt das schon? Noch auf Jahre wird Justinian gegen versprengte Ostgoten in Italien Krieg führen, niemals wird er die Apenninhalbinsel vollständig beherrschen. Und jeder Truppenführer, den er dorthin beordert, könnte putschen und sich in Rom, dem symbolträchtigsten Ort der Antike, zum Kaiser des Westens erklären.

Und so verwehrt er seinem siegreichen General Belisar diesmal auch den Triumphzug, keinerlei öffentliche Ehrung wird dem Offizier zuteil. (Dafür streuen Chronisten, die Frau des Feldherrn habe ihn während seiner Abwesenheit betrogen.) Belisar darf vermutlich froh sein, dass er seinen Kopf auf dem Hals behält.

Zudem ist der Traum von der vollständigen *recuperatio imperii* schnell beendet. Zwar besetzen byzantinische Kräfte später noch einige iberische Häfen, aber nie die gesamte mediterrane Küste Spaniens, und nach Gallien wagt sich erst gar kein kaiserlicher Soldat hinein. Justinian würde seine Kräfte schlicht überdehnen, sollte er noch weitere Regionen angreifen.

Immerhin, einen großen Teil des einstigen Römischen Reichs hat er unter seiner Herrschaft wiederhergestellt. Nie wieder wird das Imperium diese Ausmaße erreichen. Und so muss er nun, im Jahr 541, ein selbstbewusster Mann sein. Der größte Eroberer seiner Zeit! Der bedeutendste Gesetzgeber auf dem Thron von Byzanz! Was er auch anpackt: Gott scheint ihm beizustehen.

Längst hat der Aufsteiger den Respekt vor den Eliten verloren (wenn er ihn denn je gehabt hat). Als über 40-Jähriger hat er um 524 die gut 15 Jahre jüngere Theodora geheiratet – ein Skandal: Die Tochter eines Bärenwärters war Prostituierte und Schauspielerin. Die ganze Hauptstadt erzählt von ihren Affären, jedermann weiß um ihre beiden unehelichen Kinder.

Ist dies die *Amour fou* eines schon nicht mehr jungen Mannes? Das auch, vielleicht.

Doch die Verbindung wird lebenslang halten. Theodora wird auf Mosaiken und mit Statuen geehrt, sie stiftet Kirchen und Hospize, mischt sich in religiöse Dispute ein und prägt wohl auch die Rechtspolitik ihres Gatten.

So geht etwa eine Verschärfung des Gesetzes gegen Vergewaltiger vermutlich auf sie zurück: Fortan droht jedem Täter die Todesstrafe, sogar dann, wenn das Opfer eine Sklavin ist. Sollte die vergewaltigte Frau eine Freigeborene sein, erhält sie zudem das gesamte Vermögen des Mannes.

SEINE SPITZEL SEHEN ALLES

Theodora ist wohl die Liebe seines Lebens, seine Stütze, seine wichtigste Beraterin auch in Fragen der Macht. Sie verfügt über jene Erfahrung, die sich Justinian, von der Balkanhütte direkt in den Palast gelangt, nie aneignen konnte: Sie kennt die Provinzen und die Metropole Konstantinopel und nicht bloß deren helle Seiten.

Allerdings zahlen die beiden einen hohen Preis für ihre Verbindung. Sind die Höflinge schon von einem Hirtensohn auf dem Kaiserthron brüskiert, so muss ihnen eine Prostituierte auf dem Kaiserinnenthron wie eine Art Kriegserklärung erscheinen – durchaus zu Recht.

Denn Justinian erweitert das Hofzeremoniell um erlesene Demütigungen. Er lässt sich nicht mehr, wie seine Vorgänger, als *basileus* anreden, als „König“, sondern als *despotes*, „Herr“; die Beamten bezeichnet er fortan als seine „Sklaven“.

Und bislang musste jeder, der Seine Majestät sah, vor ihr niederknien. Nun, so bestimmt es Justinian, müssen selbst Senatoren und Generäle im Angesicht des Kaisers zu Boden fallen und ihm die Füße küssen. Und die der Kaiserin gleich mit.

Natürlich flüstern die Höflinge, sobald die Kaiserin gegangen ist. Folgendes vielleicht: „Mit zehn oder mehr jungen Männern auf der Höhe ihrer Kraft, die selber Wollust als Tagwerk betrieben, ging sie oft zu einem gemeinschaftlichen Mahl und schlief dann, die ganze Nacht hindurch, bei sämtlichen Gästen. Sobald aber alle entkräftet waren, suchte dieses Weib noch deren Sklaven auf, in einem Fall vielleicht dreißig an der Zahl, und schlief bei jedem Einzelnen von ihnen.“

So steht es in der „Anekdota“, der „Geheimgeschichte“ des Prokop von Caesarea. Dieser gebildete Jurist macht Karriere als Gefolgsmann Belisars, begleitet dessen Feldzüge, erlebt ab etwa 540 das Leben am Hof in Konstantinopel.

Er verfasst mehrere Werke über die Kriege und über die Bauten Justinians, gelehrt, zuverlässig im Ganzen, vielleicht ein wenig zu ironisch, um angenehm zu sein. In seinen „Anekdota“ (die verständlicherweise nicht während Justinians Herrschaft veröffentlicht werden) jedoch lässt er seiner Verachtung, seinem Hass freien Lauf. „Zu Lebzeiten der Täter konnte man deren Verbrechen nicht in gebührender Art und Weise schildern“, so schreibt er gleich in der Einleitung. „Wäre man doch unmöglich den zahllosen Spähern entgangen und hätte im Falle der Entdeckung einen jammervollen Tod gewärtigen müssen.“

Prokops Buch ist die große Chronique scandaleuse der byzantinischen Geschichte – ein Werk, das Justinians Ruf beschädigen und den seiner Gattin für immer ruinieren wird. Seine Anekdoten mögen die Wahrheit über Theodora

verzerren, sehr präzise aber schildert Prokop doch, was er und seinesgleichen über diese Frau denken.

Ob der fromme Justinian ahnt, wie viel Hass und Verachtung durch die Gänge seines Palastes wispert? Zumindest Theodora, so darf man vermuten, wird es ganz genau wissen.

D

Hafen bei Ravenna in Norditalien. Fast 30 Jahre lang führt Justinian Krieg auf der Apenninenhalbinsel, zudem kämpft seine Armee an weiteren Fronten. All das überfordert irgendwann die Ressourcen des Staates

Die alten Eliten müssen aber nicht nur eine ehemalige Prostituierte auf dem Thron ertragen. Der glaubensfeste Justinian drangsaliert sie auch auf andere Weise. Er ordnet etwa an, so schreibt ein Zeitzeuge, „niemand dürfe Philosophie und Astronomie lehren, auch dürfe man nicht in irgendeiner Stadt dem Würfelspiel frönen. Die Ursache war, dass in Konstantinopel gewisse Würfler ausfindig gemacht worden waren, die sich in furchtbare Blasphemien verstrickt hatten. Diesen hackte man



die Hände ab, und sie wurden auf Kamelen in einer Schandparade vorgeführt.“

Mit dem „Würfelspiel“ ist wohl die alte heidnische Praxis von Orakeln gemeint – und mit der „Philosophie“ die antike Lehre. Justinians Verbot der Philosophie im Jahr 529 führt zur Schließung der legendären, von Platon 387 v. Chr. gegründeten Akademie von Athen. Der Kaiser kappt damit einen Lebensnerv, der sein Reich noch mit der Antike verbunden hat. Die letzten griechischen Philosophen fliehen, ausgerechnet nach Persien.

Da es gerade unter den Aristokraten noch viele Heiden oder zumindest im Geist des Heidentums Gebildete gibt, trifft dieser Schlag vor allem sie. Mehrere Mächtige werden verhaftet oder verlieren ihren Beamtenposten. „Und es entstand eine große Furcht“, resümiert ein Chronist.

Diese Furcht beschränkt sich allerdings nicht auf die Heiden. 536 beruft der Kaiser ein Konzil nach Konstantinopel. Dort bestimmt er, welche Lehren fortan „Häresien“ sind – die Werke darüber sollen verbrannt werden; wer sie abschreibt, dem wird die Hand abgeschlagen. Missliebige Bischöfe werden abgesetzt, selbst der Patriarch von Alexandria verliert seinen Stuhl.

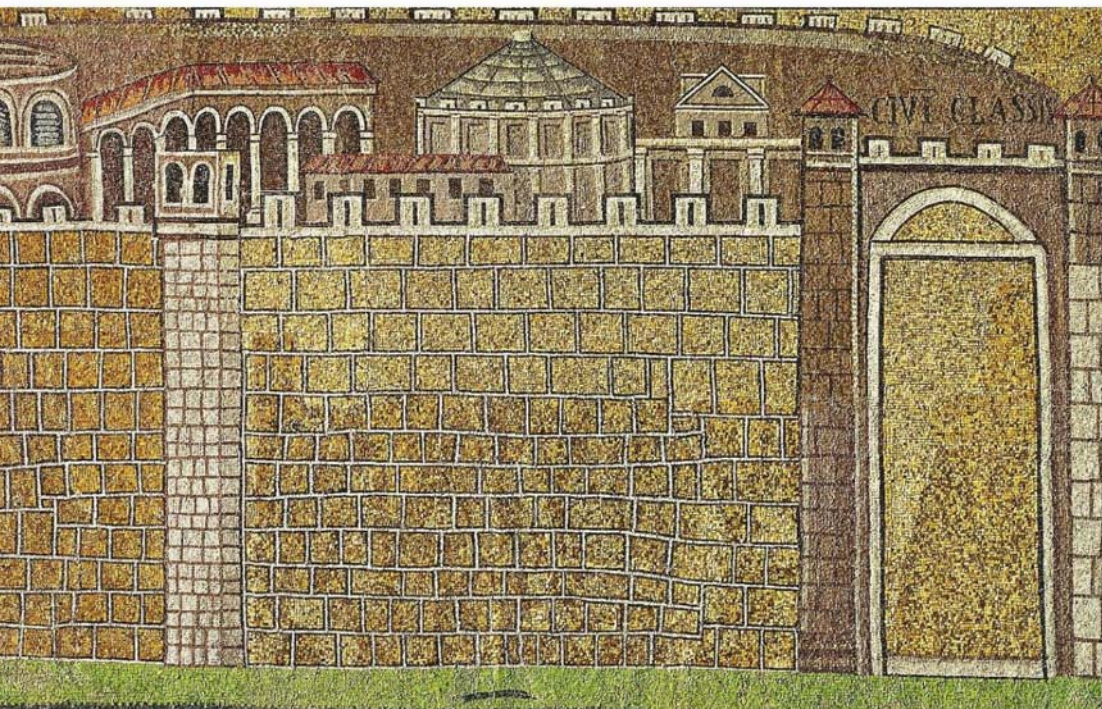
ROM GEHÖRT NUN ZU BYZANZ

In seiner gnadenlosen Pedanterie achtet Justinian selbst noch auf die einfachen Gläubigen so winziger Sekten, dass man sie heute bloß noch aus seinen diskriminierenden Gesetzen kennt: Monastisten, Taskodrogen, Borboriten.

Auch andere Religionen entgehen seinem Blick nicht: Juden, Samaritaner, Manichäer. Sie alle dürfen keine Gotteshäuser mehr bauen, keine öffentlichen Funktionen mehr ausüben, keine Orthodoxen heiraten, können nur noch unter großen Schwierigkeiten Erbschaften antreten.

Selbst die Orthodoxen spüren die Knute. Ein Bischof, dem der Kaiser Homosexualität vorwirft, wird kastriert und zur Schau gestellt, während ein Ausrufer verkündet: „Bischöfe seid ihr, schändet nicht das heilige Gewand!“

Und als wären alle diese Gesetze und Feldzüge und Verfolgungen noch nicht genug, wird Justinian in manischer Arbeitswut nun auch noch zum größten Bauherrn des Byzantinischen Reiches. Das Katharinenkloster auf dem Sinai lässt er errichten und die Marienkirche zu Jerusalem. Er baut in Ephesos an der kleinasiatischen Küste und im nordafrikanischen Leptis Magna. Vor allem aber wirkt er in der Hauptstadt: Kirchen,



Bäder, Zisternen entstehen, er erweitert das kaiserliche Mausoleum, renoviert den Palast.

Sein Meisterwerk soll der Neubau der Hagia Sophia werden, der wichtigsten Kirche der Stadt, die im Januar 532 niedergebrannt ist. Schon am 23. Februar 532 beginnt der Bau. In nicht einmal sechs Jahren zwingt der Kaiser ein Gotteshaus hoch, wie es einmalig ist in der Christenheit. Die Architekten Anthemios von Tralleis und Isidoros von Milet – und der Monarch, der die Pläne persönlich bearbeitet – entwerfen nicht nur die größte, sondern eine völlig neue Kirche. Die Hagia Sophia ist der Urtyp der kuppelgekrönten Basilika.

Als sie am 27. Dezember 537 eingeweiht wird, ist allein der zentrale Raum 80 Meter lang und 70 Meter breit, überwölbt von einer 32 Meter durchmessenden Kuppel. Im Inneren glänzen Marmor und Porphyrt, Mosaiken auf goldenem Grund und vor allem das Sonnenlicht, das wie magisch durch den himmelweiten Raum weht. Selbst der zynische Prokop gibt zu: „So bietet die Kirche den herrlichsten Anblick, überwältigend für den Betrachter, für denjenigen, der nur davon hört, ein Gegenstand ungläubigen Staunens.“

„Ruhm sei Gott, der mich für wert hielt, ein solches Werk zu vollbringen. Ich habe dich übertrifft, Salomo“, soll Justinian ausgerufen haben.

Ob der anmaßende Ausspruch nun authentisch ist oder nicht: Um 541 jedenfalls ist Justinian ein Kaiser, der aus dem Nichts kam und alles gewonnen hat. Jeden Widerstand hat er niedergeschlagen, alle Ziele erreicht. Würde der Tod ihn jetzt ereilen, er stürbe als glücklicher Mann.

Doch Gott hat anderes mit ihm vor.

Im Jahr 542 erreicht die Pest von Syrien aus Konstantinopel. Der Tod wütet in den prächtigen Straßen der Stadt, wo die Behörden nur noch gegen hohe Belohnung Wagemutige finden, die die Leichen fortschaffen. Die Menschen fliehen beim Anblick von Popen, denn die heiligen Männer, die sich um die Sterbenden kümmern, gelten im Volk bald als Todesboten. Selbst im Palast sinken Leibwächter sterbend zu Boden, und auch der Kaiser erkrankt, überlebt aber.

Es muss, nach diesen Triumphen, sein grauenvolles Erwachen aus einem schönen Traum sein. Prokop vermerkt, die Pest „vernichtete ungefähr die Hälfte der Menschen“. Und es bleibt nicht bei dem einen Seuchenzug allein.

Für mehr als 200 Jahre wird sich die Pest im Byzantinischen Reich einnisten. Wird immer wieder aufflackern, unberechenbar und mörderisch. 553 wird auch die Rinderpest kommen und die Herden dezimieren. Zwischen 542 und 551



Der Stier, Symbol des Evangelisten Lukas, in der Kirche San Vitale in Ravenna. Das Gotteshaus entsteht während Justinians Regierungszeit. Im Alter wird der Kaiser immer frömmere: Theologie interessiert ihn nun oft mehr als Politik (Mosaik, 548)

erschüttern mehrere Erdbeben Konstantinopel und die Provinzen. Eine außerordentliche Nilflut sucht 548 Ägypten heim. Am Schwarzen Meer versinken Städte in Flutwellen, und Tyros am Mittelmeer wird 550 vom Wasser verschlungen.

Wer noch lebt, der hungert. Ab 546 wird das Brot knapp in Konstantinopel. Unruhen. Straßenkämpfe. Plünderungen. Einmal randaliert die Menge vor den Augen einer gerade anwesenden persischen Delegation. Der Kaiser lässt Soldaten auf das Volk los, und mancher, der nicht an Pest und Hunger gestorben ist, stirbt nun unter dem Schwert. Um die Häsher zu bezahlen, verschlechtert der Monarch die Qualität der Kupfermünzen. Ein Teufelskreis der materiellen Not – und Konstantinopel ist keine sichere Stadt mehr.

Für Justinian ist diese schier unfassbare Serie von Katastrophen ein weltlicher wie spiritueller Schlag. Das Imperium blutet aus. Die Armee, die Städte, der Handel, alles ist geschwächt. Geschwächt ist aber auch die Selbstgewissheit des Herrschers, denn muss er diese finstere Zeit nicht als Strafe Gottes sehen?

Er selbst bezeichnet die Pest als *paidensis*, als „Belehrung“ durch den Allerhöchsten. Die Lektion, die er daraus zieht? Er schickt neue Gesetze in die aus den Fugen geratene Welt. Beschränkt per Erlass die Höchstpreise für die wichtigsten Lebensmittel, um dem Hunger zu begegnen. Droht für falsche Eide, Blasphemien, Zügellosig-



keit die Todesstrafe an, um die Moral zu heben und Gott so zu besänftigen.

Er straft sich auch selbst. „An allen Tagen, die dem Osterfest vorausgehen und Fastentage heißen, führte er eine strenge Lebensweise“, weiß Prokop. „Jeweils zwei Tage blieb er ohne Nahrung. Er ging erst zu später Stunde schlafen und erhob sich sogleich wieder, als fühle er sich auf dem Lager nicht wohl. Und wenn er dann wirklich etwas zu sich nahm, so begnügte er sich mit Kräutern, und zwar mit wild wachsenden, die eine Weile in Salz und Essig eingelegt waren.“



Allein: Es nützt nichts. Immer neue Dämonen suchen Byzanz heim. Im Osten muss der alternde Belisar das pestzerfressene Heer erneut gegen die Perser führen. In Italien kämpfen versprengte Gotentruppen. In Nordafrika überfallen Berber die dortige Provinz. Über die Donau strömen Barbarenhorden, plündern Griechenland, einmal wagt sich ein wilder Haufen bis auf zwei Tagesmärsche vor die Mauern Konstantinopels.

Die Soldaten sind erschöpft, die Offiziere demoralisiert. Justinian und Theodora fürchten sogar einen Verrat durch Belisar, wieder einmal. Der Feldherr muss in die Hauptstadt zurückkehren. Sein Kaiser entzieht ihm den Befehl über die Elitesoldaten und requiriert sein Vermögen. Belisar irrt fortan allein und arm durch die Straßen. Später setzt Justinian ihn wieder ein, weil er keine fähigen Generäle mehr hat – und Belisar dient seinem Herrn, der im Sieg so grausam ist wie in der Niederlage, weiter treu auf jedem Schlachtfeld, auf das er ihn schickt. Eine Kreatur des Kaisers.

Auch in der Religion schlägt Justinian immer härtere Schlachten und, es ist wie ein Fluch, verliert jedes Mal, wenn er gewinnt. Denn er verfolgt Häretiker unarmherziger als zuvor – aber gerade durch seine Unnachgiebigkeit zwingt er auch die Gegner, sich zu organisieren: Viele Kleriker, die in Glaubensfragen anderer Ansicht sind als der Monarch, sind bislang trotz allem noch orthodox gewesen. Nun jedoch formen sie eigenständige Kirchen: Erst durch die Verfolgungen Justinians entstehen die syrisch-orthodoxe und die koptische Kirche als Abspaltungen.

Den amtierenden Papst Vigilius – Rom gehört ja jetzt zum Reich – zwingt Justinian nach

Konstantinopel. Dort demütigt er den Heiligen Vater auf dem Konzil von 553, indem er ihn als wankelmütigen Geistlichen denunziert. Vigilius muss die Schlussakte unterzeichnen, die den orthodoxen Glauben bekräftigt. Als gebrochener Mann reist er zurück, doch sieht er die Ewige Stadt nie wieder; er stirbt unterwegs. Im Westen des Reiches werden die Eliten diese Demütigung nie vergessen – die Kluft, die dereinst zum Schisma zwischen katholischer und griechisch-orthodoxer Kirche führen wird, zeigt sich hier schon.

Gut möglich, dass Justinian, der für Zeitgenossen noch wenige Jahre zuvor wie der Herr der Welt aussah, nun wie ein Ertrinkender wirkt. Statt *recuperatio imperii* nur noch hastige Reparatur: Der Kaiser erhöht die eh schon drückenden Steuern, doch bietet das Reich dafür immer weniger.

Der *cursus publicus* etwa war jahrhundertlang das Nervenetz des Imperiums: ein legendär schneller und effizienter Post- und Kurierdienst auf den sprichwörtlichen Wegen Roms. Nun lässt der Kaiser die Boten nicht mehr auf Pferden reiten, sondern angeblich auf den billigeren Eseln, viele Strecken werden ganz gestrichen. Das Reich wird zum trägen Riesen und zum blinden und tauben obendrein, da viele Nachrichten gar nicht mehr bis nach Konstantinopel gelangen.

Im Osten werden die von den ewigen Kriegen verwüsteten Städte nur noch bescheiden aufgebaut. Gold und Materialien fließen, wenn überhaupt, in Festungsanlagen. Theater verfallen, Bäder werden verkleinert, Plätze und Straßen von Buden und Verschlägen zugestellt: Edle griechisch-römische Metropolen verwandeln sich in gedrängte, unübersichtliche Ansiedlungen.

Seuchen, Erdbeben, Hunger, Kriege, Kirchenspaltungen, Verfall: Es ist eine unaufhörliche Abfolge von Katastrophen, unter denen Byzanz zerbröckelt. Nie hatte Justinian eine Stütze, eine helfende Hand, eine mahnende Stimme so nötig.

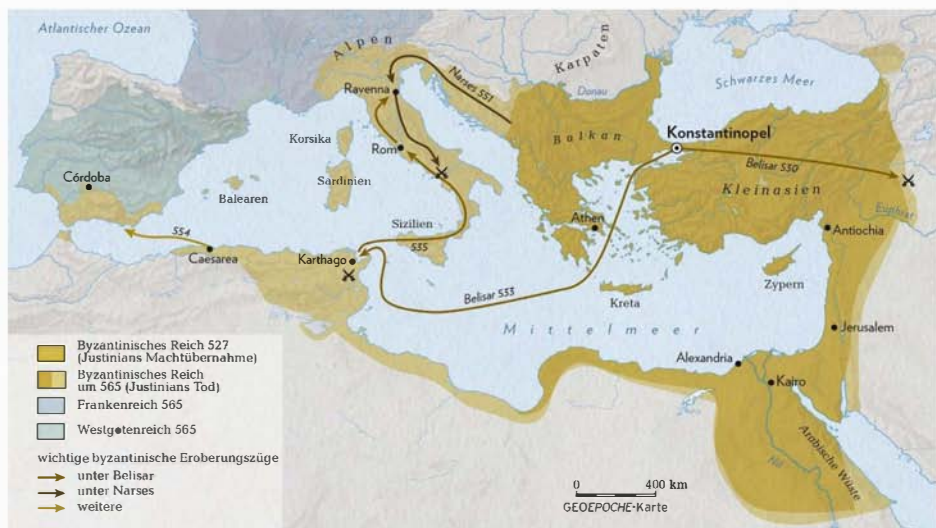
Doch Gott erspart ihm in der Zeit der großen Schrecken auch nicht das private Drama. Mit den Worten „Nachdem die Augusta Theodora vom Elend des Krebses am ganzen Körper befallen war, hat sie ihr Leben auf unnatürliche Weise beendet“ vermerkt, etwas rätselhaft (denn was mag das Ende dieses Satzes bedeuten?), der Chronist Victor von Tunnuna den Tod der Kaiserin.

Andere Schreiber, die doch so viele Worte über das sündige Leben Theodoras verloren haben, vermerken ihren schmerzreichen Tod lediglich in lakonischen Einträgen.

Die Gattin des Monarchen ist etwa 50 Jahre alt geworden. Sie hat ihrem Mann nie ein Kind geschenkt. Justinian hat nun keine Frau mehr und keinen natürlichen Erben, während die Brände in

ER DEMÜTIGT DEN PAPST

DIE ERNEUERUNG DES WELTREICHS



Justinian I. führt Krieg auf drei Kontinenten: Im Westen kämpfen seine Generäle Belisar und Narses gegen Vandalen und Goten in Spanien, Italien und Nordafrika, im Osten streiten byzantinische Truppen gegen die Perser. Ein Großteil der bis 565 eroberten Gebiete wird in den folgenden Jahrzehnten wieder verloren gehen

seinem Reich lodern. Wer kann ermessen, wie verzweifelt er sein muss?

Und doch gibt er nicht auf, niemals. Noch nach seinem 70. Geburtstag wird er keinen Nachfolger bestimmen. Er macht einfach weiter, als würde die Fron nie enden. Die eingestürzte Hagia Sophia baut er wieder auf. Die Kuppel wölbt sich nun höher hinaus, was nicht nur spektakulärer aussieht, sondern auch das immense Gewicht der Konstruktion besser in die Pfeiler leitet.

Am Heiligen Abend des Jahres 562 weiht Justinian die wiederhergestellte Hagia Sophia ein. Noch einmal triumphiert hier der Herrscher, doch sein Stolz zeigt sich nur noch gebrochen: Im neu geschmückten Innenraum stellt ein Bildnis den Kaiser dar, wie er über die Sünden der gewöhnlichen Menschen trauert.

Die Macht aber zerfällt dem Herrscher jetzt zwischen den zitterigen Händen. Im gleichen Jahr, in dem die Kuppel der Hagia Sophia vollendet wird, fassen Leibwächter zwei Bewaffnete mitten im Palast. Unter der Folter gestehen sie, gedungene Mörder zu sein. Angeblich soll Belisar am Aufstand beteiligt sein.

BYZANZ IST EIN RIESE OHNE KRAFT

Ein Putsch? Belisar, der ihm ewig Loyale, ist doch auch längst ein alter Mann. Doch Justinian entlässt ihn erneut, wieder einmal. Wieder einmal, so muss man glauben, wird Belisar Todesangst ausstehen. Und wieder wird er rehabilitiert – er wird 565 in Ehren sterben.

Vielleicht weiß Justinian selbst längst nicht mehr, wem er noch trauen kann und wem nicht. Im Jahr 563 pilgert der Kaiser, der Konstantinopel doch fast nie verlassen hat, mehrere Hundert Kilometer weit zum heiligen Ort Gernia in Anatolien, wo das Gewand Christi gezeigt wird.

Ist dies die verzweifelte Geste eines Mannes, der sich keine andere Hilfe mehr weiß als die, sich Beistand von einer Reliquie zu holen? Oder das fromme Manöver eines Kämpfers, der nie aufgibt?

Am 22. Januar 565 jedenfalls zerren Soldaten auf Befehl des Kaisers den Patriarchen Eutychios während der Messe aus der Kirche Sankt Bakchos und Sergios und sperren ihn in eine Klosterzelle. Den Patriarchen von Konstantinopel! Der Kirchenfürst hat es gewagt, in einer unwichtigen theologischen Detailfrage anderer Meinung zu sein als der Monarch.

Justinian lässt absurde Anklagen verbreiten: Eutychios benutze zu viele Salben, speise zu gut,

bete zu viel – ein erstaunlicher Vorwurf gegen einen Kirchenmann. Der Kleriker wird abgesetzt und verbannt.

Wenn die Seuche durch die Straßen Konstantinopels geht und wenn der Kaiser am helllichten Tag den Patriarchen aus der Kirche zerrt: Wer kann sich da noch sicher fühlen? Muss man nicht fürchten, dass einen das Schicksal überall ereilen kann? Gleichgültig, ob man fromm ist oder sündig, ob Hochgestellter oder Sklave, ob weltlichen oder geistlichen Standes, ob durch Gottes unsichtbaren Willen oder des Kaisers unvorhersagbare Willkür: Es kann jeden treffen, jederzeit.

Am Ende werden der Greis und sein Reich vom Tod erlöst. Wieder ist es eine lange Nacht im Kaiserpalast, diesmal auf den 15. November 565. Nach 38 Jahren Macht haucht, so behauptet es zumindest ein Höfling, Justinian seinen letzten Beschluss: Der Sterbende ernannt in wahrhaft letzter Stunde einen Nachfolger. Es ist ein Neffe, der als Justin II. den Thron besteigen wird.

Dann stirbt Justinian, und man muss wohl vermuten, er stirbt nicht als glücklicher Mann.

I

In der Rückschau scheint es, als sei Byzanz durch eine Gruppe, ja eine ganze Generation von Aufsteigern gekapert worden: Justinian ist der Kaiser aus der Hirtenhütte, seine Gattin Theodora die Kaiserin aus dem Bordell, ihre Handlanger wie Belisar und Narses sind die ehrgeizigen Kämpfer ohne ehrbaren Namen.

Man spürt noch heute die schiere Energie, die vor allem der Aufsteiger im Kaiserpalast verströmt hat – und das ist mehr als eine Metapher. Viele (mehr oder weniger originale) Gesetze des „Codex Iustinianus“ sind etwa in Deutschland erst am 1. Januar 1900 mit Einführung des „Bürgerlichen Gesetzbuches“ außer Kraft gesetzt worden. Erst wer unsere heutigen Gesetze liest und sich auszumalen versucht, wie sie wohl mehr als 1300 Jahre fortwirken sollen, der begreift die visionäre Kraft des kaiserlichen Rechtswerks.

Und doch ist Justinian ein Gescheiterter.

Er ist ein Herrscher zwischen den Zeiten. Ein Monarch, der noch ein letztes Mal durch seine Eroberungen an das doch schon rettungslos untergegangene antike Imperium Romanum anknüpft. Der aber zugleich vom christlichen Got-

tesstaat träumt. Der eine fromme Nation will, als hätte er das Mittelalter vorweggenommen, und ein totalitäres Regime, anderthalb Jahrtausende vor den totalitären Regimen der Moderne.

Doch sein Imperium Romanum umschließt niemals auch nur das ganze Mittelmeer. Zwar wird Byzanz einige der so mühsam errungenen Bastionen in Italien für ein halbes Jahrtausend behaupten, doch die meisten Eroberungen des Kaisers gehen schon nach wenigen Jahrzehnten wieder verloren. Konstantinopel wird niemals die Rolle einnehmen, die Rom einst spielte.

Und in der Kirche ist Justinian nicht der große Einiger, sondern der Dogmatiker mit der Axt. Theologische Streitigkeiten und unüberschaubar viele Sekten haben zwar schon vor ihm die Christenheit erschüttert. Doch der Herrscher unterstützt, wie kein Herrscher zuvor, eine bestimmte – die heute „orthodox“ genannte – Richtung mit den Machtmitteln des Staates. Das wiederum zwingt alle anderen Gruppen aus reinem Selbsterhaltungsinteresse zur Organisation. So erst entstehen die Kirchen des Ostens, deren unfreiwilliger Geburtshelfer der Kaiser ist.

Schließlich sind da noch die Naturkatastrophen, all die Seuchen, Beben, Flutwellen, die in schrecklicher Regelmäßigkeit während der langen zweiten Hälfte seiner Regentschaft das Imperium erschüttern. Eigentlich ist es ein Zeichen der Stärke von Reich und Herrscher, dass Byzanz darunter wankt, aber nicht kollabiert.

Doch in einem Gottesstaat mit einem sakralen Kaiser an der Spitze sind solche Katastrophen eben Zeichen dafür, dass der Herrscher die Gnade Gottes verloren hat. In den Augen der Untertanen, und vermutlich ebenso in seinen eigenen, ist der Monarch auch daran schuld. Justinian hat, auf eine unbegreifliche Weise, versagt.

Und daher schreibt Evagrius, ein Kirchenhistoriker und Zeitgenosse, am Ende über den Kaiser, der einen Gottesstaat errichten wollte: „So ging Justinian, nachdem er alles mit Verwirrung und Unruhe überzogen hatte, zu den tiefsten Straforten hinab.“ ●

Cay Rademacher, Jg. 1965, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Hartmut Leppin, „Justinian. Das christliche Experiment“, Klett-Cotta: Aus teils widersprüchlichen Quellen entwirft der Alt-historiker Leppin ein umfassendes Lebensbild Justinians – sehr lesenswert. Mischka Meier: „Justinian. Herrschaft, Reich und Religion“, Beck: knappe, kenntnisreich geschriebene Biografie über den antiken Herrscher.

DAS GESCHWÄCHTE WELTREICH

Als Justinian I. stirbt, ist Byzanz so groß wie nie. Doch unter seinen Nachfolgern stoßen Krieger benachbarter Stämme in das Reich vor: Es ist zu schwach, um alle Grenzen zu verteidigen. Zwar gelingt bis 600 n. Chr. ein Frieden mit den gefährlichsten Angreifern, den Awaren und den Persern. Doch die Ruhe dauert nicht lange an

Text: SIMONE BERNARD: Karte: STEFANIE PETERS

Es ist der September des Jahres 586 n. Chr. Fremde Angreifer haben die am nordwestlichen Ufer der Ägäis gelegene Stadt Thessaloniki umzingelt. Rund 100000 von Awaren befehligte Slawen, so berichtet ein Chronist, sind vor der Stadt, einer der bedeutendsten des Byzantinischen Reiches, aufmarschiert.

Deren Einwohner haben die Gefahr zu spät bemerkt, denn es ist Erntezeit und zahlreiche Menschen arbeiten auf den Feldern im Umland. Daher wachen nur wenige Verteidiger auf den Mauern.

Herrscher der Angreifer aus dem Norden ist der Khagan, das Oberhaupt der Awaren. Seine Reiternomaden stammen ursprünglich aus Zentralasien; rund 20 Jahre zuvor sind sie in die Ungarische Tiefebene eingedrungen und dort zur Vormacht aufgestiegen.

Für Byzanz wäre der Fall Thessalonikis ein weiterer Rückschlag in einer ganzen Reihe von Katastrophen, die das Reich seit dem Tod Justinians I. im Jahr 565 getroffen haben, darunter ein erneuter Ausbruch der Pest.

Doch plötzlich, nach nur kurzer Zeit der Belagerung, ziehen die Angreifer wieder ab: Die Hauptleute haben sich untereinander zerstritten; außerdem können sie ihre Truppen nicht ausreichend mit Nahrung versorgen. Thessaloniki ist gerettet und bleibt weiterhin ein Teil des Byzantinischen Reiches.

Dennoch wird das Imperium bis zum Jahr 600 etwa ein Drittel seines Territoriums verlieren. Denn die Awaren sind nicht der einzige Gegner, der das Reich bedrängt. Und die Armee des Kaisers ist zu klein für einen Mehrfrontenkrieg, da die Pestepidemien einen großen Teil der Bevölkerung getötet haben.

Überdies kann Konstantinopel vermutlich weniger Söldner aus Nachbarvölkern anwerben, da dauernde Feldzüge und verschwenderische Regenten die Kassen geleert haben. Und seit sich Justinians Nachfolger im Jahr 572 gewei-gert hat, die Perser weiter mit Geld zu beschwichtigen, binden die Kämpfe an der Ostgrenze die meisten verfügbaren Soldaten.

Im Norden drängen Slawen und Awaren über die Donau. Vergebens zahlen die Kaiser Schutzgeld an den Khagan: Fast jährlich verheeren seine Reiter die Balkanprovinzen und erpressen so immer höhere Tribute. Die slawischen Verbündeten der Awaren breiten sich währenddessen auf dem Balkan aus, plündern Städte und lassen sich im Binnenland nieder. Bald kontrolliert Byzanz fast nur noch die Küstenregionen.

In Italien haben die germanischen Langobarden dem Imperium ab 568 den größten Teil des erst wenige Jahre zuvor unterworfenen Landes entrissen. Und in Südspanien kann Konstantinopel nur die Gebiete am Mittelmeer halten.

Erst 591 n. Chr. gelingt es dem byzantinischen Herrscher Maurikios, Frieden mit dem persischen Großkönig Chosrau II. zu schließen, den er gegen einen innenpolitischen Widersacher unterstützt und so seine Gunst gewinnt.

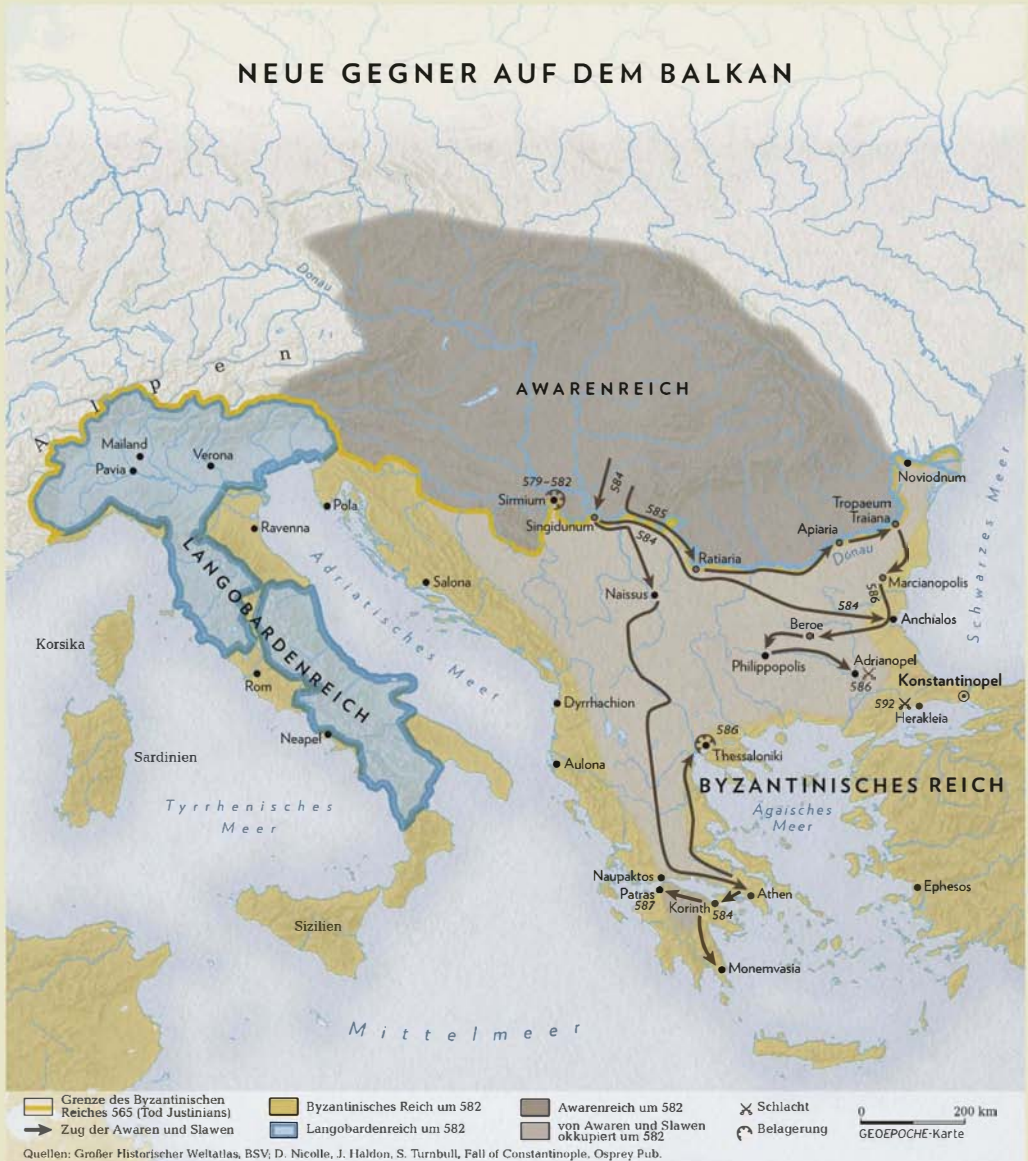
Da im Osten nun Ruhe herrscht, schickt der Kaiser seine Streitkräfte in den Westen und Norden. Im Jahr 598 zwingen seine Truppen die Awaren zu einem Waffenstillstand, vier Jahre später überwinden sie auch die Slawen.

Maurikios versucht, das Reich zu stabilisieren; doch seine Bemühungen, die Finanzen auch durch niedrigeren Sold zu sanieren, machen ihn bei den Truppen unpopulär. Als die Soldaten den Winter des Jahres 602 auf dem ausgeplünderten Balkan verbringen sollen, rufen sie einen Offizier namens Phokas zum Kaiser aus. Maurikios wird ermordet.

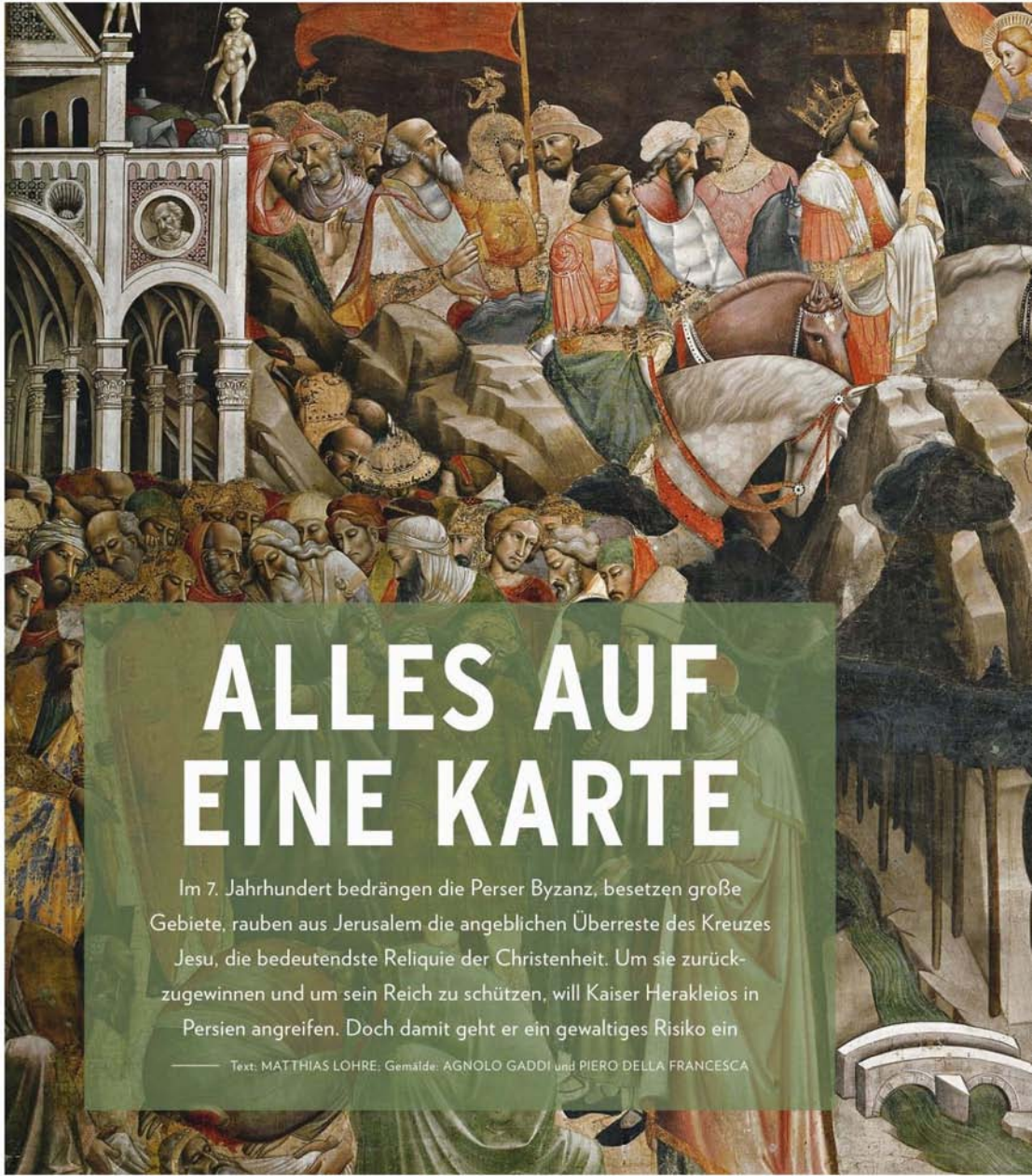
Doch Phokas regiert ein geschwächtes Reich. Noch beherrscht Byzanz zwar die Küstenregionen Afrikas, Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, weite Teile des Balkans, Inseln und Städte in Spanien, an Ägäis und Adria sowie Bruchstücke Italiens. Doch der Großteil der Apenninenhalbinsel und das spanische Hinterland sind bereits verloren.

Dabei stehen dem Reich die größten Katastrophen noch bevor: eine weitere Invasion der Perser und der Angriff der Araber. Sie werden Byzanz an den Rand des Untergangs bringen. ●

NEUE GEGNER AUF DEM BALKAN



In den knapp vier Jahrzehnten nach Justinians Tod 565 n. Chr. verliert Byzanz etwa ein Drittel seines Imperiums: vor allem in Italien, wo aus dem heutigen Ungarn vorstoßende langobardische Fürsten binnen weniger Jahre mehrere Herzogtümer errichten. Über die Donau fallen slawische Gruppen ins Reich ein, die 582 sogar vor Athen stehen. Gemeinsam mit ihren Verbündeten, dem Reitervolk der Awaren, ziehen sie plündernd durch den Balkan. Zudem haben die Westgoten fast alle Eroberungen Justinians auf der Iberischen Halbinsel annektiert

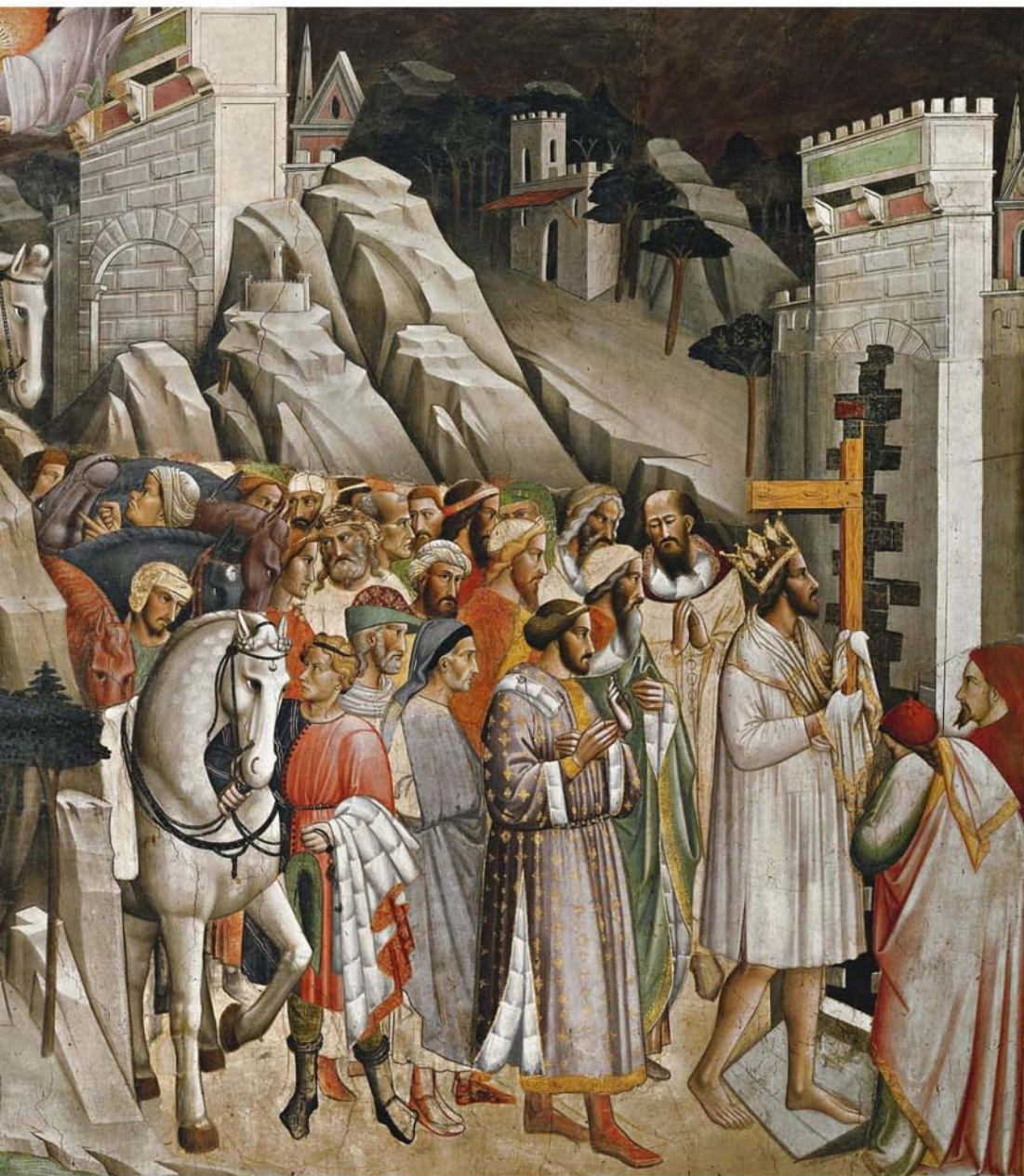


ALLES AUF EINE KARTE

Im 7. Jahrhundert bedrängen die Perser Byzanz, besetzen große Gebiete, rauben aus Jerusalem die angeblichen Überreste des Kreuzes Jesu, die bedeutendste Reliquie der Christenheit. Um sie zurückzugewinnen und um sein Reich zu schützen, will Kaiser Herakleios in Persien angreifen. Doch damit geht er ein gewaltiges Risiko ein

Text: MATTHIAS LOHRE; Gemälde: AGNOLO GADDI und PIERO DELLA FRANCESCA

Herakleios verlässt mit fast allen Truppen Konstantinopel, um die Perser in deren Land zu schlagen. Damit entblößt er sein Reich – und verliert es bei



nahe. Am Ende aber siegt er und bringt das von den Persern geraubte Kreuz Christi zurück nach Jerusalem (im Bild oben und rechts)



Gott hat sie verlassen. So muss es den Soldaten vorkommen, die auf den Stadtmauern Konstantinopels am Morgen des 31. Juli 626 Wache halten.

Wenn sie nach Westen blicken, blitzen dort im Widerschein der aufgehenden Sonne die Schwerter und Helme der Awaren, eines Reitervolkes aus Ungarn, und ihrer slawischen Verbündeten. Insgesamt 80 000 Krieger stehen dort, gefährlich nah, bereit zum Angriff.

Schauen die Wachen nach Osten, sehen sie vermutlich noch dunklen Qualm am Horizont aufsteigen. Ein persisches Heer von mehreren Zehntausend Mann hat auf der anderen Seite des Bosphorus eine Hafenstadt geplündert und angezündet. Konstantinopel droht nun das gleiche Schicksal.

Seit Jahrzehnten liegt Byzanz mit den Armeen der persischen Großkönige im Krieg. Nun trennen nur noch 2000 Meter Wasser die Truppen des Erzrivalen auf der asiatischen Seite von der Stadt auf dem europäischen Kontinent.

Die beiden gefährlichsten Feinde des Byzantinischen Reiches haben sich verbündet, um Konstantinopel zu erobern. Besonders fatal: Der byzantinische Kaiser Herakleios und sein Heer sind auf einem Kriegszug im Osten, fast 1000 Kilometer entfernt.

Nur 12 000 Bewaffnete stehen in der Stadt bereit, um sich gegen die mehr als 100 000 Angreifer zu stellen.

Hilflos müssen die Verteidiger verfolgen, wie sich die Perser und Awaren durch Leuchtf Feuer über den Bosphorus hinweg verständigen. Die Hoffnungen der Bedrängten richten sich nun vor allem auf die Verteidigungsmauern der Stadt. Die Herrscher von Byzanz haben sie zwei Jahrhunderte zuvor erweitern lassen, um die Stürme der Völkerwanderungszeit abzuwehren.

Seither ist Konstantinopel die wohl mächtigste Festung der antiken Welt. Die knapp 14 Quadratkilometer große Metropole ist fast vollständig von einem turmbewehrten Mauerring umschlossen. Im Süden, Osten und Norden ist die Stadt von Wasser geschützt. Hier haben es die Festungsbauer bei einer einfachen Mauer belassen. Im Westen aber, wo feindliche Truppen an Land attackieren könnten, schützt auf rund sechs Kilometer Länge eine gewaltige Dreifachbefestigung die Stadt.

Dort treffen mögliche Angreifer zunächst auf einen teils 20 Meter breiten und sieben Meter tiefen Graben. Daran schließt sich ein zehn Meter hoher Festungswall an, der mit 92 Türmen gesichert ist. Wie die anderen Befestigungen besteht er aus Bruchstein und Beton, ummantelt mit Kalkstein und Ziegeln.

Dahinter erhebt sich eine weitere Mauer. Sie ist fünf Meter dick, zwölf Meter hoch und wird von 96 Türmen ausverteidigt. Zehn schwer gesicherte Stadttore sind die einzigen Durchlässe in diesem monumentalen Verteidigungsriegel.

Wer durch diese Portale eingelassen wird, hat aber noch immer nicht die eigentliche Stadt erreicht. Er muss noch gut 1,5 Kilometer zurücklegen und dabei ausgedehnte Felder queren, ehe er auf die Reste der alten Grenzmauer aus der Zeit Konstantins des Großen stößt.

Das Gelände zwischen der alten Mauer und dem neuen Verteidigungswall ist nie vollständig besiedelt worden – was sich nun bei Belagerungen als Vorteil erweist. Auf der riesigen Fläche können die Bewohner unbehelligt von Angreifern Felder anlegen und ihr Vieh weiden



Der Legende nach hat Herakleios (liegend) im Traum eine Vision: Ein Engel verspricht ihm den Sieg über den persischen Großkönig Chosrau II. (im Bild links). Vielleicht eine mythische Erklärung für den leichtsinnig erscheinenden Persienfeldzug des Kaisers, der Konstantinopel jahrelang beinahe ganz von Truppen entblößt

lassen. Mächtige Zisternen sichern die Versorgung der Stadt mit Trinkwasser.

Doch was nützt ein solches Bollwerk, wenn es nicht von genügend Kämpfern bewacht wird? Sollte es den Truppen des persischen Großkönigs Chosrau II. gelingen, den Bosphorus zu überwinden und sich mit den Awaren und Slawen zu ver-

HERAKLEIOS lässt seine HAUPTSTADT fast völlig ungeschützt zurück

einen, hätten die Eingeschlossenen der Übermacht der Angreifer wohl nichts mehr entgegensetzen.

So bleibt nur die Hoffnung, dass die im Goldenen Horn liegende kaiserliche Flotte rechtzeitig in den Bosphorus auslaufen kann, wenn die feindlichen Truppen dort versuchen überzusetzen.

In ihrer Not suchen die Menschen Stärke in ihrem Glauben. Der Patriarch

von Konstantinopel lässt ein Christus-Bild durch die Gassen und über die Stadtbefestigungen tragen. Das Antlitz des Erlösers soll den Eingeschlossenen Mut machen und ihr Gottvertrauen stärken. Soldaten singen Hymnen, um den Allmächtigen um Beistand zu bitten.

Doch was ist, wenn der Schöpfer ihr Flehen gar nicht mehr erhört?

Denn seit einiger Zeit scheint der Allerhöchste den Byzantinern nicht mehr gewogen zu sein: Die Belagerung Konstantinopels ist der Tiefpunkt in einer Reihe von Rückschlägen, die das Imperium seit dem Amtsantritt von Kaiser Herakleios im Jahr 610 hinnehmen musste. Persiens Großkönige haben dem Reich nach und nach seine Provinzen im Nahen Osten und Ägypten entrissen. Zudem plündern Awaren und Slawen immer wieder den Balkan.

Von Westen und von Osten bedrängt, muss Byzanz um sein Überleben kämpfen. Dem einst größten Reich der Antike droht der Untergang. Und der Monarch kann den Bürgern seiner bedrängten Kapitale nicht einmal beistehen.



Der Mann, der sich im Sommer des Jahres 626 der Gefahr stellen muss, möglicherweise dereinst als letzter Herrscher des ruhmreichen Byzanz zu gelten, wird um 575 als Sohn eines hohen Offiziers geboren. Herakleios ist Mitte zwanzig, als sein Vater zum byzantinischen Statthalter in Karthago ernannt wird und den Sohn mit nach Nordafrika nimmt.

Nicht viel ist bekannt über die jungen Jahre jenes Mannes, der einmal die Geschichte von Byzanz lenken wird. Doch schon früh muss er sich von seinem Vater abgeschaut haben, wie man Soldaten auf Feldzügen motiviert und nützliche Verbündete gewinnt.

Denn im Jahr 608 entschlief sich Herakleios, inzwischen selber Offizier,



Das überaus riskante Spiel des Kaisers geht auf. Er kann den persischen Großkönig besiegen. Kurz darauf wird Chosrau II. von einem einheimischen Rivalen getötet – hier als Enthauptung dargestellt

gegen den Kaiser zu putschen. Er lässt ihm ergebene Truppen Ägypten besetzen, die fruchtbarste Provinz des Reiches, und schnürt die ferne Hauptstadt so von den wichtigen Getreidelieferungen ab.

Anschließend steuert er eine Kriegsflotte nach Konstantinopel, stürzt den Herrscher und lässt sich selbst zum Kaiser krönen.

Dann macht er sich daran, seine Macht zu festigen. Er bindet die Anhänger seines Vorgängers in die Regierung ein, überlässt ihnen wichtige militärische Posten.

Doch in dem seit Jahrzehnten andauernden Konflikt gegen die Perser bleibt er tatenlos. Und so verliert er schon wenige Monate nach seinem Staatsstreich den westlichen Teil der byzantinischen Provinz Syrien an den persischen Großkönig.

Im Jahr 614 fällt sogar die Heilige Stadt, Jerusalem. Die Perser töten Mönche und Priester, zerstören Kirchen und rauben die wichtigste Reliquie der Christenheit: ein angebliches Fragment vom Kreuz Jesu.

Aber es kommt noch schlimmer: 619 n. Chr. erobern die Perser Ägypten. Ohne das Getreide vom Nil droht dem Byzantinischen Reich der Hungertod.

Herakleios muss handeln. Mit Billigung des Patriarchen von Konstantinopel lässt er die Goldschätze der Kirche einschmelzen, um seine Truppen aufzurüsten. Er organisiert das Heer neu, stellt leichter bewaffnete Einheiten auf, drillt sie auf Schnelligkeit und den Angriff aus dem Hinterhalt.

Im April 622 zieht der Kaiser gegen die Perser in den Krieg. Seit 200 Jahren hat kein byzantinischer Monarch mehr persönlich Truppen ins Feld geführt.

In Kleinasien schlägt Herakleios einige erfolgreiche Schlachten, kann den Feind jedoch nicht nachhaltig schwächen. Zurück in Konstantinopel muss er sich schon bald mit einem weiteren Gegner auseinandersetzen: Von Westen bedrohen die Awaren seine Hauptstadt.

Seit Jahren schon fallen diese Reiterkrieger aus Ungarn über die schlecht

Wird die gewaltige FESTUNG dem ANSTURM widerstehen?

gesicherte Donaugrenze in das Byzantinische Reich ein. Jetzt stehen sie mit einem gewaltigen Heer vor Konstantinopel. Doch Herakleios gelingt es, einen Krieg zu vermeiden, wenn auch zu einem hohen Preis: Nur gegen die jährliche Zahlung von fast einer Tonne Gold erklären sich die Awaren bereit abzuziehen.

Nun, da er glaubt, seine Hauptstadt nach Westen hin abgesichert zu haben, kann sich der Kaiser wieder dem Rivalen im Osten widmen. Sein neuer Plan: Er will die Perser auf deren eigenem Territorium angreifen. Ob ihm dabei bewusst

ist, dass er das nur durch wenige Truppen geschützte Konstantinopel in Gefahr bringt – denn wer garantiert, dass sich die Awaren an die Absprache halten? –

und er das Risiko bewusst in Kauf nimmt, ist heute nicht mehr bekannt.

Jedenfalls führt er im März 624 seine Truppen in Richtung Osten und fällt in die Region südlich des Kaukasusgebirges ein. Viele der dort lebenden Christen wollen sich vom Joch der Perser befreien; mit ihnen sucht Herakleios nun das Bündnis.

Sollte es ihm gelingen, diese Gebiete für sich zu gewinnen, könnte er von dort aus zwischen Euphrat und Tigris das Machtzentrum des persischen Großreiches attackieren.

ALTE FEINDE, NEUE FEINDE



Im frühen 7. Jahrhundert erobern die Perser von Osten aus einen großen Teil des Byzantinischen Reiches, von Ägypten bis zum Kaukasus. Auf zwei Feldzügen, die ihn tief in persisches Gebiet führen, versucht Herakleios ab 624, den Feind zurückzudrängen. Unterdessen attackieren die Perser, gemeinsam mit Awaren und Slawen, Konstantinopel, müssen jedoch wieder abziehen und schließlich die meisten der zuvor gewonnenen Territorien an Byzanz zurückgeben.

Nur wenige Jahre später überfallen muslimische Araber die Byzantiner in der Levante und in Ägypten sowie das Perserreich. Die islamische Herrschaft erstreckt sich bald über fast ganz Vorderasien

Zwei Jahre lang zieht der Monarch kreuz und quer durch Armenien, Georgien und Aserbaidschan, durch Ostanatolien und Nordpersien. Mehrfach erringen seine Truppen kleinere Siege, doch können sie die Perser nicht wirkungsvoll schlagen.

Die suchen plötzlich auf ganz andere Art eine Entscheidung: Sie lassen ihr Hauptheer durch Kleinasien auf das ungeschützte Konstantinopel marschieren, wohl wissend, dass die kaiserlichen Truppen ihr Lager fern im Osten aufgeschlagen haben. Der Rivale am Bosphorus soll nun endgültig fallen. Die Gelegenheit dazu war nie so günstig wie jetzt.

Denn im Sommer 626 stehen die Awaren erneut am Goldenen Horn. Die vereinbarten Tributzahlungen reichen ihnen nicht mehr. Diesmal wollen sie Konstantinopel um jeden Preis stürmen.

Ob Perser und Awaren schon vor Beginn ihrer Feldzüge über Boten vereinbart haben, die byzantinische Kapitale gemeinsam zu erobern, lässt sich nicht mehr ermitteln.

Für diese Vermutung spricht jedoch, dass die Perser sich anscheinend darauf verlassen, dass ihnen am Bosphorus eine fremde Flotte zum Übersetzen auf die europäische Seite zur Verfügung gestellt wird – denn eigene Boote nehmen sie auf ihrem Vormarsch nicht mit.

So oder so: Spätestens jetzt, da sie zeitgleich vor Konstantinopel lagern, entschließen sich die Todfeinde der Byzantiner zum vereinten Kampf. Gegen zwei Gegner, so ihr Kalkül, kann die Hauptstadt nicht bestehen.

Immerhin hat Herakleios in seinem Feldlager in Kleinasien durch Späher und Eilboten von der drohenden Einkesselung seiner Hauptstadt durch die verbündeten Feinde erfahren und umgehend ein Drittel seines Heeres zurück an den Bosphorus geschickt. Offenbar will er aber nicht mit der gesamten Armee umkehren, um so die Chance auf einen Angriff in Persien zu wahren.

Damit spielt der Herrscher jetzt va banque. Denn sollten die Mauern Konstantinopel nicht halten, ist die Stadt verloren – und damit das ganze Reich.

Die 12000 Reiter des Kaisers erreichen die Metropole gerade noch rechtzeitig (offenbar, ohne auf die Perser zu



Gut 15 Jahre haben die Perser in Jerusalem geherrscht. Doch dann, am 21. März 630, zieht Herakleios als Befreier in der Stadt ein. Sein Sieg scheint zu beweisen: Byzanz steht unter Gottes Schutz

stoßen). Dennoch: Als am 31. Juli 626 die Sonne über Konstantinopel aufgeht, sieht es trotz der Verstärkung so aus, als sei Herakleios ein zu großes Risiko eingegangen, als er die Stadt kaum geschützt zurückließ. Und als sei die Kapitale nicht mehr zu retten.



Im Morgengrauen bricht der Sturm auf der Landseite los. Der König der Awaren schickt seine gesamte Streitmacht gegen die Mauern: slawisches Fußvolk, awarische Krieger, Belagerungstürme und Katapulte. Elf Stunden lang dauert der Kampf, dann ziehen sich die Angreifer zurück. Und drängen am nächsten Morgen erneut voran. Mit aller Kraft.

Mit Fackeln versuchen die Eingeschlossenen, die hölzernen Belagerungstürme vor der Mauer in Brand zu stecken. Katapulte schleudern Geschosse

auf die Gegner. Die Awaren decken Tierhäute über ihre Belagerungsgeräte, um sie vor Brandsätzen zu schützen.

Unterhändler aus der Stadt weist ihr König ab. Er will den Fall Konstantinopels; kein noch so großes Lösegeldangebot kann ihn davon abbringen.

Nach dem Scheitern seiner ersten Angriffe entschließt er sich, den Persern über den Bosphorus zu helfen, um so deren Kampfkraft und Belagerungskunst für weitere Attacken zu nutzen. Von der Donau hat er eigens Boote seiner slawischen Verbündeten über Land schleppen lassen: stabile Einbäume, dazu auch größere, in Einzelteile zerlegbare Gefährte.

Das Manöver muss beim ersten Versuch gelingen. Denn Konstantinopels Flotte liegt ja im Goldenen Horn, um das Eindringen von Feinden zu verhindern, auch das Querens des Bosphorus. Ihre Schiffe könnten alles vereiteln.

Doch zunächst kommen sie zu spät, vielleicht, weil ein starker Gegenwind sie aufhält: In der Nacht auf den 4. August können slawische Krieger ihre Einbäume zur asiatischen Seite übersetzen.

Als sich aber tags darauf persische Soldaten auf die schwankenden Boote

Nach dem knappen **TRIUMPH** folgt bald die nächste **KRISE**

begeben und gen Westen fahren, spielt die überlegene byzantinische Flotte ihre Stärke aus: Sie versenkt alle Gefährte der Angreifer und lässt keinen Perser an das europäische Ufer gelangen. 4000 Kämpfer des Großkönigs, so berichtet es ein Chronist, kommen dabei ums Leben.

Doch der Awarenkönig gibt nicht auf. Auch ohne die Hilfe seiner zur Untätigkeit verdammt Verbündeten will er nun den Sieg erzwingen.

Am 7. August, nach einer Woche des Kampfes, erschallen über den Dächern von Konstantinopel Signalhörner: Die Wachen auf den Mauern der Stadt geben Alarm. Denn nun greifen Awaren und Slawen zu Land und zu Wasser an. Gleichzeitig.

Im Westen schleudern die Katakulte der Awaren Felsbrocken auf Häuser und Mauern. Im Osten rudern Slawen Einbäume in Richtung der Stadt.

Es ist der Tag der Entscheidung.

Den Verteidigern gelingt es, die Kommunikation der Feinde zu stören. Durch Feuerzeichen führen sie deren Bootsbesatzungen in die Irre – geradewegs vor die Schiffe der Byzantiner.

Für eine Seeschlacht aber sind die Slawen und Awaren nicht gerüstet. In ihren mit Soldaten, Pferden und Waffen schwer beladenen Booten können sie weder kämpfen noch schnell genug ausweichen, und so sind sie leichte Ziele für die byzantinischen Marinesoldaten, die nun über sie herfallen, sie erschlagen oder ins Wasser stürzen.

„Man hätte die ganze Meerenge trockenen Fußes queren können, so viele Leichen lagen darin“, schreibt ein Chronist über das große Töten. Wer nicht erschlagen wird oder ertrinkt, versucht, sich an Land zu retten.

Am Abend bricht auch der Landangriff der Awaren zusammen. Zu mächtig sind die Mauern der Stadt, als dass die Steppenkrieger sie überwinden könn-

Tausende jubeln Herakleios in den Straßen von Jerusalem zu. An der Spitze einer Prozession schreitet er hinauf zur Grabeskirche. Agnolo Gaddi malt dieses Fresko um 1390 an eine Kirchenwand in der toskanischen Stadt Florenz





Die heilige Stadt Jerusalem (hier auf einem Fresko über die Geschichte der Kreuzreliquie auf dem Berg links und in der Straßensicht rechts zu sehen) bleibt nach dem Sieg von Herakleios nur kurz unter byzantinischer Herrschaft. 638 fällt sie an die Muslime – und wird nie wieder zu Byzanz gehören (Piero della Francesca, um 1464)

ten. Tausende ihrer Soldaten liegen tot oder sterbend vor den Wällen.

In seiner Wut befiehlt der Awarenkönig, ins Lager zurückkehrende Kämpfer wegen Feigheit und Versagen zu töten. Die Wirkung auf die Moral seiner Truppen ist verheerend. Den Überlebenden fehlen schlicht die Kraft und der Wille für einen weiteren Angriff, auch weil sie schon seit Tagen kaum noch mit Lebensmitteln aus dem ausgeplünderten Umland Konstantinopels versorgt werden können.

Und so befiehlt der König den Rückzug. Die Awaren stecken ihre Ka-

Als neue FEINDE kommen, ist immerhin das KREUZ in Sicherheit

tapulte und Belagerungstürme in Brand, um sie nicht dem Feind zu überlassen.

Jenseits des Bosphorus sehen die Perser den Rauch – und vermuten einen

Sieg ihrer Verbündeten, die vermeintlich die Stadt in Brand gesteckt haben. Erst nach einigen Tagen bemerkt ihr General den Irrtum – und lässt ernüchtert seine Truppen den Heimweg antreten.

Den Kaiser erreicht die Nachricht in seinem Feldlager in Kleinasien. Er befiehlt einen großen Teil der Truppen aus Konstantinopel wieder zu sich, um jetzt den Krieg in das Herz des Perserreiches zu tragen. Gemeinsam mit seinen Verbündeten zieht er nach Süden, gewinnt mehrere kleine Schlachten.



Die persische Führung reagiert darauf nur langsam, denn in dem Reich toben gerade Machtkämpfe. Zudem werden große Teile der Truppen als Armeen in Syrien und Ägypten gebraucht.

Am 12. Dezember 627 treffen die byzantinischen Truppen bei Ninive auf eine Armee der Perser und schlagen sie vernichtend. Drei Monate später wird Chosrau II. von seinem eigenen Sohn gestürzt und ermordet.

Die riskante Taktik von Herakleios, die Byzanz fast die Hauptstadt und damit das Reich gekostet hätte, geht auf.

Mehr noch: Der Kaiser kann die persischen Thronwirren nutzen und einen Pakt ausgerechnet mit jenem General schließen, der zuvor Konstantinopel belagert hat. Er verhilft dem Offizier an

die Macht, und im Gegenzug räumt der alle besetzten byzantinischen Provinzen. Vermutlich vereinbaren die beiden auch, dass die Perser die Reliquie mit dem Fragment des Kreuzes Jesu herausgeben. Es ist der kühle Handel zweier Militärs.

Als Herakleios am 21. März 630 in Jerusalem einzieht, jubeln ihm Tausende zu. Die Heilige Stadt, 15 Jahre lang in fremder Hand, feiert ihren Befreier. An der Spitze einer Prozession schreitet der Kaiser zur Grabeskirche, trägt dabei eine Lade mit dem Heiligen Kreuz mit sich. Die Reliquie hat den Raub durch die Perser unversehrt überstanden. Ihre Rückkehr beweist: Gott steht doch noch aufseiten Konstantinopels.



Aber im Schatten des Ringens mit Persien ist Byzanz längst ein neuer Rivale erwachsen. Auf der Arabischen Halbinsel, in den Städten Mekka und Medina, hat ein Kaufmann namens Mohammed ibn Abdallah um 610 eine neue Religion begründet: den Islam.

Nach und nach bekennen sich immer mehr Beduinestämme zu den Lehren des Propheten. Dessen Anhänger errichten ein Reich, das sie schon bald mit dem Schwert vergrößern.

Immer weiter dringen ihre Reiter in den Nahen Osten vor. Das durch Kriege und innere Wirren erschöpfte Perserreich kollabiert unter ihrem Ansturm.

Und auch Herakleios verliert seine eben erst zurückgewonnenen Provinzen wieder: Im Jahr 636 unterliegen seine Truppen einem muslimischen Heer am Jarmuk, einem Nebenfluss des Jordan. Syrien und Palästina fallen an die neuen Machthaber. 638 n. Chr. erobern Muslime Jerusalem, bald darauf werden sie auch Ägypten überrennen.

Doch diese Nachricht erreicht Herakleios nicht mehr. Der Kaiser ist am 11. Februar 641 in Konstantinopel gestorben.

Das einst große Reich von Byzanz ist nun innerhalb kurzer Zeit im Wesentlichen auf seine Hauptstadt, einige Gebiete auf dem Balkan und den Großteil Kleinasien zusammengeschrunken.

Über Jahrhunderte haben römische und byzantinische Truppen die wichtigsten Handelsrouten im Nahen Osten kontrolliert. Jetzt ist Konstantinopel von diesem Wirtschaftskreislauf weitgehend abgeschnitten und gerät in eine tiefe ökonomische Krise. Die für den täglichen Handel wichtigen Kupfermünzen werden kaum noch geprägt, die verarmten Untertanen auf dem Land zahlen statt mit Geld wieder mit Naturalien.

Den nachfolgenden Kaisern fehlen Beamte und Soldaten, um die staatliche Ordnung über größere Entfernungen aufrechtzuerhalten, Steuern einzutreiben oder Besitzungen zu schützen. Die einst blühenden Metropolen Kleinasien, wie Ephesos oder Pergamon, verarmen und sinken zu Festungen mit nur wenigen Hundert Einwohnern herab.

Die Bastion Konstantinopel aber hält, und mit ihr der Glaube an die Einheit von Christentum, Kaiser und Reich, die Herakleios durch die Rückeroberung des Heiligen Kreuzes noch einmal bekräftigt hat.

Sein Staat hat die Stürme der Perser, Awaren, Slawen und Muslime überlebt, aber er ist darüber ein anderer geworden. Das einstige Weltreich ist nur noch eine Macht unter vielen.

Im Verlauf dieser Krise besinnt sich Konstantinopel auf sich selbst. Alles Lateinische, unter Herakleios noch Amtssprache und Verwaltungssprache, ist nun verpönt, wird durch das Griechische ersetzt.

Als ein griechisches Reich wird Byzanz zwei Jahrhunderte später erneut zur Großmacht aufsteigen – und ein goldenes Zeitalter erleben. ●

Matthias Lore, Jg. 1976, ist Journalist in Berlin. Agnolo Gaddi und Piero della Francesca waren bedeutende Maler der Frührenaissance.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Mark Whitrow, *„The Making of Orthodox Byzantium 600–1025“*, University of California Press: Mit Mut zur klaren Meinung erzählt der Oxford-Dozent, wie sich das antike Ostrom zum mittelalterlichen Byzanz wandelt. Walter E. Kaegi, *„Heraklius“*, Cambridge University Press: detaillierte Biografie des Kaisers Herakleios.

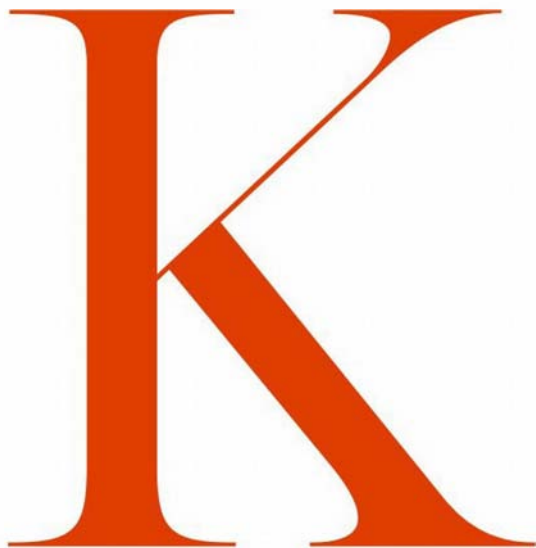
Aus den Kuppeln dieses silbernen Gefäßes in der Form einer byzantinischen Kirche quillt während des Gottesdienstes duftender Weihrauch. Um das Jahr 1000 birgt Konstantinopel mehr Kunstschatze als jede andere christliche Stadt in Europa



In der GOLDENEN Stadt

Im Laufe des 9. Jahrhunderts erholt sich das Byzantinische Reich von den Verheerungen der Vergangenheit, von Perserkriegen und Arabersturm. Denn während das islamische Kalifat zunehmend zersplittert, übernimmt am Bosphorus eine Dynastie fähiger Herrscher die Macht. Die erobern verlorene Gebiete auf dem Balkan und in Anatolien zurück, entsenden christliche Missionare zu fremden Völkern, fördern die Künste und führen so das Imperium zu neuer Blüte. Um das Jahr 1000 erlebt Byzanz ein Goldenes Zeitalter – und nirgendwo strahlt dessen Glanz heller als in Konstantinopel, der prächtigsten Metropole der Christenheit

— Text: OLIVER FISCHER



Kein Barthaar verschattet die Gesichter der zwei Männer, die neben Liutprand die Freitreppe hinaufstreben. Mit hellen Stimmen flüstern die Eunuchen ihm ein paar letzte Anweisungen zu: damit der Gesandte aus Italien keinen Fehler macht, wenn er bei einem der glanzvollsten Herrscher der Erde zu Gast ist.

Lange hat Liutprand an diesem Morgen in einem der vielen Säulenhöfe des Palastes von Konstantinopel ausgeharrt. Jetzt endlich darf er hinein in die Audienzhalle, wo ihn der Kaiser erwartet.

Ein betäubend süßlicher Geruch schlägt ihm entgegen – Bedienstete haben den Raum mit Rosenwasser besprenkelt. Mit seinen Begleitern schreitet der Gesandte durch den kirchenartigen Bau, vorbei an Säulen, zwischen denen Hängeleuchter aufgespannt sind. Deren Licht zittert über die Gesichter der Leibgardisten, die für den Botschafter als Wachen Spalier stehen.

Plötzlich mächtiges Gebrüll. Als die Eunuchen weiter voranschreiten, erkennt der Gesandte weiter vorn im Raum riesige vergoldete Löwen. Ihre metallenen Mäuler stehen offen, und ihre Zungen bewegen sich, als seien die Figuren lebendig. Ihr Fauchen bricht sich in der Wölbung des Raumes, hallt von den Wänden wider, grollt wie ein lang gezogener Donner durch den Saal.

Dazwischen mischt sich zartes Zwitschern: Auf einem Eisenbaum ganz in der Nähe, mit Gold überzogen, sitzen vergoldete Vögel und singen Lieder.

Andere Besucher wären benommen vor Verblüffung, Liutprand aber empfindet „weder Furcht noch Staunen“, wie er später über seine Reise schreibt, die ihn im Jahr 949 an den Bosphorus führt. Denn er hat sich zuvor bei anderen Diplomaten erkundigt, was ihn bei einer Audienz am Kaiserhof erwartet, und so von den klingenden Tierfiguren erfahren.

Trotzdem betrachtet er sie aufmerksam – denn nirgendwo sonst in Europa gibt es solch kunstvolle Apparate.

Um sie anzutreiben, hat ein Gelehrter vermutlich einen hydraulischen Mechanismus konstruiert: Irgendwo in der Nähe füllt sich in diesem Moment wohl ein Behälter mit Wasser. Die ansteigende Flüssigkeit presst Luft aus dem Gefäß, die mit hohem Druck durch Pfeifen in den Tieren strömt und ihre Stimmen und Bewegungen in Gang setzt.

Keine andere Ikone verehren die Bewohner von Konstantinopel so sehr wie jenes **Porträt Mariens**, das der Evangelist Lukas **persönlich gemalt** haben soll. **Es** geht später verloren, doch auf dieser Tafel ist das Werk noch zu sehen – oben als Bild im Bild





Inmitten dieses Zoos aus Edelmetall ragt die Gestalt des Monarchen auf, Konstantin VII. Der Herrscher, ein hochgebildeter Mann, der sich für Geschichte und Literatur begeistert, ist der Enkel eines Bauernsohns, der sich einst durch Mord an die Macht geputzt hat.

Vielleicht legt Konstantin gerade deshalb so viel Wert auf üppige Hofzeremonien. Reglos sitzt er auf dem Thron, gehüllt in eine Seidentunika und einen Prunkmantel. An seinen Füßen Stiefel in Purpur, der Farbe der Kaiser. Auf seinem Kopf eine Goldkrone, über und über mit Edelsteinen besetzt.

Wie vom strengen Hofprotokoll vorgeschrieben, kniet Liutprand nieder und verbeugt sich drei Mal so tief, dass seine Stirn den Boden berührt. Eine Orgel spielt dazu einen kurzen Tonsignal.

Als er sich wieder erhebt, ist der sonst so gut vorbereitete Gesandte verwirrt: Der Kaiser, der eben noch leicht erhöht vor ihm saß, ist verschwunden. Nein – er schwebt dicht unter der Decke!

Mitsamt seinem Thron ist Konstantin innerhalb weniger Augenblicke emporgehoben worden.

Diese Details hat offenbar niemand Liutprand zuvor verraten, und noch Jahre später wird er in seinem Reisebericht rätseln, wie die Byzantiner den Trick vollbracht haben (möglicherweise auch hier durch hydraulische Technik).

Ein hoher Hofbeamter tritt nun auf den Botschafter zu und stellt ihm im Namen des Kaisers „die üblichen Fragen“, wie sie in einer Anleitung für kaiserliche Zeremonien bezeichnet werden.

So will der Beamte beispielsweise wissen, wie es Markgraf Berengar denn gehe – jenem Adeligen, der gerade dabei ist, die Herrschaft über das Königreich Italien an sich zu reißen, und in dessen Auftrag Liutprand unterwegs ist.

Der Kaiser spricht währenddessen kein einziges Wort. Schweigend und unergründlich schwebt er über seinem versammelten Hofstaat, vermeidet jede Geste, die ihn wie einen gewöhnlichen Menschen erscheinen lassen könnte.

Denn das würde dieses Staatsschauspiel mit seinen betörenden Düften und spektakulären Geräuschen nur stören.

Nicht der Austausch von Worten ist der Zweck dieser Audienz, sondern Überwältigung: Konstantin VII. will Liutprand gleich bei dessen erstem Besuch im Palast vorführen, wie verschwenderisch wohlhabend Byzanz ist und zu welcher Perfektion es Kunst und Technik in seinem Imperium gebracht haben.



Und dabei ist der Palast nur das Zentrum der Pracht. Hier in der Kaiserresidenz verdichtet sich, was sich an Glanz, an Schönheit und Schöpfergeist in Konstantinopel finden lässt. Ist nicht die gesamte Stadt ein Wunderwerk der Zivilisation – diese Metropole, die sich wie schwebend auf einer Landzunge über den Wassern von Bosporus, Marmarameer und Goldenem Horn erhebt?

Wo sonst gibt es einen Boulevard, der kilometerweit mit weißem Marmor gepflastert ist? Wo sonst wandeln Passanten am Rand der großen Straßen in Säulengängen, deren Böden oft Mosaiken schmücken?

Unbeschreiblich die Spektakel im Hippodrom, der riesigen Rennarena neben dem Kaiserpalast, durch die Männer mit Pferdewagen jagen, umbraust vom Jubel Zehntausender Zuschauer. Unvergleichlich der Komfort in den Häusern

der Reichen, die ihre Brunnen und Latrinen mit Frischwasser speisen, das zum Teil über mehr als 100 Kilometer lange Leitungen in die Stadt fließt.

Und unübertroffen die Umsicht der Stadtverwaltung, deren Beamten sogar darauf achten, dass Ladenbesitzer nachts Fackeln vor ihren Geschäften anzünden, um die Stadt sicherer zu machen.

Konstantinopel im Jahr 949, das ist mit 300000 Einwohnern die größte Stadt des christlichen Europa. Ein Ort, der blüht wie seit Jahrhunderten nicht. Vorbei die Zeiten, in denen die Pest Zehntausende tötete. Zurückgedrängt Feinde wie Araber oder Bulgaren, die mit ihren Armeen immer wieder auf das Reich vorrückten, ihm Gebiete raubten.

Auf dem Balkan haben die Byzantiner nach einem Friedensschluss mit den Bulgaren im Jahr 927 wieder große Territorien unter ihre Kontrolle gebracht.

Im Osten konnten sie Siege gegen muslimische Armeen erringen und fast bis nach Mesopotamien vorstoßen. Den Untertanen des Kaisers half dabei, dass den Kalifen in Bagdad zunehmend die Macht entglitt und ihr Reich zersplitterte. In Byzanz aber ist nach den Katastrophen der Vergangenheit eine goldene Gegenwart angebrochen.

Die Kaiser der seit 867 regierenden Makedonen-Dynastie (benannt nach ihrer Heimatregion bei Adrianopel) nutzen die friedlicheren Zeiten, die Hauptstadt zu erneuern. Schon der Großvater von Konstantin VII. hat in Konstantinopel gut 100 Kirchen, Kapellen und Klöster restaurieren lassen. Auch sein Enkel verhilft alten Bauten zu neuer Pracht, saniert etwa einen bröckelnden Obelisken im Hippodrom; zudem gründet er im Palast eine Schule für Rhetorik, Geometrie und Philosophie.

Konstantinopel profitiert nun sogar in gewisser Weise davon, dass die Kaiser in den Jahrhunderten zuvor Territorien an die Muslime verloren haben. Denn da große Städte und uralte Bischofssitze wie Alexandria und Antiochia unter Herrschaft der Araber geraten sind, ist Konstantinopel jetzt die einzige bedeutende Metropole des Byzantinischen Reiches.

Wer Karriere machen will, in der Kirche oder am Hof, wer Wohlstand ansammeln will oder Wert auf gehobene

Aus den Stoßzähnen von Elefanten schnitzen byzantinische Künstler prunkvolle Werke für den kaiserlichen Hof. Dieses Relief zeigt einen Herrscher zu Pferde; vermutlich ist es Justinian I., der über die Barbaren triumphiert

Lebensart mit Gazellenfleisch und feinen Seidenkleidern legt, der muss an den Bosphorus ziehen.

Liutprand bleibt sieben Monate lang in Konstantinopel. Er ist etwa 30, ein gebildeter Mann, der antike Dichter wie Vergil oder Ovid gelesen hat. Auch mit der Welt der Politik und Diplomatie ist er gut vertraut: Schon sein Vater ist als Botschafter des damaligen Königs von Italien nach Konstantinopel gereist.

Doch welcher Auftrag Liutprand genau an den Bosphorus führt, ist nicht bekannt. Sicher ist nur: Kaiser Konstantin VII. hat Monate zuvor Markgraf Berengar gebeten, ihm einen Gesandten zu schicken. Der Herrscher will so vermutlich gute Beziehungen zu dem neuen starken Mann in Italien aufbauen.

Gewiss hat Liutprand bei seinem Besuch genügend Zeit, sich die Wunder der Weltstadt anzuschauen. Für Besucher gibt es in Konstantinopel sogar eine Liste mit den Sehenswürdigkeiten der Metropole. Einheimische Autoren haben darin allerlei Fakten zu den Kirchen, Plätzen, Palästen zusammengetragen. Denn viele Einwohner sind stolz auf ihre Stadt – nennen sie „eine Schmiede der Frohsinns“ oder „die Mutter alles Guten“.

Ganz allein wird Liutprand freilich nicht durch Konstantinopel streifen dürfen – die Byzantiner halten Diplomaten für potenzielle Spione. In der Stadt dürfen sie sich daher nur unter Aufsicht bewegen. Und so begleiten wahrscheinlich Beamte aus dem „Büro der Barbaren“ den Gesandten. Diese kaiserliche Behörde betreut Ausländer (griechisch: *barbaros*) und überwacht sie auch.

„Wir zeigen ihnen von uns so viel und was wir wollen“, hat Konstantin VII. festgelegt – der Hof will genau kontrollieren, mit welchen Eindrücken Besucher nach Hause zurückkehren.

Eine Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Konstantinopels beginnt meist auf dem Augustaion, dem großen rechteckigen Platz direkt vor dem Tor des kaiserlichen Palasts. Aus den Kolonnaden an der Südwestseite der offenen Fläche dringt vermutlich geschäftiger Lärm: Die Parfümhändler klappen am Morgen ihre Verkaufstische auf und stellen Behälter mit Essenzen aus Weihrauch, Zimt oder Moschus darauf ab.

Ihr Standort hier, nur wenige Meter vom Palasttor entfernt, ist ein wohlkulturiertes Privileg: Der feine Duft, den ihre Waren verströmen, soll „zur Ergöt-

zung der kaiserlichen Vorhöfe gereichen“, so steht es im Eparchenbuch, einer Art Gewerbeordnung für Konstantinopel, die der Vater des jetzigen Kaisers herausgegeben hat (und deren Einhaltung der Stadtvorsteher überwacht, der Eparch).

Militärführer und Gouverneure eilen übers Pflaster, auf dem Weg zu einem Termin im Palast. Eine Prozession von Priestern, Diakonen und weiteren Klerikern schreitet vorbei, in ihren Händen goldglänzende Ikonen mit den Bildnissen Jesu oder der Gottesmutter. Aufge-

brochen sind sie wenige Minuten zuvor in der Hagia Sophia, der größten Kirche des Reiches, deren gut 55 Meter hohe Kuppel über der Nordostseite des Augustaion aufragt.

Von dem Platz zweigt in westliche Richtung die Mese („die Mittlere“) ab – die Prunkstraße der Residenz. Sie wird von prächtigen Säulengängen flankiert. Im Westen Europas sind solche Kolonnaden kaum bekannt: Über ihnen spannt sich ein schräg ansteigendes Dach bis zu den Fassaden der Häuser. Darunter wandeln die Untertanen gut geschützt vor Sonne und Regen. Zudem wirken die weiten Säulenreihen entlang der Straßen höchst vornehm und erhaben – selbst eine schlichte Geschäftsmeile mutet auf diese Weise so an wie der Prozessionsweg zu einem Heiligtum.

Am frühen Vormittag drängen sich die Menschen dicht auf der Mese. Träger transportieren schwere Getreidesäcke auf ihren Rücken. Ochsenwagen, hochbeladen mit Kohl oder Rettich, rumpeln übers Pflaster. Blinde Bettler, geführt von Hunden, bitten laut um eine Gabe. Dazwischen schweben wohlhabende Damen auf Tragesesseln, geschleppt von Sklaven, und lassen sich vor den Geschäften der Juweliere und



Für die Byzantiner sind Ikonen Mittler zwischen Diesseits und Jenseits: Der Offizier, der dieses Bildnis des Heilands im 14. Jahrhundert stiftet, erhofft sich davon die Vergeltung seiner Sünden

Silberschmiede absetzen. Hier am oberen Ende der Mese sind vor allem Händler mit besonders edlen Waren ansässig, darunter solche, die sich auf syrische Seide oder Mäntel aus Ziegenleder spezialisiert haben. Die Läden gehören zu den größten der Stadt – und zu den teuersten.

Das Geschäftszentrum Konstantinopels aber liegt noch ein paar Minuten entfernt: das Konstantinforum – ein Platz von blendender Schönheit, kreisrund, umschlossen von einem Ring aus doppelstöckigen Säulengängen.

Durch diese hallenartigen Räume zieht ein steter Strom von Menschen, die unter anderem weiche Pelze oder robustes Leinen kaufen wollen, zu finden bei den zahlreichen Kürschnern und Textilhändlern. Auch Halfter und Trensen sind hier zu erwerben: In einem der Säulengänge gibt es einen Basar für Zaumzeug.

Zudem arbeiten hier zahlreiche Kerzenmacher. Die Nachfrage nach ihren Waren ist gewaltig in dieser Stadt, die Zeremonien so sehr liebt: Allein am Kaiserhof brennen übers Jahr Tausende große Kerzen, dazu kommen die Bestellungen der Geistlichen aus Hunderten von Kirchen, Kapellen und Klöstern (wobei bedeutende Kirchen wie die Hagia Sophia eigene Kerzenwerkstätten betreiben).

Inspektoren der Handwerkszünfte, die regelmäßig in den Gängen und auf dem Forum patrouillieren, achten auf die Geschäfte der Kerzenmacher ganz besonders: Wegen der Brandgefahr müssen ihre Läden jeweils 65 Meter voneinander entfernt sein – so schreibt es das Eparchenbuch vor. Auch dürfen sie ihre leicht entflammbaren Waren nicht an Verkaufsständen an den Straßen anbieten.

In der Mitte des Platzes erhebt sich eine Säule fast 40 Meter hoch in den Himmel, gemeißelt aus einem Vulkanstein, der in der Kaiserfarbe Purpur schimmert. Die Bronzestatue oben auf dem Monument zeigt Kaiser Konstantin, jenen Mann, der gut 600 Jahre zuvor diese prächtige Stadt gegründet hat.

Ein wenig westlich des Forums liegt einer der großen Brotmärkte. Ein Blick auf die Backwaren, die die Kunden forttragen, reicht, um zu erkennen, welcher Schicht ihr jeweiliger Käufer angehört:

Die Armen kaufen das dunklere *ryparos*, „das schmutzige Brot“, gebacken aus Körnern wie Gerste oder Roggen. Reichere dagegen leisten sich helles *artos katharos*, „sauberes Brot“, aus fein gesiebtem Hartweizen.

Kurz darauf trifft die Mese auf eine große Nord-Süd-Verbindung, die Lange Säulenstraße. Dies ist eine der wichtigsten Kreuzungen der Hauptstadt, schon aus der Ferne zu erkennen an dem

torartigen Prunkbau mit vergoldeten Bronzeplatten, der sich auf ihr erhebt.

Wer hier nach rechts hinaufgeht, gelangt zum Goldenen Horn, der elf Kilometer langen Bucht im Norden der Halbinsel. Dort liegen Häfen, Werften, Stapelplätze und ein Fischmarkt.

Jedes Frühjahr, wenn sich die Winterstürme gelegt haben, machen hier Schiffe aus Venedig und Amalfi fest. Rufe in fremder Sprache sind dann an den Kais zu hören, Händler gehen an Land, um Weihrauch, Elfenbein und Papier zu erwerben, die sie später in Westeuropa teuer weiterverkaufen können.

Und auch die harten Laute des Arabischen hört man an den Ufern des Goldenen Horns oft: Kauflleute aus Syrien entsteigen ihren Schiffen, bringen Seide, gefütterte Kleider, Umhänge und andere Luxusgüter mit.

Im Sommer steuern zudem die Einbäume der Waräger auf die Landungsstege zu. Etwa sechs Wochen sind diese Krieger und Händler aus dem Kiewer Reich an den Bosphorus unterwegs, müssen die Stromschnellen des Dnjepr

und das Schwarze Meer überwinden, bis sie an diesem Ort ankommen, den sie „die Große Stadt“ nennen – auf eine bedeutendere treffen sie nicht auf ihrer mehr als 1000 Kilometer weiten Reise.

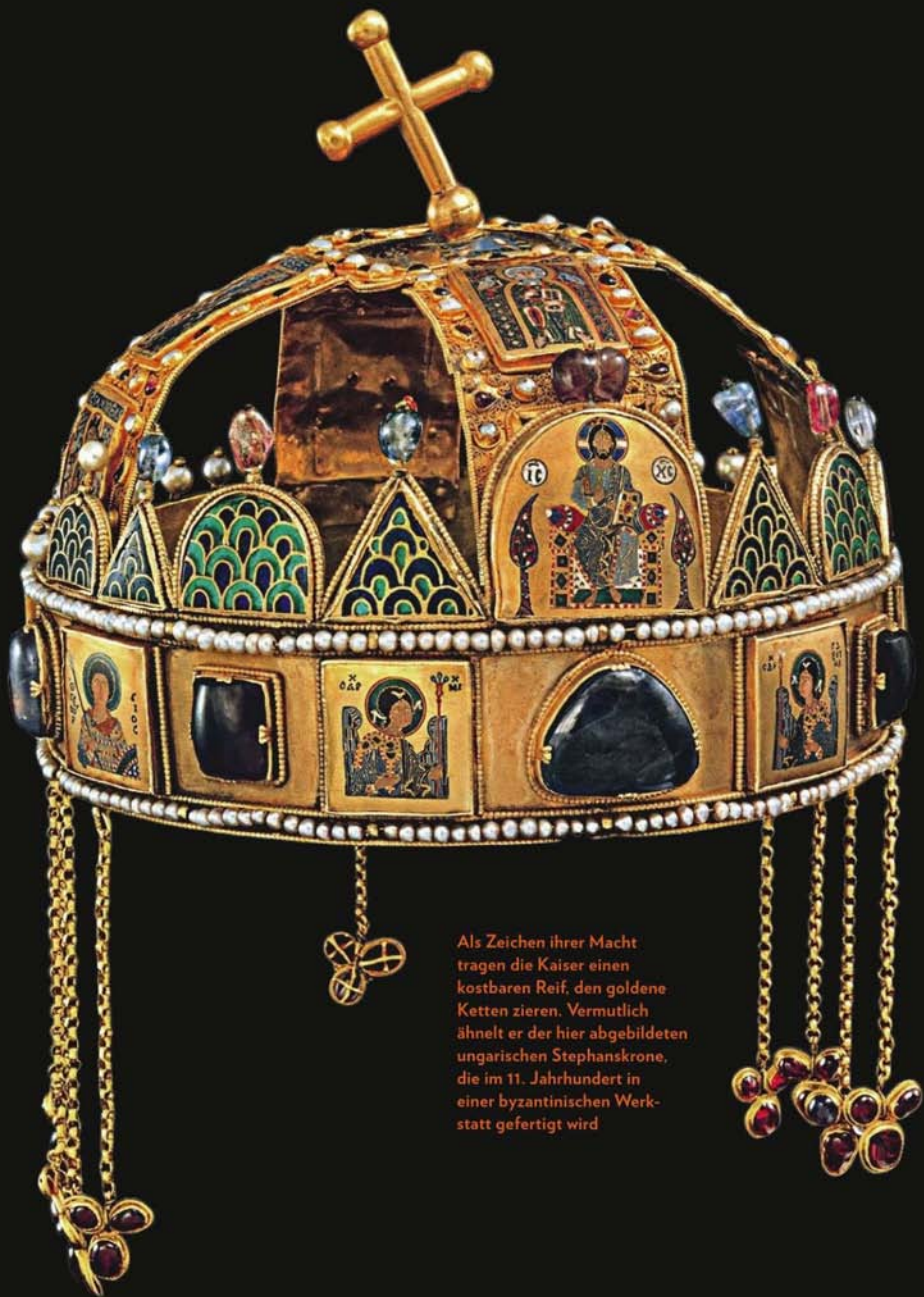
Sie bringen Felle und Sklaven mit, kehren einige Wochen später beladen mit Seide und Wein zurück in ihre Heimat. Unter Konstantins Nachfolgern werden diese Krieger später sogar ein Regiment der Leibgarde der Kaiser stellen.

Krieger aus SKANDINAVIEN bewachen den Kaiser

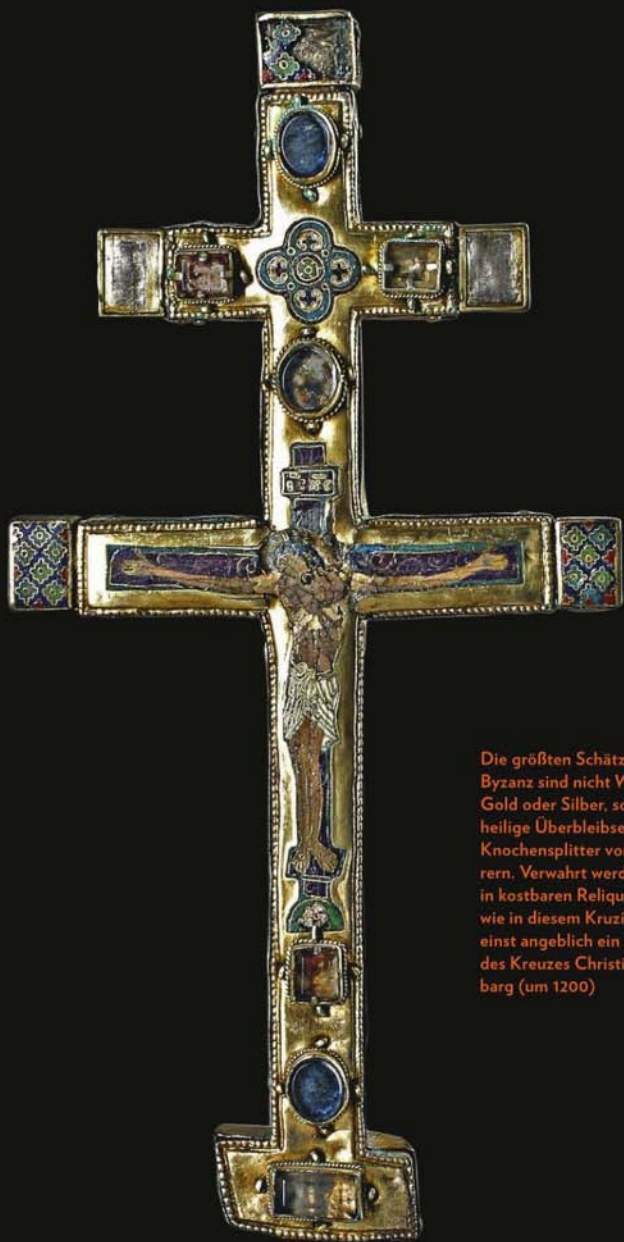
Erst seit wenigen Jahrzehnten reisen fremde Kauflleute vermehrt an den Bosphorus. Zuvor hatten die häufigen Kriege des Byzantinischen Reiches und der starke Rückgang der Einwohnerzahl nach den Pestepidemien den Austausch von Waren stark gedrosselt. Zudem lebt nun der Fernhandel in Westeuropa nach jahrhundertelanger Pause wieder auf.

Da die Händler ebenfalls als potenzielle Späher gelten, müssen sie in genau festgelegten Quartieren am Goldenen Horn leben, dort auch ihre Waren lagern. Es gibt eigene Häuser für Syrer, Waräger, Italiener. Meist dürfen die Fremden nur drei Monate in der Stadt bleiben. Mancher gerät dadurch unter Zeitdruck und ist am Ende gezwungen, die mitgebrachten Güter viel zu günstig abzugeben.

Nur die Syrer müssen sich darum nicht sorgen: Sollten sie ihre Produkte nicht verkaufen können, nimmt die Stadtverwaltung sie ihnen ab – gleichgültig, um welche Waren es sich handelt, wie ihre Qualität ist, um welche Menge es geht. Denn die Männer aus dem Südosten sind die Hauptlieferanten der hoch



Als Zeichen ihrer Macht tragen die Kaiser einen kostbaren Reif, den goldene Ketten zieren. Vermutlich ähnelt er der hier abgebildeten ungarischen Stephanskron, die im 11. Jahrhundert in einer byzantinischen Werkstatt gefertigt wird



Die größten Schätze von Byzanz sind nicht Werke aus Gold oder Silber, sondern heilige Überbleibsel, etwa Knochensplitter von Märtyrern. Verwahrt werden sie in kostbaren Reliquiaren – wie in diesem Kruzifix, das einst angeblich ein Stück des Kreuzes Christi barg (um 1200)

begehrten Seide. Der Kaiser und seine Hofbeamten, hohe Geistliche und Großgrundbesitzer: Sie alle gieren nach dem feinen Stoff, lassen daraus zeremonielle Gewänder fertigen, Wandbehänge und Möbelbezüge. Die Stadt ist daher bereit, den Syrern auch alles andere abzunehmen – Hauptsache, die Seidenlieferungen werden nicht unterbrochen.

Die meisten Anwohner am Goldenen Horn können solche Luxuswaren aber nicht bezahlen: Die Gegend vom Ufer bis zur Mese ist eher die Heimat der einfachen Leute, zu denen etwa drei Viertel der Bevölkerung zählen.

Krämer, Schneider, Metzger oder Fischverkäufer wohnen hier dicht an dicht, oft in zweistöckigen Häusern. In der Mitte dieser Gebäude öffnet sich gewöhnlich ein Innenhof, in dem in der warmen Jahreszeit die Bewohner einen Großteil des Tages verbringen: Frauen weben und kochen, Kinder spielen, Familien essen zu Abend.

Die Zimmer sind klein und zugig, denn in den Fenstern sitzt meist kein Glas – so etwas können sich allein Reiche leisten. Nur ein schwerer Vorhang schützt vor Kälte und Wind. In frostigen Wintern befestigen die Menschen Bretter vor den Wandöffnungen.

Was die Einwohner zum Leben brauchen, kaufen sie bei den *saldamarioi*, den Gemischtwarenhändlern. Wie überall in der Stadt sind ihre Läden auch in den Vierteln am Goldenen Horn in fast jeder Straße zu finden. Die Händler bieten Pökelfleisch und Fisch feil, dazu geräucherten Aal, Käse, Butter und Salz, außerdem Honig, mit dem die Byzantiner ihre Speisen süßen.

Auch Tavernen gibt es hier in großer Zahl. Besucher sitzen auf Bänken an langen Tischen, vor ihnen Gerichte wie etwa gepökeltes Schwein mit Knoblauch. Der Wein ist so sauer, dass man ihn vor dem Trinken meist mit Wasser mischen muss, aber immerhin so billig, dass ihn sich auch die Armen leisten können.

Manche Gäste verbringen große Teile des Tages hier und werfen Würfel. Viele schauen vorbei, um mit den Prostituierten ins Geschäft zu kommen, die in den Wirtshäusern auf Kunden warten.

All diese Vergnügungen enden eine Stunde nach Sonnenuntergang. Dann

müssen die Lokale schließen, so das Eparchenbuch – „damit nicht diejenigen, die gewohnt sind, dort zu verkehren, auch während der Nacht wiederum vom Wein im Übermaß genießend, ungehemmt in Raufereien, Gewalttätigkeiten und Zwistigkeiten verfallen“.

Liutprand hat diese Viertel nach seiner Ankunft im Hafen durchqueren müssen. Eine Besichtigung aber führt ihn sicher nicht hierher: Die Gegend hat einen schlechten Ruf, auch weil übel riechende Gewerbe wie das der Gerber hier ansässig sind. Ein Ort also, der kaum zum Wunsch des Kaisers passt, Liutprand die Pracht der Hauptstadt vorzuführen.



Doch auch auf der Mese laufen zwischen den Passanten Herden von Schweinen. Die Tiere stammen von Landgütern am Ufer des Marmarameers. Von dort haben Viehhändler sie auf Schiffen zu einem Hafen an der Südseite von Konstantinopel gebracht, um sie anschließend quer durch die Stadt zu treiben. Für die Bewohner sind sie kein ungewöhnlicher Anblick, auch Schafe und Ziegen sind oft auf den Straßen zu sehen.

Die Treiber führen die Tiere zum Theodosiosforum, einem Platz, der erfüllt ist vom Gesumm unzähliger Fliegen. Hier liegt einer der größten Viehmärkte der Stadt. Viele Schweinehändler und Metzger arbeiten in dieser Gegend, kaufen die Tiere auf dem Forum und schlachten sie wahrscheinlich auf kleinen, von Häusern abgeschirmten Nebenplätzen der Anlage.

Eine 45 Meter hohe Säule erhebt sich auf dem Platz, um die sich eine

Mit Palmwedeln begrüßen
die Bewohner von Jerusalem Jesus.
Manche breiten sogar ihre Mäntel
aus, damit die Hufe des Esels nicht
den Boden berühren. Das Werk soll
ausdrücklich an den Einzug eines
byzantinischen Kaisers erinnern

Reliefspirale mit Darstellungen einer Schlacht windet; daneben ein Reiterstandbild des römischen Kaisers Theodosios I. Und an der Nordseite des Platzes fließt Wasser in einen monumentalen Brunnen, der vor einer mit Säulen und Statuen verzierten Wand sprudelt.

Ge speist wird diese Anlage aus dem Aquädukt, das sich jenseits des Forums erhebt. Dieser gewaltige Bau von 35 Meter Höhe und einem Kilometer Länge gehört zur Hauptwasserleitung der Stadt. Die Byzantiner beziehen ihr Wasser unter anderem aus den Hügelwäldern Thrakiens. Von dort rauscht es gut 120 Kilometer weit über Brücken und unterirdische Kanäle bis ins Zentrum.

Bei dem Brunnen am Theodosiosforum sammelt sich das Wasser in einem gewaltigen Reservoir, wird anschließend in einem Kanal auf mehrere Röhren verteilt und zu verschiedenen Orten der Stadt geleitet. Unter dem Pflaster der Straßen und Säulengänge fließt es dahin, speist die Springbrunnen und Bäder im Kaiserpalast ebenso wie die öffentlichen Wasserstellen, die überall auf Plätzen und an Straßenecken plätschern. Dort füllen sich die Menschen täglich ihre Amphoren und Krüge auf.

An speziellen Verteilern können Beamte einzelne Röhren mit Klappen verschließen – und so in Dürrezeiten das Wasser dorthin fließen lassen, wo es besonders gebraucht wird.

Damit auch bei einer Belagerung die Stadt ausreichend versorgt ist, haben die Byzantiner im Laufe der Jahrhunderte zudem fast 100 Zisternen gebaut, gespeist aus den Wasserleitungen und vom Regen. Gewaltig wie Kathedralen sind manche dieser Bauwerke: Auf 336 Säulen ruht etwa das Dach der unterirdischen Basilika-Zisterne ganz in der Nähe des Kaiserpalastes, die gut 78 000





Im Jahr 726 lässt **Kaiser Leo III.** sämtliche Ikonen verbieten und viele zerstören, da sie angeblich zum Götzendienst verführen. Die Epoche des Bildersturms endet erst nach mehr als 100 Jahren (»Mariä Verkündigung«, 12. Jh.)

Kubikmeter fasst – genug, um mehr als 50 000 Menschen ein Jahr lang mit Trinkwasser zu versorgen.

Kurz hinter dem Theodosiosforum gabelt sich die Mese: Im Südwesten führt die Straße zum Goldenen Tor und von dort nach Thrakien. Im Nordwesten erreicht man nach gut einem Kilometer einen Hügel. Dort liegt die Apostelkirche mit ihren fünf Kuppeln. Sie ist nach der Hagia Sophia das wichtigste Gotteshaus der Stadt, denn sie birgt das Grab Konstantins. Der Leichnam des Kaisers ruht in einem Nebentrakt der Kirche von kolossaler Größe, in einem Sarkophag aus Porphyrt. Ihn umgeben zwölf Steinsärge, die vermutlich die zwölf Apostel symbolisieren.

Mehr als 300 Jahre lang hat sich kein Herrscher in diesem Mausoleum beisetzen lassen. Erst die Dynastie der Makedonen hat begonnen, den Begräbnisplatz wieder zu nutzen. Auch der Vater und der Großvater von Konstantin VII. harrten hier der Wiederkunft des Herrn. Mit ihrer Familie, das wollen sie deutlich machen, sind die goldenen Tage des ersten Konstantin zurückgekehrt, hat eine neue glänzende Epoche in Stadt und Reich begonnen.

Und so mag es nicht verwundern, dass die Byzantiner das Leben gern feiern. Leicht, heiter und manchmal rauschhaft – so muss einem Besucher wie Liutprand das Leben in dieser Stadt erscheinen, in der die Bewohner an mehr als 50 Tagen die Arbeit ruhen lassen, um

Feste zu begehen. Etwa die Brumalien Ende November, ein wochenlanges Erntefest, bei dem die Byzantiner den ersten Wein des Jahres verkosten und im Kaiserpalast Tänzer ein Ballett aufführen.

Oder an Weihnachten, wenn sich die Priester als Soldaten verkleiden, als Frauen, ja als Tiere, und so durch die Stadt ziehen. Oder im März am Gedenktag der heiligen Agathe: Spinnerinnen, Wollkammerinnen und Weberinnen tanzen dann in Gedenken an ihre Schutzpatronin durch die Straßen und führen allerorts ihr Handwerk vor.

Keines der Feste aber ist so spektakulär und sinnbetörend wie ein Pferde-

rennen im Hippodrom, der Rennbahn für 50 000 Zuschauer, die sich wie ein gewaltiger Riegel an der Westseite des Kaiserpalastes in den Himmel reckt.

Sobald ein Wächter auf dem Torum der Arena ein Banner hisst – mindestens einmal im Monat –, wissen die Einwohner: Am Tag darauf startet ein Rennen. Der Eintritt ist frei. Tausende ziehen ins Stadion und nehmen auf den steil ansteigenden Sitzreihen Platz. Viele bringen Kissen oder Teppiche mit, denn die Bänke sind aus hartem Marmor.

Die meisten Zuschauer tragen blaue oder grüne Gewänder: die Farben der beiden großen Vereine, die diese Rennen

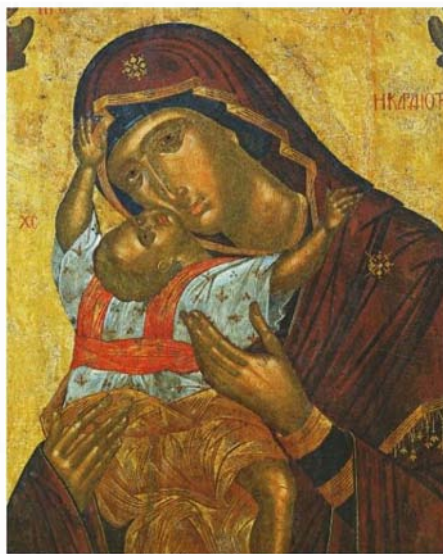
ausrichten und die Teams zusammenstellen. Früher waren sie sehr mächtige Organisationen, die das Volk sogar zu Aufständen anstacheln konnten (wobei sich bei den „Grünen“ einst vor allem Handwerker und Arbeiter sammelten, während die „Blauen“ eher der Verein der gehobenen Schichten waren). Mittlerweile aber werden sie vom kaiserlichen Hof gelenkt, ihre Anführer sind Palastbeamte.

Wahrscheinlich wird sich auch Liutprand einmal auf den Zuschauerbänken niederlassen – der Kaiser lädt häufig ausländische Gäste ins Stadion. Auch bei diesem Besuch begleiten ihn vermutlich Beamte des Büros der Barbaren. Vor Beginn der Rennen weisen sie ihn vielleicht auf einige wertvolle Skulpturen und Monumente hin, die auf dem *euripos* stehen, der gut sechs Meter

hohen Mauer, die die langen Geraden der Rennbahn voneinander trennt.

Ein mehr als 2400 Jahre alter Obelisk aus Karnak ist dort zu sehen, den ein Kaiser aus Ägypten hierher hat bringen lassen. Und eine Herkulesstatue, gefertigt von dem antiken Bildhauer Lysipp.

Der hochgebildete Liutprand wird die Werke sicherlich genau betrachten, denn nirgendwo sonst in Europa kann man noch antike Kunst in dieser Fülle



Kaum eine Ikone ist signiert – die gezeigten Heiligen sind wichtig, nicht der Maler. Und so bleibt auch der Name des Künstlers in der Regel unbekannt. Doch auf diesem um 1425 entstandenen **Marienbild** hat sich der Schöpfer verewigt: Es ist der Kreter Angelos Akotantos

bestaunen. Von den Rängen ertönen derweil Sprechchöre. „Herr, schütze Konstantin, den Kaiser der Römer“, beten Vorsänger laut. „Herr, schütze ihn“, tosen die Zuschauer immer wieder.

Bald darauf erscheint Konstantin VII. in seiner Loge an der Ostgerade, die er vom Palast aus direkt über eine Wendeltreppe erreichen kann. Der Herrscher blickt über die vermutlich voll besetzten Reihen und schlägt drei Mal das Kreuzzeichen über die Menge. „Heilig, heilig, heilig“, ruft sein Volk daraufhin.

Nirgendwo im christlichen Europa können Besucher so viel **KUNST** bestaunen

„Wie viel Freude hat der Staat, wenn er seinen Herrscher erblickt?“, fragen die Vorsänger. „Der Staat hat viel Freude“, skandiert die Menge.

Viele Minuten lang wogen die Jubelrufe auf diese Weise hin und her.

Nichts davon ist spontan. Die Rufe folgen einer genauen Choreografie, festgehalten in den Anweisungen für kaiserliche Zeremonien.

Denn die Pferderennen sind mehr als nur Sportveranstaltungen: Sie sind rituelle Inszenierungen, bei denen das Volk den Kaiser feiert als den von Gott eingesetzten Herrscher, als den Bewahrer des Friedens – und als Förderer der rasanten Wettkämpfe, die nun endlich beginnen.

Eine Orgel braust los, Bedienstete öffnen die Tore der Stallboxen an der Stirnseite der Arena. Zweirädrige Gefährte rollen heraus, gezogen meist von vier Pferden. Die Wagenlenker tragen hell leuchtende Tuniken in den Farben ihres Vereins. So können die Fans

ausmachen, wo sich der Wagen ihrer Mannschaft gerade befindet.

Eine Proberunde, dann preschen die Lenker mit ihren Gefährten los. Die Zuschauer feiern sie an mit dem Ruf „Nika!“. Sei siegreich!

Immer wieder nun Stampfen und Triumphgeheul in den Rängen, wenn es einem Wagen gelingt, den eines Konkurrenten abzudrängen. Und manchmal ein dumpfes Ächzen aus Tausenden Stimmen, wenn ein Gefährt sich überschlägt, Holz splittert und ein Körper

des Hippodrom 100000 Quadratmeter weit bis zur Küste des Marmarameers hinunter.

Verschwenderisch der Luxus der Säle und Flure, wo viele Wände mit Seide und Teppichen bespannt sind. In Hallen und Höfen stehen Statuen von Heiligen und antiken Sagenhelden. Die Besucher setzen ihre Füße auf Böden mit fein gearbeiteten Mosaiken, die äsende Hirsche zeigen oder ein Dromedar, auf dem Kinder reiten.

Edel die Kunstwerke, die der Kaiser in den Gemächern und Kapellen verwahrt: aus Elfenbein geschnitzte Herrscherporträts, Marienikonen auf goldenem Grund, kostbare Reliquiare.

Anmutig die Gärten an den Hängen zum Meer: Wasserläufe und Brunnen plätschern hier. Vögel singen in Hainen voller Nuss- und Obstbäume.

Es ist eine verborgene Welt, die kaum ein Untertan des Kaisers je zu sehen bekommt.

Liutprand allerdings kann zumindest ein wenig in diesen Kosmos vordringen, denn Konstantin bittet ihn nach der ersten Audienz noch mehrmals an den Hof.

Bei diesen Besuchen führen die Beamten den Gesandten häufig nur auf Umwegen vom Palasttor zu den Empfangsräumen – so wollen sie den ohnehin gewaltigen Komplex noch beeindrucken – der erscheinen lassen. Um ihn zu verwirren, verhängen sie außerdem oft Durchgänge mit Stofftüchern, wollen ihm so den Orientierungssinn nehmen.

Auf verschlungenen Pfaden bringt man ihn wohl auch zu einem der Weihnachtsbankette des Kaisers – den exklusivsten Festessen Konstantinopels.

Obwohl der Besucher aus Italien inzwischen seit gut drei Monaten in der so glanzvollen Stadt zu Gast ist, verblüfft

durch die Luft schleudert. Sieben Runden lang rasen die Sportler durch die Arena. Wer dann, nach etwa dreieinhalb Kilometer Strecke, als Erster durch das Ziel schießt, darf hinaufsteigen zur kaiserlichen Loge und vor das Angesicht des Herrschers treten.

Der Monarch überreicht dem Sieger einen Palmenzweig und einen Ehrenkranz, das Publikum ruft die vorgeschriebenen Jubelparolen.

Acht Mal treten die Mannschaften gegeneinander an, laufen die Gewinner die Ränge hinauf zum Imperator. Danach, irgendwann am Nachmittag, packen die Zuschauer ihre Teppiche und Kissen zusammen und kehren zurück in ihre Viertel.

Und auch der Herrscher entschwindet über die Wendeltreppe in seinen Palast, einen verschachtelten Komplex aus Empfangssälen, Büros, Kirchen, Korridoren, Bibliotheken und Säulenhöfen.

Wie ein Geflecht aus Gold und Marmor zieht sich die Residenz östlich

1204 verliert Konstantinopel die meisten seiner Schätze – und es sind abendländische Christen, die die Stadt erobert und ausplündern. Was sie nicht zerstören, schleppen sie fort. Diese Ikone des Erzengels Michael etwa nach Venedig (12. Jh.)



DIE GRÖSSTE STADT DER CHRISTENHEIT



Etwa 300000 Einwohner hat Konstantinopel, als die Metropole des Ostens zur Mitte des 10. Jahrhunderts eine neue Blüte erreicht – mehr als jede andere christliche Stadt. Hauptverkehrsader im Gassengewirr zwischen den sieben Hügeln ist die Mese; die Prunkstraße durchquert das gesamte Stadtgebiet vom Zentrum um den kaiserlichen Palast, die Rennbahn (Hippodrom) und die Hagia Sophia im Osten bis zur Mauer im Westen

ihn, wie er notiert, der Aufwand, mit dem der Herrscher dieses Essen zelebriert.

Schon der Speiseraum ist außerordentlich: Gegessen wird im „Saal der 19 Liegen“, einer Halle, an deren Wänden sich 18 Nischen und eine Apsis für den Monarchen wölben. In jeder dieser Öffnungen sieht Liutprand einen gedeckten Tisch, davor Liegen mit Platz für je zwölf Gäste, wie es einst bei den Römern Sitte war. So will es der Kaiser, der die antiken Traditionen schätzt.

Die Speisen servieren die Hofdiener an diesem Festtag nicht wie sonst üblich in Silberschüsseln – zum Geburtstag des Gottessohnes kommt Goldgeschirr auf den Tisch. Auch sonst übersteigt der Prunk an diesem Tag jedes übliche Maß: Nach dem Hauptgang bringen Angestellte goldene Schalen voller Früchte herein. Diese Gefäße „werden wegen ihrer ungeheuren Schwere nicht von Menschen getragen“, schreibt Liutprand, sondern „auf purpurgedeckten Wagen hereingefahren“.

Nur mithilfe von Seilen und einer Winde auf dem Dachboden des Speisesaals können die Höflinge die Gefäße auf die Tische hieven – und selbst dann müssen noch vier oder mehr Diener von unten nachhelfen und drücken.

Stauenswert auch die Kunststücke der Akrobatentruppe, die nach dem Essen auftritt: Zwei Knaben, nur bekleidet mit einem Lendenschurz, turnen auf einem kreuzförmigen Gestänge, das ein Mann auf seiner Stirn balanciert.

Als einer der Jungen herabklettert, schwingt und federt der andere weiter, ohne dass das Gestänge auf dem Kopf des Mannes kippt oder rutscht – als ob es „in der Erde fest eingewurzelt wäre“, hält Liutprand fest.

Bei seinen Besuchen sieht der Gesandte nur einen kleinen Teil des Palastes. Doch vielleicht erfährt er aus Gesprächen mit Beamten auch einiges über die für Fremde verschlossenen Areale.

Etwa über die Purpurkammer. In diesem Raum, der ganz mit Porphyrsstein verkleidet ist, bringen die Kaiserinnen ihre Kinder zur Welt. Jeder, der hier seinen ersten Atemzug getan hat, darf seinen ersten Atemzug getan haben, hier seinen ersten Atemzug nennen, „der in Purpur Geborene“ – einer der vornehmsten Titel im Kaiserreich.

Und womöglich hört Liutprand auch von den Gepflogenheiten in der kaiserlichen Schlafkammer. Jeden Abend, wenn sich der Kaiser zur Ruhe bettet, schließt sich der oberste Eunuch des Hofes mit ihm ein, um seinen Herrn zu beschützen. Dieser kastrierte Mann ist es, der den Herrscher so menschlich erlebt wie kaum ein anderer. Er hört den abgerissenen Schrei, wenn der Kaiser aus einem Albtraum erwacht. Und wohl auch sein gedämpftes Keuchen beim Liebespiel, wenn die Kaiserin zugegen ist.



Als Liutprand den Monarchen kurz vor Ostern des Jahres 950 zum letzten Mal trifft, erlebt er ihn wie stets in seiner ganzen Hoheit: Konstantin VII. sitzt in der achteckigen Thronhalle, unter einem Mosaik mit dem Bild Christi, und verteilt – wie üblich vor den Festtagen – Geschenke an die höchsten Würdenträger seines Reiches.

Der Gesandte sieht, wie die Oberbefehlshaber von Armee und Flotte vortreten. Höflinge laden ihnen derart viele Säcke voller Goldmünzen und Seidenkleider auf die Schultern, dass die Offiziere sie nur mit fremder Hilfe aus dem Saal schleppen können. Oberbeamte treten vor, erhalten ebenfalls Gold und Kleider in gewaltigen Mengen.

Nach einer Weile lässt der Kaiser Liutprand fragen, was er von dieser Zeremonie halte. Worauf der Gesandte – laut seinen Aufzeichnungen – keck antwortet: „Es würde mir recht gefallen, wenn mir nur etwas davon zugutekäme.“

Und so führt auch Liutprand ein Geschenk mit sich, als er kurze Zeit spä-

ter am Goldenen Horn das Schiff zurück nach Italien besteigt. Gut verwahrt liegt die Gabe des Kaisers in seinem Gepäck, während er an der Spitze der Halbinsel von Konstantinopel entlangfährt und an ihm die Kuppel der Hagia Sophia, die Gärten des Kaiserpalastes und die Ränge des Hippodrom vorbeiziehen. Es ist ein Präsent von demonstrativer Großzügigkeit, das passende Andenken an die glänzendste Stadt der Christenheit. Ein Pfund Gold.

Noch viele Jahrzehnte lang dauert die Blüte von Byzanz an. 961 etwa feiern die Einwohner Konstantinopels einen glorreichen Sieg ihrer Truppen: die Eroberung Kretas, bis dahin einer der wichtigsten Stützpunkte der Araber im Mittelmeer. Zehntausende stehen am Rand der Mese und jubeln dem heimkehrenden Feldherrn zu. Auch zu Lande rücken die Truppen des Kaisers weiter vor, nehmen schon im Jahr darauf Aleppo ein.

Einige Zeit später allerdings ist Konstantinopel so bedroht wie seit Langem nicht mehr: Die Petschenegen, die nördlich des Schwarzen Meers siedeln, belagern die Stadt von der Landseite her. Vom Wasser aus unterstützen sie die Seldschuken, ein weiteres Turkvolk. Doch der Herrscher schafft es, sich mit einem dritten Stamm zu verbinden, und kann so die Blockade aufsprengen.

Konstantinopel ist noch einmal gerettet. Erst 1204 wird es den Kreuzfahrern gelingen, den prachtvollen Ort erstmals in seiner Geschichte zu stürmen. Die Krieger aus dem Abendland plündern Kirchen und Geschäfte, setzen Häuser in Brand, verwüsten ganze Viertel. Es ist ein Schlag, von dem sich die Stadt nie wieder erholen wird.

Und der das Goldene Zeitalter der Metropole endgültig beendet. ●

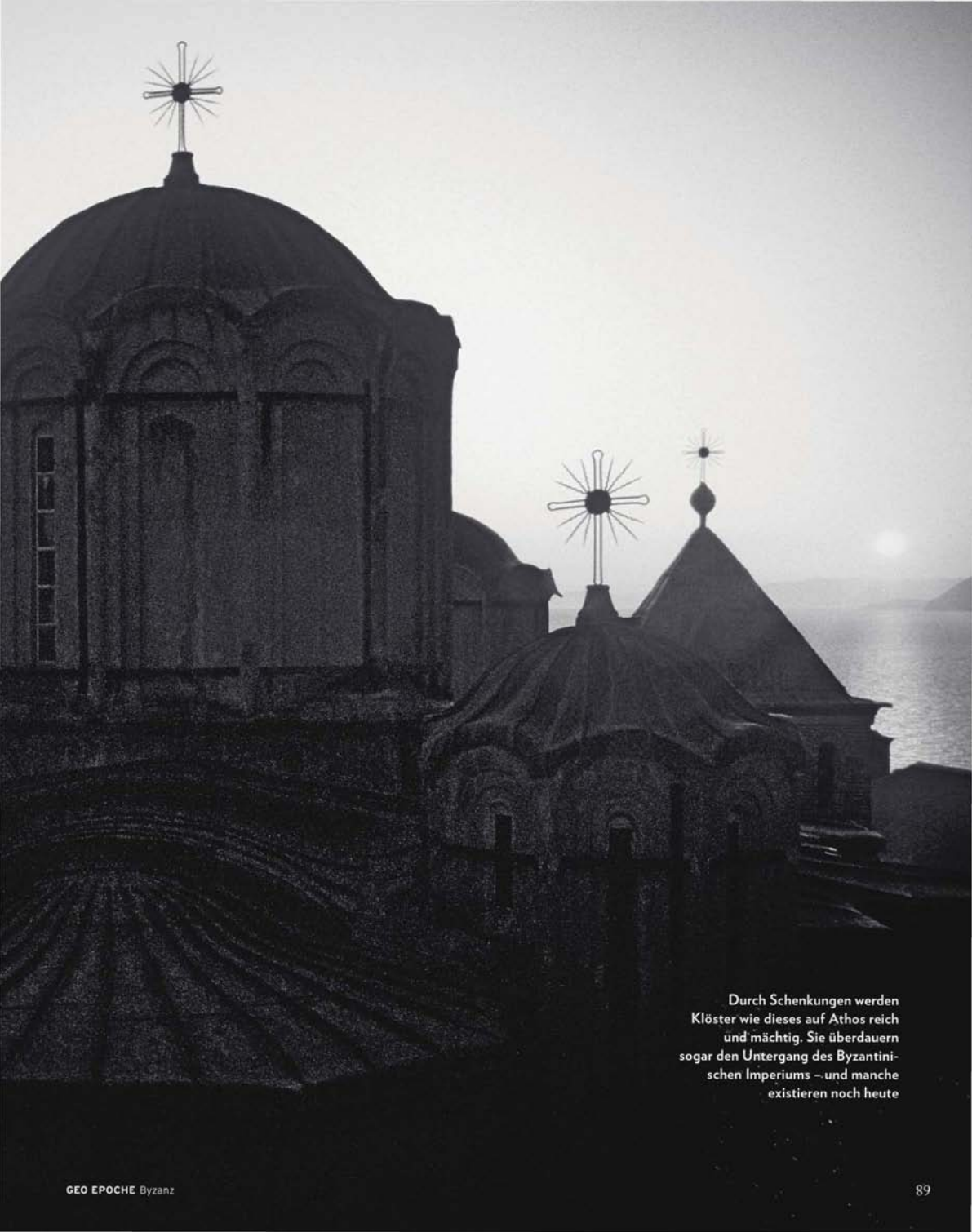
Der Hamburger Journalist Oliver Fischer, Jg. 1970, besucht Istanbul regelmäßig.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: A. Tayfun Öner/Jan Kostenec, „Walking thru Byzantium“, Grafbas: Reiseführer durch das alte Byzanz. Peter Schreiner, „Konstantinopel. Geschichte und Archäologie“, Verlag C. H. Beck: kompakter, sehr gut geschriebener Band mit vielen Informationen über Handel und Alltagsleben.

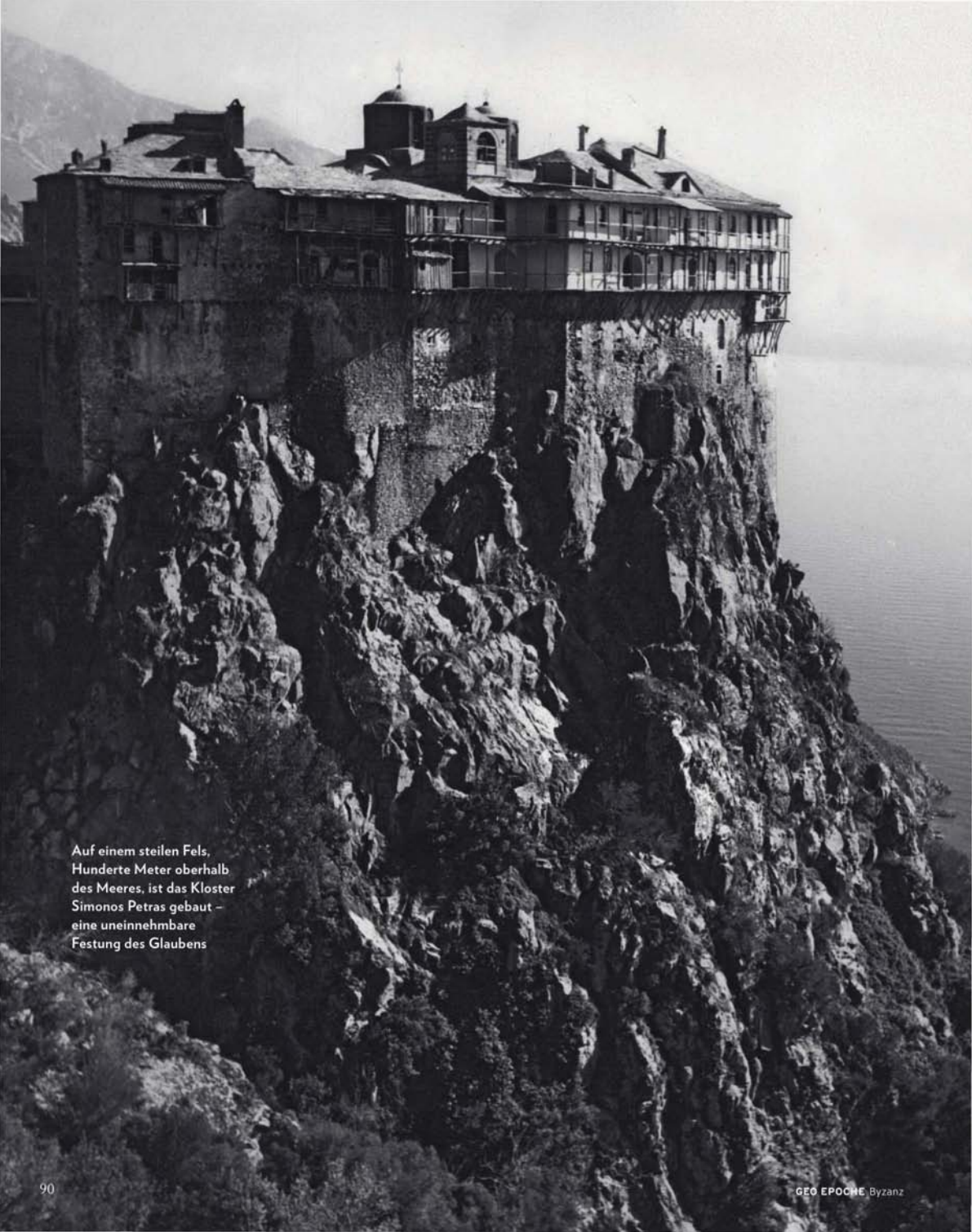
DER BERG DER MÖNCHE

In der Kirche von Byzanz gelten Mönche als die Bewahrer des Glaubens. Und nirgendwo wohnen so viele fromme Männer auf so engem Raum wie am heiligen Berg Athos: Unter dem Schutz des Kaisers leben sie dort ab dem 10. Jahrhundert n. Chr. in einer eigenen Republik und beten für das Heil des Reiches — Text: GESA GOTTSCHALK





Durch Schenkungen werden Klöster wie dieses auf Athos reich und mächtig. Sie überdauern sogar den Untergang des Byzantinischen Imperiums – und manche existieren noch heute



Auf einem steilen Fels,
Hunderte Meter oberhalb
des Meeres, ist das Kloster
Simonos Petras gebaut –
eine uneinnehmbare
Festung des Glaubens

A

Athos. Wenn den sündigen Menschen je wieder die Gnade gewährt werden sollte, ein Stück des Paradieses schauen zu dürfen, dann hier. Im Garten Marias, den außer der heiligen Jungfrau kein anderes weibliches Wesen betreten darf. Im Mantelsaum Gottes, den zu durchstreifen den Gläubigen näher bringt an die ewige Wahrheit und zum lebendigen Christus. Jeder Schritt auf den Pfaden dieses Berges ist Gottesdienst.

Schwer ist der Anstieg zur Kapelle der Metamorphose, wo sie am 6. August stets die Verklärung Christi feiern. 2033 Meter über das Meer erhebt sich der Marmorkegel des Athos, und auf den letzten Wegstunden gedeiht kaum noch etwas zwischen dem Geröll. Hier und da klammert sich ein verwachsener Baum in eine Felsspalte, als sei er ebenso entschlossen, in dieser Einöde zu überleben, wie jeder der Mönche, die an ihm vorbeiziehen.

Einen Schritt vor den anderen setzen sie auf dem Weg nach oben, so wie sie einen Tag an den anderen reihen, um Gott näherzukommen. Mühselig ist die Wanderung, wie ihr eigener Lebensweg.

Endlich geht der Blick weit in alle Richtungen. Wer würdig ist, sagen sie, den lässt Gott sogar die heilige Stadt schauen vom Gipfel des Berges. Doch Konstantinopel mit all seinem Getriebe und seinen Versuchungen ist 400 Kilometer entfernt.

Unter Gesängen durchwachen sie die Nacht, den Blick nach innen gerich-

tet im Gebet. Am Morgen ziehen sie wieder hinunter, tauchen ein in die Wälder aus jahrhundertalten Kastanien, gehen zwischen Obstbäumen und Weinstöcken, zwischen Zypressen und Pinien.

Myrten und Rosen blühen hier, es duftet nach wildem Oregano, und über allem liegt das Lärmen der Zikaden und das Rauschen der Bäche, die plätschernd zu Tal stürzen oder durch einfache Rohre aus ausgehöhlten Baumstämmen in die Gärten murmeln.

Der Berg Athos ist, wahrhaftig, „ein zweites Paradies, ein sternbesäter Himmel, eine Herberge aller Tugenden“, wie ein byzantinischer Kaiser notiert. Zugleich aber ist er eine Einöde – ähnlich jener, in die sich einst Johannes der Täufer zurückzog, um fortan nur noch von Honig und Heuschrecken zu leben.

Grün ist der Berg, aber schroff und abgelegen, eine Wüstenei wie jene, in die der Herr selbst hinauswanderte, in der er sich taufen ließ, vom Teufel versucht wurde. Ein Ort, weit von allen anderen entfernt – wie jene Regionen in Ägypten, in die sich vor Hunderten von Jahren die ersten christlichen Mönche zurückzogen.



An jedem Osterfest brechen die Mönche von Athos zu einer Prozession auf. Die Gebete werden mehrere Stunden andauern

Wer hier lebt, der hat der Welt entsagt, seiner Familie, seinen Eltern; seinen Kindern, seiner Frau. Er hat jede weltliche Bindung eingetauscht gegen die göttliche Liebe zu seinen Brüdern in Christo und zum Abt, seinem geistlichen

Vater. Er mag zuvor ein Bauer gewesen sein oder ein Fürst: Nun aber hat er den Mönchshabit genommen, ein schwarzes Gewand, mit dem er Buße tut, jeden Tag.

Wer hier lebt, der trägt die Haare lang und den Bart, der ein hageres, bleiches Gesicht bedeckt. Fasten und Beten, harte Arbeit und schlaflose Nächte zehren ihn aus. Fett wird hier niemand.

Wer hier lebt, ist im Zentrum des byzantinischen Christentums angekommen: Denn auf dieser Halbinsel in der Ägäis wird die Orthodoxie bewahrt.

Orthodoxia, das heißt, recht zu glauben. Aber auch: recht zu lobpreisen. Ohne Unterlass steigen vom Athos Gebete auf für die Seelen von Gläubigen aus dem gesamten Reich sowie für den Staat und für den dreifach gesegneten Kaiser.

Dessen Gesetze aber gelten hier nur begrenzt, und meist zahlen ihm die Mönche auch keine Steuern. In ihrer Republik verwalten sie sich selbst, untertan nur Gott und vielleicht noch dem Patriarchen in Konstantinopel – doch das ist umstritten. Dennoch blicken die Herrscher mit Wohlwollen nach Athos, bestätigen die Rechte seiner Bewohner in immer neuen Urkunden, machen seinen Klöstern kostbare Geschenke. Denn welche Krisen und Kriege auch immer das Reich erschüttern mögen: Am heiligen Berg bewahren Tausende Mönche über Jahrhunderte die Essenz von Byzanz.

Und so eisern halten sie an ihrem Glauben fest, dass sie selbst den Fall des Imperiums überdauern werden.

Niemand weiß genau, wann die ersten heiligen Männer auf den Athos kommen, den östlichsten der drei Finger der Halbinsel Chalkidiki, benannt nach dem Berg an seinem südlichen Ende – aber es wird wohl irgendwann zu Beginn des 9. Jahrhunderts sein. Die wenigen, aus älterer Zeit stammenden Siedlungen auf dem Höhenzug sind da schon verlassen, das heidnische Heiligtum des Zeus auf dem Gipfel des Berges zerstört, die Griechen wie alle Bewohner des

Die meisten Gesetze des Kaisers gelten auf Athos nicht, die Brüder verwalten sich selbst. Insgesamt gibt es am heiligen Berg Dutzende Klöster mit mehreren Tausend Mönchen

Römischen Reiches zu Anhängern Jesu geworden. Christliche Ikonen haben die alten Hausgötter ersetzt, statt vor Laren und Penaten entzündeten die Menschen Kerzen und Weihrauch nun vor Bildern der Gottesmutter und des Erlösers, um ihre Familie zu schützen.

Hier werden sie fortan Gott dienen, jene Männer, die man *monachos* nennt (was „allein“ bedeutet und woraus sich im Deutschen das Wort „Mönch“ entwickeln wird). Um 850 n. Chr. leben bereits zahlreiche Eremiten auf Athos – gestört nur von wenigen Hirten, die ihre Herden auf die Halbinsel treiben, im Winter monatelang abgeschnitten vom Rest des Byzantinischen Reichs –, an dessen schroffen Küsten auch im Sommer kaum ein Boot anlegen kann.

„In der Welt sein, aber nicht von der Welt“: Dieses Gebot Christi an seine Jünger, so sehen es diese Männer, lässt sich am ehesten dort verwirklichen, wo die Welt fern ist. Zwar gibt es auch in der Nähe von Städten Klöster, allein in Konstantinopel viele Dutzend. Doch ist es schwer, die Gedanken dort ganz auf Gott zu lenken – insbesondere dann, wenn man Verbindungen in die höchsten

Kreise der byzantinischen Gesellschaft pflegt wie der junge Mönch Athanasios.

Sein Abt ist der Onkel eines Offiziers namens Nikephoros Phokas, der um 950 Karriere macht im byzantinischen Heer. Der Abt fördert die Freundschaft der beiden Männer, ernennt Athanasios zum „geistlichen Vater“ des Nikephoros.

Im Jahr 957 aber flieht der Mönch vor der Welt nach Athos, um als Einsiedler zu leben. Doch Nikephoros spürt ihn auf, überredet den Freund, ihn auf einen Feldzug gegen das muslimische Kreta zu begleiten, als sein Seelsorger. Als Dank verspricht er Athanasios Geld, um ein Kloster zu gründen – und verspricht sogar, selber bald der Welt zu entsagen und ihm nach Athos zu folgen.

Und so macht sich Athanasios nach seiner Rückkehr aus Kreta ans Werk: Er baut eine Kirche auf Athos, umgibt sie mit Mönchszellen. Dies ist nicht das erste Kloster auf Athos. Aber es ist jenes Kloster, das die Geschehnisse des heiligen Berges für immer verändern wird.

Denn Nikephoros wird nach seinem Sieg über die Muslime auf Kreta nicht, wie versprochen, Mönch auf Athos.

Sondern Kaiser.

Dem enttäuschten Athanasios verspricht er, sich auf dem Thron so zu

verhalten, als trage er den Habit. Er verachte die Krone, versichert er, außerdem habe er keine Beziehung zu seiner Frau.

Fortan stehen sowohl die Gemeinschaft der Mönche auf Athos wie das Kloster des Athanasios unter kaiserlicher Protektion. Mit dem Schutz kommt Gold. Und der Nachfolger von Nikephoros auf dem Thron unterzeichnet schon bald eine Bulle, welche die Rechte und Pflichten der Mönche offiziell festhält, eine Art erster Verfassung des heiligen Berges.

Auf einer drei Meter langen Bockshaut legt der neue Kaiser unter anderem fest, dass sich die Äbte einmal im Jahr treffen sollen, an Mariä Himmelfahrt, dem 15. August. Er beendet auch weitestgehend die Zeit der Eremiten: „Jene, die nach Athos kommen, sollen innerhalb der Klöster aufgenommen werden und nicht außerhalb der heiligen Mauern bleiben.“ Der Herrscher selbst, Athanasios sowie 54 weitere Äbte und Mönche unterschreiben das Dokument.

Der Ruf des Klosters auf Athos zieht immer mehr Menschen an. Bald leben 3000 Mönche auf der Halbinsel,

später werden es sogar mehr als doppelt so viele sein. Sie leben in mehreren Dutzend verschiedenen Klöstern, deren Abgesandte vom Ort Karyes in der Mitte der Halbinsel aus die Geschehnisse der Mönchsrepublik lenken.

Als Athanasios um 1000 n. Chr. von einem Baugerüst fällt und stirbt (er wollte die Errichtung einer neuen Klosterkirche überwachen), da verläuft das Leben auf Athos schon so, wie es in den kommenden 1000 Jahren verlaufen wird.

Zwar werden mal mehr Brüder am heiligen Berg wohnen, mal weniger, es wird Streit geben über die rechte Art des Betens. Aber nie werden die Mönche Athos ganz aufgeben. Und vieles wird sich fast gar nicht verändern. So geht etwa die Umstellung auf den gregorianischen Kalender an den Mönchen vorüber. Sie folgen ihrer eigenen Zeitrechnung – und ihrem eigenen Lebensakt.

Der Tag beginnt auf Athos, wenn er sich anderswo bereits dem Ende neigt. Wenn die Schatten am Nachmittag lang werden unter den Obstbäumen und in den Innenhöfen der Klöster, tönt lautes Klopfen durch die Gebäude, über die Hänge der Umgebung. Ein Mönch schlägt mit einem Holzhammer auf ein Brett. Wie einst Noah die Tiere in seine



Arche rief, so ruft er seine Brüder zum *esperinos*, dem ersten Gottesdienst des liturgischen Tages – im Winter bereits gegen 15 Uhr am Nachmittag.

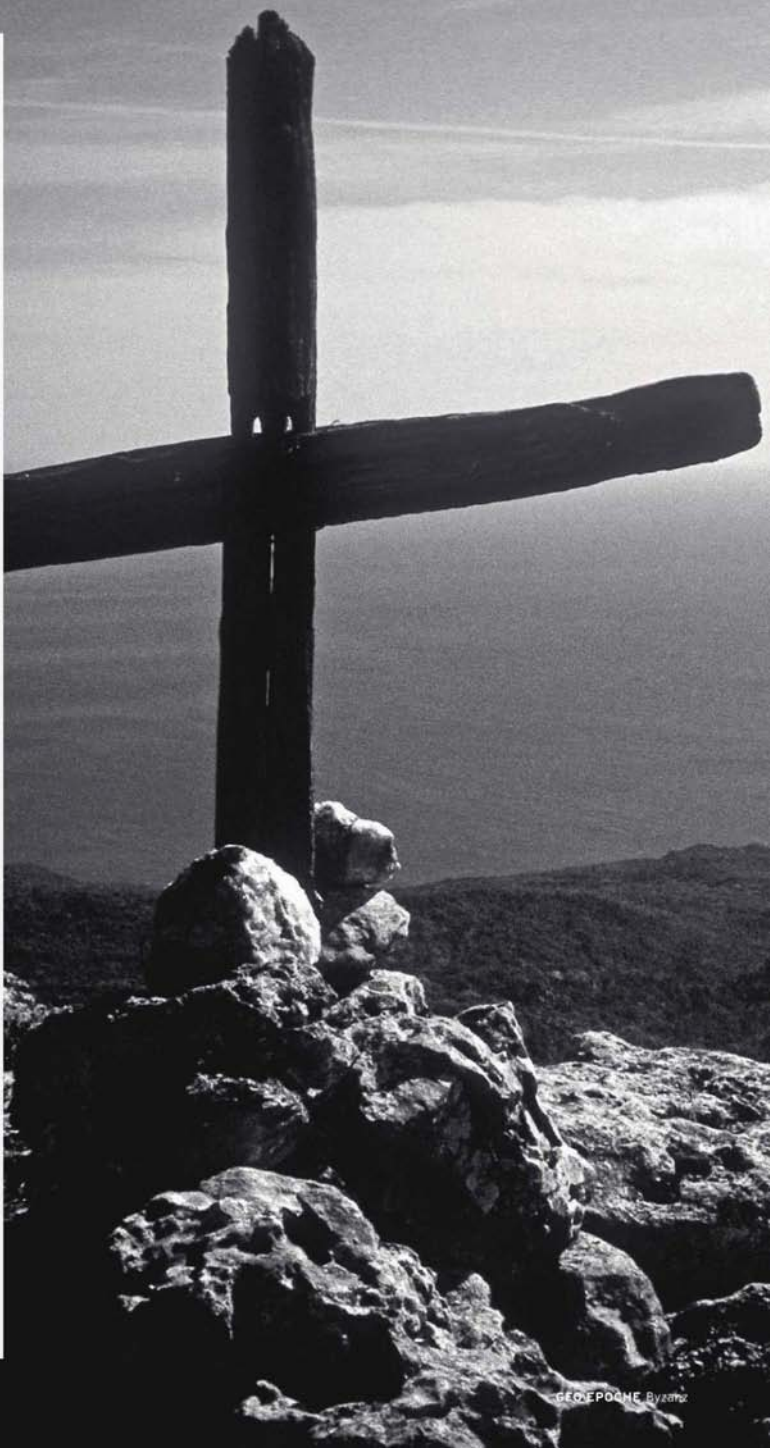
Dreimal macht der Mönch die Runde, jedes Mal wird sein Schlagen eindringlicher, während seine Brüder sich bereit machen. Sie waschen sich, bedecken ihr Haupt mit Kappe und Schleier, als Zeichen der Demut. Dann betreten sie das *katbolikon*, die Kirche des Klosters, die frei im Hof steht. Tief verneigen sie sich vor den Ikonen, entblößen ihr Haar, küssen die Bildnisse. Und erreichen den Kirchenraum, erhellt von Kerzen und Lampen, die an Ketten von der Decke hängen. Schatten zucken über die Wände, über die Fresken und Mosaik, die jeden Zentimeter Fläche bedecken. Gold und Silber blinkt auf, und über allem wacht aus der Kuppel herab Christus Pantokrator, der Weltbeherrscher.

Die Mönche stellen sich auf, die Älteren können den Körper ein wenig auf einem Sitzbrett abstützen. Ein Summen erfüllt den Raum, das *ison*, der Grundton des byzantinischen Gesangs, über den die Männerstimmen in einem feierlichen Auf und Ab die Melodie weben, ein Abglanz der nie endenden Lobpreisung durch die himmlischen Chöre.

Nach dem Gottesdienst ziehen die Brüder hinüber in das Refektorium. Gemeinsam nehmen sie ihr Essen ein, so wie sie alles gemeinsam tun sollen. Es gibt Gemüse und Brot, dazu Wasser und Wein. Ein Mönch liest während der Mahlzeit aus den Heiligengeschichten, gesprochen wird nicht.

Der Abt segnet jeden beim Hinausgehen. Er ist auf Lebenszeit bestimmt, entscheidet über alle Belange des Klosters, sorgt für das Seelenheil der Mönche. Täglich kommen sie zu ihm für die „Offenbarung der Gedanken“, eine Art Beichte, nach der der Abt ihnen Strafen auferlegt oder Ratschläge gibt.

Am frühen Abend versammeln sich die Brüder wieder, zum Gutenachtgebet und für einen weiteren Segen. Dann gehen sie schlafen. Eine halbe Stunde nach Mitternacht ertönen erneut die rhythmischen Schläge auf das Brett. Wieder singen, wieder beten. Den Körper zwingen, dem Geist zu folgen. Einige Stunden Schlaf, dann der Morgengottesdienst.



Wer als Mönch auf Athos sein Leben Christus weihet, gibt für immer seine Familie und seine frühere Existenz auf – und auch den eigenen Willen. Fortan zählen nur noch die Klosterregeln

Der Abt leuchtet dabei in die Betstühle, prüft, dass alle sich von ihren Lagern erhoben haben.

Die Königliche Pforte zwischen den Mönchen und dem Altar, seit dem Abendgottesdienst geschlossen, öffnet sich wieder. Stellvertretend für die aus dem Paradies vertriebene Menschheit dürfen die Mönche wieder das Himmereich schauen, die Nacht ist vergangen, der Morgen bricht an.

Lampen und Kerzen erstrahlen, ein Mann mit einem Leuchter zieht dem Priester voran, der alles beweihräuchert, schwer hängt der Duft unter der Kuppel. „Hallelujah“, singen die Mönche, dann knien sie nieder, verneigen sich bis auf den Boden, einmal, noch einmal. Um ihre Unterwerfung unter die Gnade Gottes auszudrücken und auch, um die Müdigkeit aus ihren Gliedern zu vertreiben.

Sie teilen Brot und Wein, Leib und Blut des lebendigen Gottes. „Christus ist mitten unter uns!“, ruft der Priester. Mehr als zwei Stunden dauert die Zeremonie, dann frühstücken die Mönche – die letzte Mahlzeit bis zum Abendbrot.

Die Stunden, bis die Sonne wieder zu sinken beginnt und das Brett erneut erklingt, sind von Arbeit erfüllt. *Philergia*, die Liebe zur Arbeit, und *polyergia*, häufige Arbeit, gelten als Tugenden. „Wer eifrig bei körperlichen Aufgaben ist“, schreibt ein berühmter Abt, „der ist es auch bei geistigen.“

Sechs Gottesdienste begehen die Mönche, sechs bis sieben Stunden verbringen sie im Gebet, sonntags noch mehr. Zu besonderen Festen schlafen sie überhaupt nicht, ehren Gott in erschöpfenden Nachtwachen und stehen bis zu 20 Stunden in der Kirche.

Jeder Tag ist einem anderen Heiligen geweiht. Athanasios feiern sie am 5. Juli. Als „Morgenstern“ preisen sie ihn. Seine Ikone steht an diesem Tag auf einer Staffelei im Eingang der Kirche. Sie zeigt einen hageren Mann mit langem Bart, rundem Kopf und hoher Stirn.

Nach dem Glauben der Byzantiner ist diese Ikone nicht bloß ein Abbild des nach seinem Tod als Heiliger verehrten Klostergründers. Sie ist, in gewisser Weise, der Heilige in persona. Wer vor der Ikone betet, wer Bitten an sie richtet, der spricht mit dem Heiligen selbst, mit

Christus, mit der Jungfrau Maria. Mehr als 100 Jahre lang hat Byzanz um diesen Glauben gerungen. Und es ist dieser Glaube, der Athos erst möglich macht.

Denn heißt es in der Bibel nicht eigentlich: „Du sollst dir kein Bildnis machen“? Sind also die Ikonen in den Häusern, in Kapellen, Kirchen, Klöstern nicht gottgefällig, sondern heidnischer Frevel? Darüber ist es in Byzanz zum Glaubensstreit gekommen, zwischen 726 und 843 n. Chr. fegte ein Bildersturm durch die byzantinischen Gotteshäuser und zerstörte zahlreiche Ikonen. Fromme Frauen, Künstler und Mönche, die am Bilderlauben festhielten, wurden verfolgt, gefoltert, mitunter getötet.

Im Jahr 843 aber bekannte sich Byzanz endgültig zu den Ikonen, als die bilderfreundliche Kaiserin Theodora den Glauben an sie auf einer Synode wieder bestätigte. Übertünchte Bilder wurden erneut freigelegt, neue gemalt. Und die Mönche galten fortan als besondere Beschützer und Verfechter des wahren Glaubens: Denn aus ihren Reihen kam der stärkste Widerstand gegen den Bildersturm. Sie wurden zu Helden der Orthodoxie – und ihre Art zu leben erhielt neue, starke Anziehungskraft.

Nicht nur auf Athos, auch anderswo im Reich gründen gläubige Stifter im 10. Jahrhundert neue Klöster. Männer und Frauen entscheiden sich, der Welt zu entsagen. Manche Paare gehen im Alter getrennte Wege, der eine zu den Mönchen, die andere zu den Nonnen. Oder ganze Familien treten ein, Mütter und Töchter, Väter und Söhne, Onkel und Neffen. Wieder andere lassen Frau und Kinder zurück, um ihr Leben Gott zu weihen.

Anders als in der Westkirche gibt es in Byzanz keine Orden. Zwar berufen sich auch orthodoxe Klöster unter anderem auf die Regeln des heiligen Benedikt aus dem 6. Jahrhundert. Doch ist es Auslegungssache des jeweiligen Gründers, worauf er besonderen Wert legt: stille Kontemplation? Harte Arbeit? Einsame Sinsuche? Gemeinschaftliches Leben?

Das byzantinische Mönchtum ist eine höchst individuelle Angelegenheit,



und Novizen treten oft jenem Haus bei, dessen Abt sie am meisten überzeugt.

Männer aus allen Teilen des Reichs kommen nach Athos. Sie stammen aus allen Schichten, keinesfalls stehen Klöster nur den Mächtigen, Reichen und Gebildeten offen (die Äbte allerdings entstammen meist der byzantinischen Oberschicht).

Die Regeln auf dem heiligen Berg sind streng: keine bartlosen Jünglinge, keine Eunuchen. Alle Novizen müssen ein Jahr lang im Kloster leben, ehe sie als Mitbrüder aufgenommen werden.

Dann werden ihnen die Haare geschoren als Zeichen ihres neuen Lebens; sie werden sie nie mehr schneiden.

Bis ans Ende ihrer Tage werden sie fortan danach streben, den eigenen Willen aufzugeben, ihn dem Willen des Abtes zu unterwerfen und ihr Leben so vor Christus niederzulegen. Hingabe in allem, was sie tun: Danach streben die

Mönche in den Klöstern – ob sie nun Knoblauch und Zwiebeln für das Abendessen schneiden, ob sie einen Hang roden, um Weinstöcke zu setzen, ob sie Kürbisse ernten oder Trauben hochbinden. Denn das alles ist Gottesdienst.

Doch bei einigen Arbeiten fühlen sie sich dem Heiligen besonders nahe.

Etwa beim Verfertigen der heiligen Ikonen.

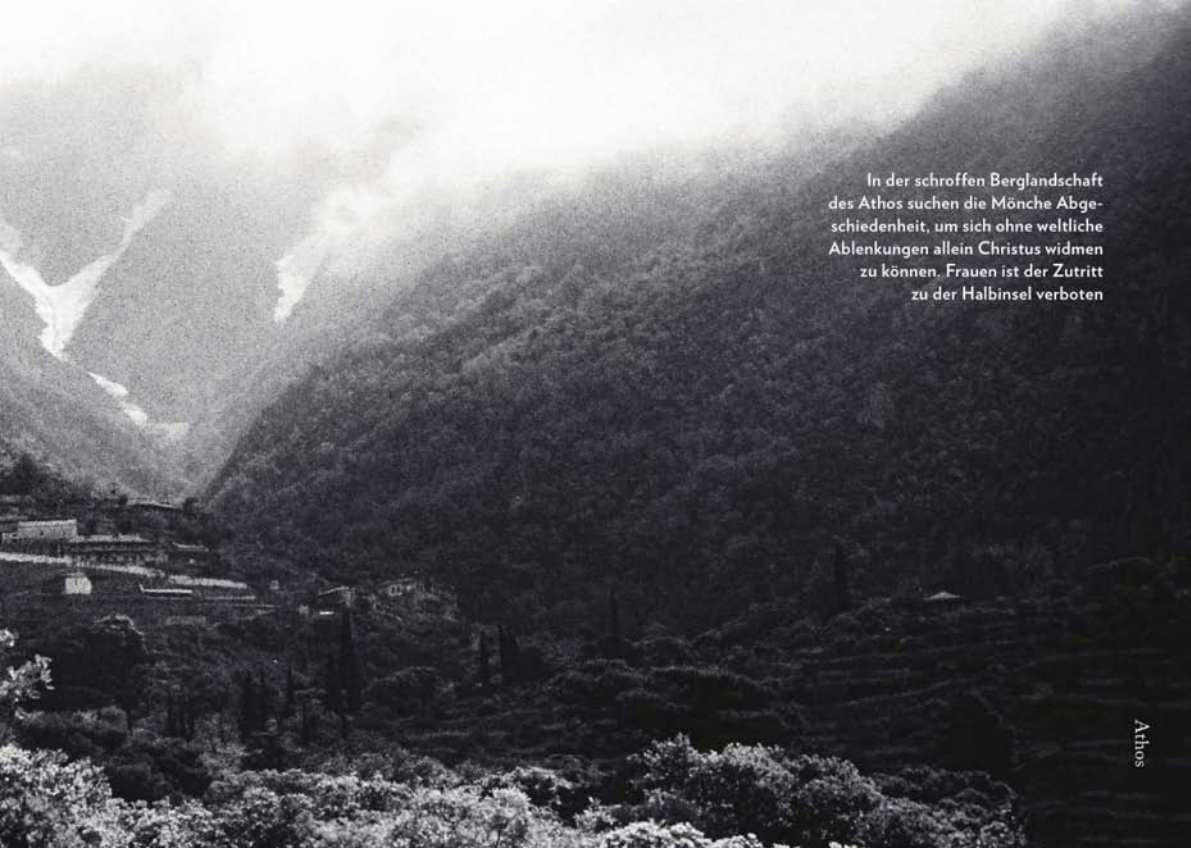
Schräg fällt die Sonne durch die großen Fenster in die Werkstätten der Ikonenmaler. Sie haben ihre Tische und Staffeleien ins Licht gerückt. An der Wand sind vorbereitete Tafeln aufgereiht: Bretter, glatt gehobelt und mit einer Schicht Gips überzogen. Konzentriert arbeiten die Mönche, die Hand auf einen über die Ikone gelegten Stab gestützt.

Im Rhythmus ihres Atems und des ständigen inneren Gebets an Christus, den Erbarmen, übertragen sie erst die Zeichnung auf das Brett, dann füllen sie sie mit Pinselstrichen aus: das Gesicht, den Heiligenschein, die Hände.

Motive und Ausführung der Ikonen ändern sich über Jahrhunderte kaum, die Attribute jedes Heiligen sind festgelegt: das Salzwasser an den Händen des heiligen Nikolaos mit der Auster; Maria die Trösterin, Maria die Besitzerin, Maria die Stillende, Maria die Öl Genießende.

Die Mönche bemühen sich, die Muster so treu wie möglich nachzuahmen. Weder ihren Namen schreiben sie auf das Bild, noch wann es entstanden ist. Allein das, was auf ihm zu sehen ist, macht es für die Gläubigen wertvoll.

Wenn die Ikonen altern und verblassen, verlieren sie ihren Nutzen. Umstandslos übermalen die Männer dann die alten Schichten oder rühren neue



In der schroffen Berglandschaft des Athos suchen die Mönche Abgeschiedenheit, um sich ohne weltliche Ablenkungen allein Christus widmen zu können. Frauen ist der Zutritt zu der Halbinsel verboten

Athos

Farbe an, für ein neues heiliges Bild: Zinnober für Rot, Auripigment für Gelb, Azurit für Blau. Die Pigmente werden mit Dotter vermischt. Die Eier dafür haben die Mönche eigens aus entfernten Dörfern herangeschafft.

Denn nicht nur Frauen ist es verboten, die Grenze zur Halbinsel zu übertreten – auch weibliche Haustiere dürfen nicht in der Mönchsrepublik leben. Keine Ziegen, keine Eselinnen. Keine Hühner. Schließlich, so schreibt Athanasios, hätten die Mönche allen weiblichen Wesen entsagt. Und ein späterer Athos-Mönch wird erklären: „Sobald wir eine Henne besäßen, würden einige Brüder dafür plädieren, dass wir auch eine Katze, ein Mutterschaf oder gar eine Eselin akzeptieren sollten. Und von da ist es nur noch ein kurzer Schritt zur Frau.“

Gelegentlich gibt es doch Ausnahmen. So wird einem Kloster eine Herde Kühe zugestanden, damit die Mönche

GLAUBENSZENTRUM




Um die Halbinsel konkurrieren die Mönche anfangs noch mit einigen Hirten, heute ist die Klosterrepublik autonomer Teil Griechenlands

Käse herstellen können. Die Tiere müssen allerdings zwölf Kilometer entfernt weiden. Manchmal müssen die Brüder sogar Frauen dulden, etwa in Zeiten großer Kriege oder Hungersnöte, wenn sich ganze Familien auf die Halbinsel retten.

Dabei sehnen sich viele Frauen ebenso nach dem heiligen Berg wie die Männer. Und weil es ihnen verwehrt ist, zwischen den Kastanien zu wandeln, den Gipfel zu betreten, versuchen sie, dem Athos zumindest geistig nah zu sein.

So schenkt eine alte Nonne einem der Klöster auf Athos eine beachtliche Summe. Im Gegenzug, verfügt sie in ihrem Testament, sollen die Mönche an jedem Montag zum Abendgottesdienst für sie zur Jungfrau Maria beten, an jedem Dienstag die Liturgie in ihrem, der Nonne, Namen singen, für sie einen Becher Wein im Refektorium trinken und ihrer nach ihrem Dahinscheiden jährlich am Todestag gedenken.



Ihre Tage verbringen die schwarz gewandeten Brüder mit stundenlangem Beten und harter Arbeit. An dieser strengen Routine hat sich seit 1000 Jahren nichts geändert

Bis dahin aber, also für den Rest ihres irdischen Lebens, verlangt die Nonne ein *adelphaton*, eine regelmäßige Lieferung von Öl, Weizen und anderen Lebensmitteln. Diese Form der Altersvorsorge ist verbreitet: Wer kann, spendet den Mönchen dafür Geld oder überschreibt ihnen Land – Felder und Äcker, welche die Klöster dringend benötigen, denn auf ihrer bergigen Halbinsel können sie kein Getreide anbauen.

Doch geht der Besitz der Klöster schon bald weit über das hinaus, was sie für den eigenen Bedarf brauchen. Die Äbte kaufen Äcker und Weiden in den fruchtbaren Regionen Griechenlands oder lassen sich Gebiete vom Kaiser schenken: im Westen auf der Chalkidiki, in unmittelbarer Nachbarschaft zum heiligen Berg, im Osten in der Küstenebene zwischen Serres und dem Fluss Hebros, im Norden bis vor die Tore Thessalonikis, wo Maulbeerbäume, Weinstöcke und Olivenbäume wachsen.

Der Besitz lässt die Klöster wachsen, macht sie reich und mächtig. Doch zeigt er auch: So abgeschieden und der Welt entrückt, wie die Mönche glauben wollen, sind sie auf dem Athos nicht. Sie reisen bis Thessaloniki und Konstantinopel, um Holz zu verkaufen oder Wein, um alles Nötige zu erwerben, Wollstoffe für die Gewänder, Eier für die Farben.

Die großen Klöster besitzen zudem Schiffe, um ihre Handelsgüter über das Mittelmeer zu bringen. Immer wieder ringen die Mönche über die Jahrhunderte mit der Frage, wie sich das vereinen lässt: Tausende Männer auf einer kleinen Halbinsel zu versorgen – und trotzdem arm zu bleiben und anspruchslos.

Doch selbst das geistige Leben führt die Männer von ihrem Berg fort. Als Pilger verlassen sie ihn, als Gesandte zu einer Synode oder um sich um ihre Patenkinder zu kümmern. Männer und Frauen gleichermaßen suchen sich charismatische Mönche als geistige Väter, vertrauen sich lieber den Männern in Schwarz an als den Dorfpriestern. Umge-

kehrt setzen die Äbte vom Athos wichtige byzantinische Beamte als Beschützer ihrer Klöster ein, um ein gutes Verhältnis zur Hauptstadt sicherzustellen.

In der Welt zu sein, aber nicht von der Welt, diesem Ideal streben die Athos-Mönche dennoch stets nach, trotz ihrer mannigfaltigen Verbindungen nach draußen, zu den wichtigsten Familien des Reiches, in den Palast des Kaisers. So setzen die byzantinischen Herrscher oft die Mönche vom Berg als Boten mit diplomati-



Angebiglich können besonders würdige Mönche vom Gipfel des Athos das 400 Kilometer entfernte Konstantinopel sehen

schem Auftrag ein. Ungehindert durchqueren sie feindliche Linien, an denen jeder offizielle Gesandte scheitern würde.

Vor allem aber ist der Athos zuständig für das Wohl des Reiches und jener, die es lenken. Prinzessin Theodora etwa schenkt im Jahre 1376 den Mönchen ein ganzes Dorf, damit sie für die Seelen ihres Neffen und seiner Kinder beten.

In Kriegen schicken die Herrscher Nachrichten zum Berg; Tag und Nacht unterstützen die Mönche mit ihren Gebeten das byzantinische Heer. Aber auch in Friedenszeiten erwarten die Kaiser geistigen Beistand für Byzanz.

So schreibt Konstantin VIII. im 11. Jahrhundert in einer Goldbulle: „Was die Fundamente für ein Haus sind und die Ruder für ein Boot, das sind die

Gebete der Heiligen für das Reich. Wer kann bezweifeln, dass jenes, was Schwert und Bogen nicht erreichen konnten, Gebete leicht und glänzend erledigt haben?“

Andere Schriften vergleichen die Klöster mit einem sicheren Hafen, von dem aus mitten im Sturm Gebete für das bedrängte Schiff des Staates aufsteigen.

So bewahren die Mönche von Athos den Glauben von Byzanz. Und wenn die Zeiten unsicher sind, Banditen die Wälder durchstreifen, Piraten die Küsten plündern, dann ziehen sie sich in die Türme hinter die Mauern ihrer Klöster zurück, hoch oben auf den Klippen.

Wenn wieder Friede über dem Reich liegt, sitzen sie erneut in ihren Werkstätten und erschaffen goldglänzende Ikonen, die sie in alle Welt schicken, so weit die Orthodoxie reicht.

Und schließlich wird dieses Stück Byzanz sogar den Fall der heiligen Stadt und das Ende des Kaisertums überstehen. Völker, Heere, Herrscher werden kommen und gehen. Die Mönche von Athos aber werden weiter beten, arbeiten, Kerzen entzünden und Weihrauch, im Takt des Holzhammers leben, die alten Liturgien feiern (sie tun es heute noch). Bis der Herr wieder einen von ihnen zu sich ruft und er auf einem schmalen Gottesacker zur Ruhe gebetet wird, unter

einem schlichten Holzkreuz, das Wind und Salzluft bald ausbleichen.

Auf dem heiligsten Flecken Erde im Byzantinischen Reich. ●

Gesa Gottschalk, Jg. 1980, Textredakteurin im Team von GEOEPOCHE, hat in Thessaloniki gelebt und den Olymp bestiegen – Athos kennt sie als Frau nur aus der Ferne.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Rosemary Morris, „Monks and laymen in Byzantium, 843–1118“, Cambridge University Press: gut lesbare Studie über byzantinisches Mönchtum. Nikos Kazantzakis, „Rechenschaft vor El Greco“. Herbig: autobiografischer Roman des griechischen Schriftstellers mit einem Kapitel über die Mönchsrepublik.

DER MANN IM SCHATTEN

Der Hof von Byzanz ist geprägt von Machtkämpfen, Winkelzügen und Verschwörungen. Wer in diesem Dickicht Karriere machen will, muss klug sein, durchtrieben und wendig. So wie Konstantin Psellos, der um das Jahr 1040 kaiserlicher Sekretär wird und schnell zu einem der wichtigsten Männer des Reiches aufsteigt

Text: MATHIAS MESENHÖLLER



Der Kaiser berät sich mit Mönchen. Um 1100 berichtet der byzantinische Historiker Johannes Skylitzes detailliert über die Ränkespiele jener Epoche

D

Dies ist die Geschichte eines Schattens. Eines Mannes, der sich nicht fassen lässt. Dessen Spuren sich im Zentrum der Macht finden, während sein Handeln verborgen bleibt, allenfalls schemenhaft erkennbar. Es ist die Geschichte von Konstantin Psellos, dem vielleicht erfolgreichsten, aber gewiss hartnäckigsten Höfling im Byzanz des 11. Jahrhunderts: Fast 40 Jahre kann er sich in der Nähe des Throns halten, oft in hohen und höchsten Ämtern.

Mit Redekunst, Falschheit, Geistesgegenwart und bemerkenswert wenig Blutvergießen erkämpft er zeitweilig die einflussreichste Position im Reich. Nicht die des Kaisers. Sondern eines Kaisermachers.

Zugleich ist es die Geschichte eines Zauberkünstlers. Denn Psellos erzählt selbst: In einem Hunderte Seiten starken Buch mit Erinnerungen berichtet er über seine Erlebnisse – und manipuliert den Leser dabei so geschickt, dass selten zu erraten ist, wie ihm seine Tricks bei Hofe gelingen. Dass bis heute unklar ist, wer sich wirklich hinter dem Text verbirgt: ein nahezu allmächtiger Strippenzieher oder ein eitel Großsprecher? Ein zynischer Opportunist oder ein politischer Visionär?

Vieles indes deutet darauf hin, dass Konstantin Psellos tatsächlich ein Meister der Intrige ist, überlebt er doch eine Ära der Wirren, die binnen 50 Jahren 13 Thronwechsel sieht.

Eine Epoche, in der Mörder, Verschwörer, ehrgeizige Eunuchen und arglistige Kaiserwitwen im Palastbezirk heftig wie selten zuvor um die Macht streiten. In der Byzanz seinem Ruf, ein Zentrum perfider Verschlagenheit zu sein, durchtriebener Winkelzüge, besonderer Grausamkeit, besonders gerecht wird. Eine Blütezeit der Ränke.

Psellos ist ihr brillanter Chronist – und bisweilen auch ein Protagonist. Im Verborgenen.



Psellos arbeitet ab etwa 1040 in der kaiserlichen Administration – und führt Buch über sein Leben. Seine Memoiren sind eine einzigartige Quelle zu den politischen Manövern am byzantinischen Hof

Zur Welt kommt Konstantin Psellos (später wird er den Vornamen Michael annehmen) im Jahre 1018 in Konstantinopel. Sein Vater ist wahrscheinlich Silberschmied. Die Mutter erkennt in dem Jungen früh ein außergewöhnliches Talent und bringt ihm Lesen bei, vermutlich noch ehe er vier ist. Konstantin besucht eine Klosterschule, kann im Alter von etwa neun Jahren die „Ilias“ auswendig aufsagen.

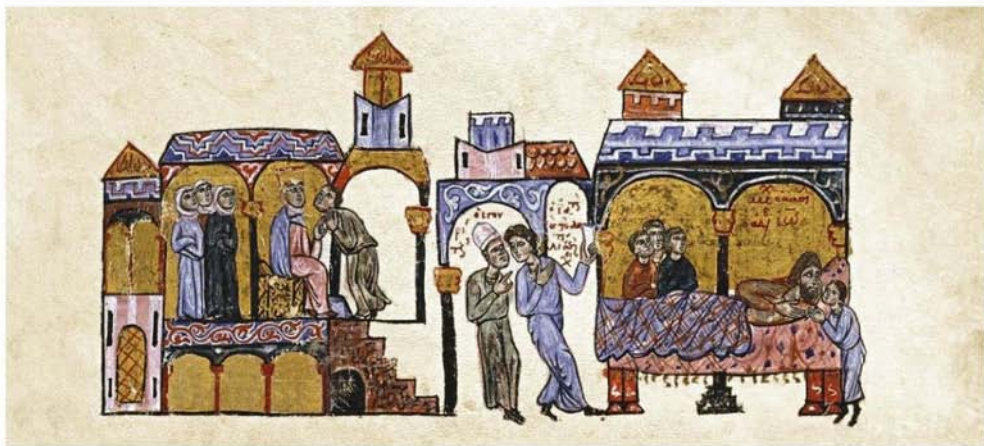
Mit 16 beginnt er zu studieren, Rhetorik, Philosophie, Theologie, Medizin. Um 1040 wird er Sekretär am kaiserlichen Hof. So wie es sich die Eltern wohl erhofft haben: Denn nichts ist in Byzanz ehrenvoller als eine Karriere im Staatsdienst.

Gut aussehend und intelligent ist Psellos, umfassend gebildet, sehr selbstsicher, und so zieht er rasch Aufmerksamkeit und Wohlwollen seiner Vorgesetzten auf sich. Ebenso leicht gewinnt er Vertraute unter dem Personal, bei Kammerdienern, Leibgardisten, Badewärtern. Er ist fasziniert von ihren Erzählungen, dem Hofratsch, dem feinen Gewebe der Intrige, den unterdrückten Skandalen.

Womöglich sind sie es, die ihm flüsternd berichten, mit welcher Heimtücke sich sein Herr, der Kaiser Michael IV., rund zehn Jahre zuvor die Macht gesichert hat.

Um das Jahr 1030 ist der spätere Imperator ein geistreicher Höfling, blühend jung und attraktiv. Ein Günstling des kinderlosen Herrschers – und der Geliebte von dessen Frau, der Kaiserin Zoë. Als dem Monarchen die Affäre herangetragen wird und er Michael zur Rede stellt, schwört der heilige Eide auf seine Unschuld. Falsche Eide.

Wenig später beginnt der Kaiser an eitrigen Entzündungen und Atemnot zu leiden, fallen ihm



die Haare aus. Vermutlich ein Giftanschlag. Die Ärzte jedoch vermögen den Herrscher zu retten.

Am Gründonnerstag des Jahres 1034 begibt sich der noch geschwächte Monarch in die luxuriöse Badeanlage eines seiner Paläste, gefolgt von einigen Adjutanten. Er wäscht sich, steigt in das Becken und schwimmt – bis ihn die von Michael gedungenen Begleiter packen, unter Wasser drücken und reglos zurücklassen.

Der Leichnam des Ermordeten ist kaum kalt, da legt seine Witwe Zoë eine golddurchwirkte Staatsrobe an, begibt sich in den „Goldenen Saal“, die Audienzhalle der Imperatoren, und besteigt den Thron. An ihrer Seite, gleichfalls in einem glänzenden Gewand und auf einem prunkvollen Thron, sitzt Michael, ihr Geliebter. Auf dem Kopf: die Kaiserkrone.

Zoë versammelt den Hofstaat sowie die Palastbediensteten, befiehlt ihnen, niederzufallen und dem Paar zu huldigen. Dann lässt sie den Patriarchen herbeiholen, das Oberhaupt der Reichskirche, um sie und Michael zu trauen.

Für den Geistlichen ist das ein skandalöses Ansinnen: Weder achtet die Witwe das vorgeschriebene Trauerjahr, noch versucht sie, ihren Ehebruch zu verschleiern oder den Tod des ermordeten Kaisers aufzuklären. Als dem Patriarchen aber 100 Pfund Gold versprochen werden, 50 für ihn, 50 für seine Priesterschaft, tut der fromme Mann, was man von ihm verlangt.

Nun, etwa sieben Jahre später, dient Psellos dem neuen Herrscher. Doch kurz darauf erliegt Michael IV. einer Krankheit. Angeblich bereut er noch sein Verbrechen, beichtet und sichert sich

An den Intrigen sind oft auch die Frauen am Hof beteiligt. Um 1035 steht dabei die Kaiserin Zoë (l. auf dem Thron) im Zentrum einer Verschwörung, als sie vermutlich den Mord an ihrem Gatten in Auftrag gibt, um ihren Liebhaber zum Herrscher zu machen. Hier plant sie den Tod eines Ministers (r., im Bett)

kurz vor dem Tod durch seinen Übertritt in den Stand der Mönche die ewige Gnade.

Unter seinem Nachfolger Michael V. erlebt Psellos aus der Nähe, wie sich übermäßige Macht sucht binnen Kurzem selbst zerstört. Michael V. entlässt einflussreiche Höflinge und bewährte Berater, gibt sogar (aus Furcht vor Rivalen) den Befehl, hohe Beamte, aber auch seine eigenen Verwandten, zu entmannen. Wohl am Abend des 18. April 1042 verbannt er schließlich die im Volk beliebte Kaiserinwitwe Zoë in ein Kloster.

Wenige Tage später steht Psellos in einer Säulenhalle des Palastes und diktiert amtliche Briefe. Plötzlich dringt von fern undeutliches Rumoren in die Halle, das ihn an das Dröhnen von Hufen erinnert. Da erscheint ein Bote: Das Volk erhebe sich gegen Michael – das gesamte Volk! Arme, Handwerker, Kaufleute, Adelige.

Psellos läuft hinaus, steigt auf sein Pferd. Er will selbst sehen, was vor sich geht.

Bald kommen ihm Scharen rebellierender Bürger entgegen, bewaffnet mit Äxten, Eisenkeulen, Steinen. Frauen, die sonst kaum je ihre Gemächer verlassen, eilen auf die Straßen, beklagen laut das Schicksal Zoës.

Die entfesselte Menge wendet sich gegen die Stadthäuser des kaiserlichen Anhangs, plündert und verwüstet sie; krachend stürzen Dächer ein. In den engen Gassen kämpfen kaiserertroune Truppen gegen die Rebellen.

Doch beobachtet Psellos auch, wie Soldaten und Würdenträger zu den Aufständischen überlaufen: Allzu viele hat der Kaiser gedemütigt. Das Getöse wogt zum Palastbezirk.

Dort sind inzwischen die Tore verschlossen, auf den Mauern Steinschleuderer und Bogen-

schützen aufgezogen. Aus sicherer Höhe schießen sie auf die Andrängenden, töten etliche.

Am nächsten Morgen aber können die Empörer die Mauern überwinden. Mit einigen wenigen Getreuen flieht Michael V. zum Anleger des Palastes, besteigt ein Kriegsschiff und lässt sich in ein nahe gelegenes Kloster bringen – die letzte Zuflucht all jener, die in Byzanz den Kampf um die Macht verloren haben.

Psellos schließt sich einem Marsch von Aufständischen an, die dem Kaiser auf dem Landweg folgen. Sie finden Michael im Altarraum der Klosterkirche, bebend vor Furcht. Eine zornige Menge umringt das Gotteshaus „wie eine Meute wilder Tiere“, so notiert Psellos später, und droht, ihren vormaligen Herrn niederzumachen. Allein die Heiligkeit des Ortes hält sie zurück. Hasserfüllt sieht ein Teil der Versammelten zu, wie Michael vor den Mönchen Buße tut, das Klostergewand anlegt.

Immer mehr Soldaten erscheinen, fordern den Kaiser auf, sich zu ergeben. Michael klammert sich verzweifelt an den Altar, ruft die Mönche um Schutz an. Schließlich verliert ein Kommandeur die Geduld und befiehlt den Wütenden, das Kirchenasyl nicht weiter zu achten.

Unter Hohngesängen, überschüttet mit Fluchen und Verwünschungen, muss der Gestürzte zurück in die Stadt laufen. Die Spottprozession ist noch nicht weit gekommen, als sie auf einen ausgesandten Schergen trifft. Die Männer wetzen ihre scharfkantigen Eisen. Dann pressen sie den schreienden, bettelnden Michael auf den Boden, fesseln ihn und stechen ihm die Augen aus. Nachdem die letzte Flüssigkeit aus ihnen herausgetroffen ist, wird er Pflegern übergeben. Denn ein Geblinder ist hilflos, erledigt.

Nach byzantinischer Überzeugung hat ein Versehrter kein Recht auf den Thron. In früheren Zeiten ließen die Sieger einer Palastintrige den Unterlegenen deshalb die Nase abschlagen, die Zunge zerschneiden, sie zuweilen entmannen. Später ist die Blendung üblich geworden, eine Strafe, die einen Rivalen für immer ausschalten soll, ohne ihm das Leben zu nehmen.

So bleibt dem Delinquenten Gelegenheit

Die Schergen blenden den Kaiser

Manchen Kaisern gelingt der Aufstieg aus einfacher Abstammung. So ist Basileios I. ein Stallbursche, bis ihm das Vermögen einer reichen Witwe (hier in einer Sänfte) an die Macht verhilft



zur Reue und die Vorbereitung auf das Himmelreich, zumeist als Mönch. Eine Art gnädige Vernichtung – auf die geringere Rebellen freilich selten hoffen dürfen. Sie werden gnadenlos auf Pfähle gespießt oder verbrannt.

Neuer Kaiser wird Konstantin IX., ein angesehener Aristokrat, den die Großen des Reiches dazu auserwählen.

Das Spiel um Macht und Ansehen, auf das Psellos sich im Palastbezirk eingelassen hat, ist gefährlich. Doch fast jeder in Byzanz, der die Chance dazu hat, wagt dieses Spiel: mit List und Härte, ohne Skrupel, getrieben von persönlichem Ehrgeiz, rücksichtsloser Selbstsucht. Die Beteiligten schließen Bündnisse und brechen sie wieder; die Fronten verschieben und überschneiden sich – und zwar unablässig.

Häufig rivalisieren die Militärführer der Provinzen mit den Beamten in der Hauptstadt. In beiden Lagern stehen sich zudem Vertreter mächtiger Adelsclans gegenüber, die außer dem eigenen Wohl allenfalls das der eigenen Sippe im Auge haben.

Um sie zu kontrollieren, befördern die Kaiser tüchtige Aufsteiger in hohe Positionen, die untereinander wiederum oft erbittert konkurrieren.

Die einflussreichsten Emporkömmlinge aber sind die Eunuchen. Sie gelten als besonders verlässliche Beamte, weil sie keine eigenen Dynastien gründen können; der Thron ist ihnen ohnehin verwehrt. Vor allem aber streicht es die Macht des Herrschers heraus, sich mit den zumeist bartlosen, in Knabenstimmen sprechenden Kastraten zu umgeben. Ihre verstümmelten Körper versinnbildlichen seine absolute Gewalt.

Um der Karriere willen lassen viele mittellose Eltern ihren Söhnen die Hoden zerdrücken oder heraus schneiden, bitten zuweilen selbst erwachsene Männer um die Kastration. Andere Eunuchen meinen, auf diesem Weg Gott näherzukommen, sie werden Mönch oder Priester. Einzelne bringen es bis zum Patriarchen und kämpfen um Macht und Reichtümer.

Der bedeutendste Schauplatz dieses Ringens ist Konstantinopel: Von jeher bedienen die Mächtigen sich der

städtischen Massen als Fußvolk ihrer Intrigen. Stacheln sie gegen einen Konkurrenten auf, lassen sie einen Usurpator bejubeln. Mehr als 300 000 Einwohner drängen sich in der engen, von ihren Mauern begrenzten Metropole: reiche Bankiers und Großkaufleute, ein Heer von Schustern, Seilmachern, Schmieden, Handwerkern aller Art, Arbeiter, Arme. Eine so selbstbewusste wie unruhige, zu Aufruhr und Anarchie neigende Menge; selbst Kirchenfeste enden nicht selten in Plünderungen und Gewalt.

Um das Volk von Konstantinopel zufriedenzustellen, teilen die Kaiser großzügig Wohltaten aus. Kaum ein Herrscher indes vergibt so verschwenderisch Titel und Reichtümer wie der neue Monarch Konstantin IX.

Auch Psellos kommt bald in den Genuss seiner Gunst: Der talentierte, charmante Sekretär steigt in kurzer Zeit zu einem engen Gefährten des Herrschers auf. Dabei nützt Psellos von seinen vielen Gaben wahrscheinlich keine mehr als sein Geschick mit Worten. Denn in Konstantinopel, der Stadt der versteckten Absichten und des unablässigen Kampfes um Vorrang, haben wohlzisierte Sätze besonderen Wert. Nicht die Wahrheit zählt, sondern der Effekt.

Auftraggeber und Publikum schätzen den bombastisch übersteigerten Hymnus, die sarkastische Herabwürdigung, die gekonnte Schmähung, das hemmungslose Eigenlob, die schlagfertige Antwort.

Psellos beherrscht diese Kunst. Sein Lohn sind reiche Geschenke, darunter ein großzügiges Stadtpalais; er heiratet eine Frau aus vornehmer Familie.

Doch es gibt Anzeichen, dass sein Erfolg nicht allein auf das Wohlwollen des Kaisers zurückzuführen ist. Vielmehr erlangt er als einfühlsamer, gebildeter Gesprächspartner und Lehrer wohl besonderen Zugang zu einem abgeschlossenen Ensemble von Wohnungen im Palast: den Frauengemächern – und damit zum Zentrum eines eigenständigen, kaum sichtbaren, aber engen Netzes von Vertrauten und ergebenen Dienern.

Besonders nah steht er anscheinend der Geliebten Konstantins, die mit Einverständnis der



Eunuchen gelten als besonders zuverlässig, weil sie keine eigenen Dynastien gründen können. Kastraten wie Samonas (M., rote Mütze) sind daher oft die engsten Vertrauten der Herrscher

Kaiserin hier lebt. Sie ist vermutlich die Erste in einer Reihe weiblicher Verbündeter von Psellos, die zwei Dinge gemein haben: Einfluss am Hof und familiäre Bindungen zu den großen Adelsclans im Osten Anatoliens oder im Kaukasus. Offensichtlich knüpft Psellos über deren Vertreterinnen in den Frauengemächern

eine Allianz mit diesen mächtigen Familien. Doch dann kommt es unversehens zum Absturz.

Zunehmend von der Gicht geplagt und seinen oft wechselnden Launen folgend, ersetzt Konstantin IX. seinen leitenden Minister, einen engen Gefährten von Psellos, durch einen hübschen, aber unfähigen und feindseligen Eunuchen.

Zudem gelangt ein grotesk stotternder Hofnarr, den Psellos verachtet, zu Ehren. Eine neue Geliebte unterminiert darüber hinaus seine Stellung in den Frauengemächern, und so dünnt das Geflecht der Beziehungen, das Psellos schützt und stützt, nach und nach aus.

Etwa zur gleichen Zeit gerät er als Befürworter einer an den antiken, also heidnischen Philosophen ausgerichteten Bildung mit dem Patriarchen in Konflikt, einem machtbewussten Mystiker – ja sieht er sich sogar dem lebensgefährlichen Verdacht der Häresie ausgesetzt. Als auch noch seine einzige Tochter stirbt, gibt Psellos auf und flieht 1054 in ein Kloster auf dem Berg Olympos. Dort nimmt er den Mönchsamen Michael an. Doch das ist noch nicht das Ende seiner Karriere als Einflüsterer der Mächtigen.

Psellos will einen Strohmann als Kaiser

Wann und von wem Michael Psellos nach dem Tod Konstantins IX. an den Hof zurückgerufen wird, ist unklar. Fest steht, dass seine Redegabe und Erfahrung ihn bald für eine heikle Aufgabe als Vermittler empfehlen. Denn unter den Generälen des Ostens ist eine Rebellion gegen Konstantins Nachfolger ausgebrochen.

Die Aufständischen haben einen General namens Isaak Komnenos zum Gegenkaiser ausgerufen, sind bis auf 100 Kilometer an Konstantinopel herangerückt und haben in einer blutigen Schlacht gesiegt. Psellos soll mit ihnen verhandeln, den Monarchen retten. Ende August 1057 bricht er auf. Seine Gesandtschaft

segelt das Nordostufer des Marmarameeres entlang, steigt um auf Pferde und erreicht bei Sonnenuntergang das Feldlager der Rebellen.

Isaak empfängt sie zunächst freundlich. Am folgenden Morgen aber werden Psellos und seine Gefährten zu einem mächtigen Zelt geführt, das dicht von reglos ausgerichteten Lanzenträgern, Axt- und Schwertkämpfern umringt ist. Es herrscht völlige Stille.

Der Vorhang am Eingang wird zurückgeschlagen. Plötzlich stoßen die angetretenen Formationen erst nacheinander, dann im Chor, furchteinflößend donnernd ein Hoch auf den Gegenkaiser aus – ihren Kaiser Isaak Komnenos.

Nun erst dürfen die Gesandten eintreten. Im Innern des Zeltes erblicken sie hinter weiteren Offizieren und waffenstarrenden Kriegern ein hohes Podest, das einen goldüberzogenen Thron trägt. Darauf sitzt mit stolz emporgerectem Haupt Isaak Komnenos, der Usurpator. Er winkt sie heran. Angstlich schreiten die Männer durch ein Spalier aus Lanzen.

Psellos trägt ihr Angebot vor. Wortreich, mit rhetorischer Finesse, blumig werdend. In seinem Rücken schreien die Krieger drohend dazwischen. Er spricht weiter.

Wäre nicht eine Teilung der Macht der beste Weg? Und zwar bis zum Tod des rechtmäßigen Kaisers? Anschließend könnte Isaak die Alleinherrschaft legal übernehmen.

Wäre das nicht erstrebenswerter, als die Krone gewaltsam zu erringen, fragt Psellos. Wütende Tumulte. Isaak jedoch gebietet mit einer

Handbewegung Stille. Und schickt seine Männer hinaus. Er will mit der Abordnung alleine sprechen.

Was wird bei dieser Unterredung vereinbart? Psellos zufolge lässt Isaak sich auf den Kompromiss ein und betraut ihn mit geheimen Botschaften für den Hof. Wahrscheinlicher aber ist, dass Psellos seinen Auftraggeber verrät.

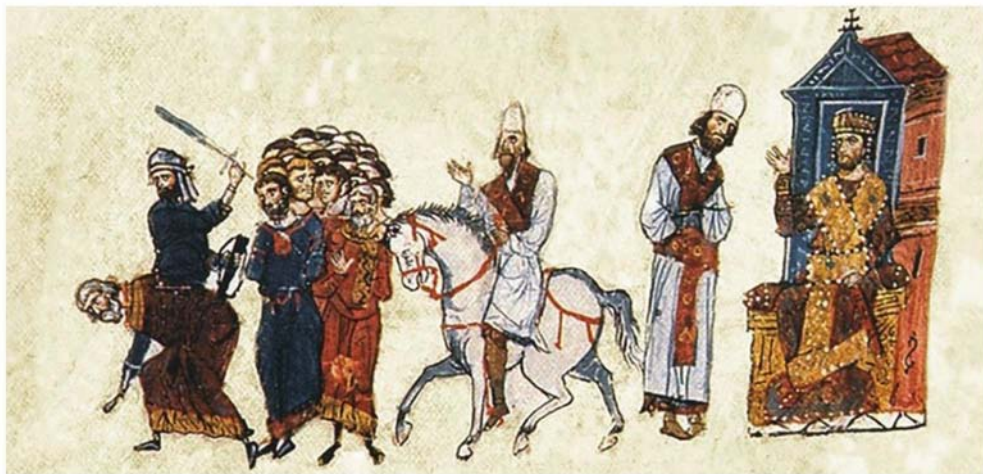
Dass er zu Isaak Komnenos überläuft und fortan womöglich als Kontaktmann zu Parteilägern des Usurpators in Konstantinopel dient.

Tags darauf reist er jedenfalls zurück an den Bosphorus, sagt dem Kaiser, Isaak sei einverstanden, und bricht abermals auf ins Lager der Rebellen. Als er dort anlangt, folgen ihm beinahe auf dem Fuß dramatische Nachrichten: Isaaks Anhänger in der Hauptstadt haben den rechtmäßigen Kaiser inzwischen gezwungen, abzudanken und Mönch zu werden. Nun rufen sie den Usurpator als Nachfolger herbei. Noch vor der Morgendämmerung, zwischen Wachfeuern und lodernden Fackeln, bricht das Heer auf, Richtung Hauptstadt.

Das Volk von Konstantinopel empfängt seinen neuen Herrn mit Hochrufen, Lichterzügen und duftenden Essenzen, überstreut ihn mit Blumen. In Isaaks Gefolge zieht Michael Psellos in die Stadt ein, frisch ernannt zum kaiserlichen Rat. Er hat rechtzeitig die Seiten gewechselt.

Als Kaisermacher aber sieht sich ein anderer: Patriarch Michael Kerullarios, der an dem Umsturz in der Hauptstadt führend beteiligt war. Nun warnt das Kirchenoberhaupt den neuen Herr-

Der Kaiser befiehlt den Tod von Anhängern eines besieigten Rivalen. Abgesetzte Monarchen lässt man jedoch meist am Leben – lässt sie aber oft verstümmeln, damit sie keine Gefahr mehr bedeuten



scher: „Ich habe dich erhoben – und ich kann dich zerbrechen.“

Der Kaiser muss seine Macht erst festigen, und so erweist Isaak I. dem Kirchenfürsten zunächst noch alle Ehre. Doch ein Jahr später schlägt er dann unvermittelt zu. Er lässt Kerullarios außerhalb der Stadtmauern festsetzen – und beauftragt Psellos, eine Sammlung massiver (und überwiegend falscher) Anklagen für ein Tribunal zusammenzustellen. Es wird eine Schrift von erlesener Gehässigkeit. Doch der betagte Patriarch stirbt, bevor der Prozess beginnt.

Im Volk weckt der Angriff auf das verehrte Kirchenoberhaupt Unmut. Adelige und Beamte murren ohnehin, weil der Kaiser die zerrütteten Staatsfinanzen saniert, indem er Gehälter kürzt, Leibrenten streicht, als Lehen vergebene Krongüter einzieht, die Steuern erhöht. Selbst die Armee fühlt sich hintergangen, da Isaak sich weigert, den Sold zu erhöhen.

Michael Psellos, der ein feines Gespür für Verschiebungen im Machtgefüge hat, überdenkt, wem in Zukunft seine Loyalität gelten soll – und wendet sich insgeheim von seinem Patron ab.

Da zieht sich Isaak I. im Herbst 1059 bei der Jagd eine schwere Unterkühlung zu. Schon bald befallen ihn Schüttelfrost und Fieber; heftige Seitenschmerzen setzen ein, Luftnot. Sein Leibarzt gibt ihn auf. Die Familie sammelt sich wehklau-

gend um das Bett. Und der Kaiser äußert nun den Wunsch, vor seinem Tod das selig machende Mönchsgelübde abzulegen.

Ist es Psellos, der Isaak auf diesen Gedanken bringt? Denn auch er ist im Zimmer des kranken Monarchen anwesend und fühlt dessen Puls. Sein Medizinstudium liegt lange zurück; gleichwohl bemerkt er (wie er später in seinen Memoiren notieren wird), dass der Kaiser trotz der beunruhigenden Symptome nicht mit dem Tod ringt.

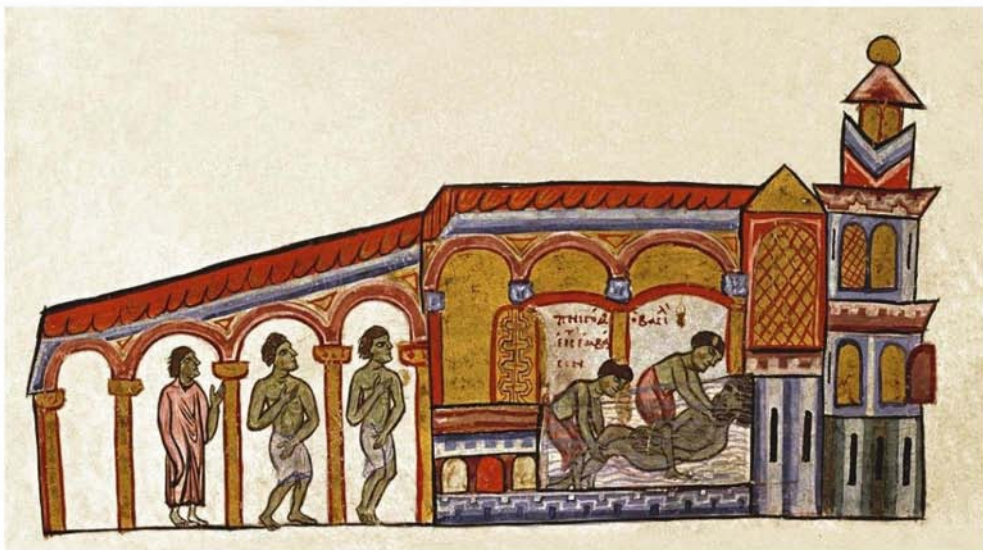
Der Kranke erlebt lediglich den Tiefpunkt einer Brustfellentzündung; das ist schmerzhaft und beklemmend, nicht aber lebensgefährlich.

Doch Psellos behält seine Einsicht für sich. Denn er sieht die Gelegenheit, sich einen Herrscher nach eigenem Gusto zu schaffen.

Also bestärkt er den vermeintlich Sterbenden nicht nur in dem frommen Wunsch, mit dem Gelübde dem Thron zu entsagen, sondern auch in der Wahl des Nachfolgers, eines Mannes namens Konstantin aus dem Clan Dukas. Konstantin ist ein Abkömmling der Hocharistokratie, ein gelehrter Kopf – und ein Studienfreund von Psellos.

Nachdem Isaak die einwilligenden Worte hervorgepresst hat, eilt Michael Psellos fort, um den Freund auf den Thron zu geleiten, schnürt ihm persönlich die purpurroten Stiefel als Symbol der kaiserlichen Würde, ruft die wichtigsten Beamten zusammen sowie die Träger des höchsten Ehrenranges im Reich, die Senatoren.

Der Sekretär
Psellos wird Zeuge zahlreicher Untaten am byzantinischen Hof. So lässt sein erster kaiserlicher Dienstherr den eigenen Vorgänger im Bad ersäufen (unten)



Nun muss alles schnell ablaufen, bevor Isaak I. womöglich Linderung spürt. Als Bedienstete den Vorhang um den Thron aufziehen und die Huldigung des neuen Herrschers Konstantin X. beginnt, sieht sich Psellos am Ziel.

Noch in der gleichen Nacht bringt ein Schiff den abgedankten Kaiser in ein Kloster (dort erholt sich Isaak zwar zügig, seinem Gelübde aber wird er treu bleiben und nie zurückkehren).

Seit seiner ersten Begegnung mit der Macht ersehnt sich Michael Psellos einen Kaiser, der ganz und gar auf ihn hört. Einen Strohhalm, durch den er jene Politik machen kann, die er für richtig hält: vernünftige Politik, durchaus gemeinsam mit anderen Männern seiner Geistesgröße – so jedenfalls schreibt er später in seinem Buch.

Doch natürlich ist aus späterer Warte nicht mehr zu erkennen, ob Psellos wirklich von diesem Ideal der Expertenherrschaft träumt oder ob er heuchelt, als er dies aufschreibt. Und ob er dabei wirklich zuerst an den Staat denkt oder doch eher an sich.

Konstantin X. jedenfalls sichert seine Macht durch üppige Geschenke an Gefolgsleute, hohe Adelige, das Volk von Konstantinopel. Auch Psellos profitiert von den Plünderungen der Staatskasse. Er wird durch die kaiserliche Gunst zu einem wichtigen (und reichen) Mann. Und auch er übt Macht aus, baut eine Klientel auf, indem er das Erhaltene weitergibt und so Menschen von sich abhängig macht.

Besonders eng ist seine Verbindung zu Konstantins Bruder und Vizekaiser Johannes. Als hoch angesehener Gelehrter wird Psellos zudem mit der Erziehung der Prinzen betraut, geht fortan wieder in den Frauengemächern ein und aus, erneuert seine alten Verbindungen. Auch die Kaiserin Eudokia vertraut ihm.

Es mag deshalb in seinem Sinne sein (oder ist es von ihm arrangiert?), dass der zunehmend hinfällige Konstantin eines Tages Eudokia vor dem Senat, dem Patriarchen und der Geistlichkeit schwören lässt, nach seinem Tod nicht neu zu heiraten; zudem beediet sie, den Thron für die gemeinsamen Söhne bis zu deren Volljährigkeit



Das Abschneiden der Nase – oder wie hier das Ausstechen der Augen – sind die üblichen Mittel, um seinen Gegner im Ränkespiel um die Macht auszuschalten

zu bewahren – und dabei auf den Ratschlag von Johannes zu hören. Anschließend erhebt Konstantin X. seine Frau zur offiziellen Mitregentin.

Als der Kaiser wenige Monate später stirbt, ist Michael Psellos auf den Thronwechsel längst vorbereitet – wieder einmal. Eudokia, sei-

ne Vertraute, übernimmt die Macht, beraten von einem seiner Freunde, um sie eines Tages einem von ihm geprägten Zögling weiterzugeben.

Doch dann breiten sich Gerüchte aus: Die Kaiserin wolle sich von ihrem Eid entbinden lassen. Und der Patriarch sei bereit, sie dabei zu unterstützen. Psellos scheint diese Gerüchte aber nicht ernst zu nehmen.

Am Abend des 31. Dezember 1067 bestellt Eudokia ihn zu sich. Weinend klagt sie ihm über die Not des zu jener Zeit durch Feinde von allen Seiten bedrängten Byzantinischen Reiches. Unteritalien geht gerade an die Normannen verloren, auf dem Balkan dringen immer neue Nomadenvölker vor, im Osten bedrohen die türkischen Seldschuken Kleinasien. Psellos antwortet ausweichend, ein Ausweg brauche Zeit.

Nein!, gibt Eudokia zurück, er sei schon gefunden. In der Person von General Romanos Diogenes nämlich, den sie heiraten werde. Michael Psellos erstarrt. Er hat sich ausspielen lassen. Aller Erfahrung zum Trotz hat er unterschätzt, wie sehr die vermeintliche Platzhalterin selber Geschmack an der Macht finden könnte.

Wie zur Bekräftigung schickt Eudokia Psellos auch noch zu ihrem ältesten Sohn Michael, einem seiner beiden Zöglinge, und lässt ihm mitteilen, dass sein Anspruch als Kaisersohn und Thronfolger nun an einen anderen gefallen sei – und zwar an den Mann, der in diesem Moment die Gemächer betritt und von nun an ehrfürchtig zu grüßen ist. Am nächsten Tag wird Romanos zum Kaiser gekrönt.

Nach einer kurzen Schamfrist werden Johannes und andere Mitglieder des Dukas-Clans vom Hof verdrängt. Michael Psellos indes darf bleiben. Weil er seine Fahne nach dem Wind hängt? Weil er als Gegner gefährlich ist, als Diener allzu nützlich?

Kaiser Romanos leitet eine aggressive Außenpolitik ein. 1071 sammelt er das byzantinische Heer und führt es ostwärts, gegen die andrängen-

**Der Meister
der Intrige
lässt sich
täuschen**

den Seldschuken. Er nimmt einen Dukas-Prinzen mit, Andronikos – offiziell als Kommandeur der Nachhut, de facto aber als Geisel, um sicher zu sein vor einem Putsch der Dukas-Dynastie.

Am 26. August treffen die Heere bei dem Ort Manzikert aufeinander. Plötzlich verlässt Andronikos mit seiner Truppe das Schlachtfeld, lässt den Kaiser im Stich (siehe Seite 110). Die zurückbleibende Hauptstreitmacht wird daraufhin niedergemetzelt, Romanos gefangen genommen.

Hat Psellos von dem Verrat des jungen Mannes gewusst, ihn gar befürwortet? Das bleibt im Schatten. Aber er tut nun alles, damit der gefangene Kaiser für abgesetzt erklärt und Michael, der ältere seiner beiden Zöglinge aus dem Dukas-Clan, auf den Thron gehoben wird. Und als der Seldschuken-Sultan kurz darauf Romanos und dessen Soldaten gegen ein Lösegeld freilässt, fordert Psellos kompromisslos die Vernichtung des Rivalen.

Erneut rückt ein Heer aus, geführt von Andronikos, dem Verräter von Manzikert. Es geht aber nicht gegen den Sultan, sondern gegen Romanos. Im Frühjahr 1072 besiegt Andronikos dessen Truppen und schließt den entthronten Herrscher in der südanatolischen Stadt Adana ein.

Die Belagerer bieten Romanos einen milden Ausweg an: Kapitulierte er und lege das Klostergebäude ab, werde ihm nichts geschehen. Als Bürgen für seine Sicherheit sollen drei hochrangige Bischöfe das Versprechen überwachen. Romanos nimmt an.

In eine schwarze Mönchskutte gehüllt, demütig auf einem Esel reitend, muss er die siegreiche Dukas-Armee auf ihrem Rückmarsch begleiten. Auf dem Weg jedoch trifft ein Befehl aus Konstantinopel ein: Romanos sei zu blenden. Ungeachtet aller Zusicherungen.

Verzweifelt wirft sich der Gefangene den Bischöfen zu Füßen, fleht um ihren Schutz. Doch die Kleriker mögen sagen, was sie wollen – sie werden nicht gehört, sind selbst betrogen worden, missbraucht. Soldaten packen und fesseln den Unglücklichen, mehrere Männer pressen ihn mit einem Schild auf den Boden. Dann stoßert einer von ihnen die Augen des Verratenen in mehreren Versuchen heraus.

Halb tot wird Romanos in ein Inselkloster eskortiert, den Ort seiner Verbannung. Als er es rund vier Wochen später erreicht, ist sein Gesicht verschwollen, die Augenhöhlen eitrigen und stinken; angeblich sind sie bereits von Würmern befallen. Wenige Tage darauf stirbt er.

Psellos riskiert viel – und verliert alles

Doch offenbar dankt der neue Kaiser Michael VII. seinem Erzieher die Schandtat nur kurz. Stattdessen stützt er sich zunehmend auf einen Eunuchen namens Nikephoritzes.

Möglicherweise spielt dabei eine Rolle, dass Psellos durch den Verrat von Manzikert nach und nach seine Verbündeten einbüßt: In den Jahren nach der Niederlage gehen weite Landstriche im Osten verloren – und mit ihnen Macht und Einfluss der Magnaten dieser Regionen, zu denen der gelehrte Intrigant einst in den Frauengemächern enge Bande knüpfte.

Um diese Zeit endet auch der Bericht, den Michael Psellos von seinem Leben gibt. Und er endet mit einem verräterischen Wechsel des Tons: Hat der zäheste Höfling des bewegten 11. Jahrhunderts sich in früheren Teilen die Freiheit genommen, selbst lebende Kaiser zu kritisieren, verstorbene gar als Versager und Nichtsnutze vorzuführen, so zeigt er sich nun bis zur Peinlichkeit unterwürfig gegenüber Michael VII.

Es ist die verzweifelte Lobhudelei eines Mannes, der sich mit schönen Worten auf der Schräge festzukrallen sucht – die er doch unaufhaltsam hinabgleitet.

Eines Mannes, der es alles gesehen hat: Liebe und Verrat, Blendeisen und wohlklingende Lüge, Mord, Siege und blutige Besiegten. Der für seine Kaiser viel riskiert hat, mehr gewonnen – und am Ende doch nichts in der Hand hält.

Spekulationen zufolge kommt er nach einem Staatsstreich 1078, dessen Sieger Michael VII. ins Kloster schicken und Nikephoritzes bestialisch zu Tode foltern werden, noch einmal zu Macht und Würden.

Doch das ist ungewiss – ebenso wie das Jahr und die Umstände seines Todes.

Michael Psellos verschwindet aus der überlieferten Geschichte auf ebenjene Art, in der er sie mehr als drei Jahrzehnte lang mitgestaltet hat.

Als Mann im Schatten. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor im Team von GEOEPOCHE. Die hier gezeigten Bilder sind eine Auswahl aus jenen 574 Miniaturen, mit denen ein unbekannter Künstler im 12. Jahrhundert eine Abschrift des Geschichtswerks von Johannes Skylitzes illustriert hat.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Michael Psellos, „Leben der byzantinischen Kaiser (976–1075)“. De Gruyter: Der Autor beschreibt detailliert, packend – und intrigant – ein rundes Dutzend Herrscherwechsel. Eine antike Kolportage.

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg. Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg
Telefon: 040 / 37 03-0. Telefax: 040 / 37 03 56 48.
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Eva Mitschke (Leitung);
Jutta Jansen, Tatjana Lorenz
Freie Mitarbeiter Layout: Andreas Blum,
Julia Schmidt, Carolin Tegeler
Freie Mitarbeiter Illustration: Tim Wehrmann, Timo Zett
TEXTREDAKTION: Joachim Telgenbüsch (Konzept
dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke,
Dr. Anja Fries, Gesa Gottschalk, Johannes Schneider
Freie Mitarbeiter: Isabelle Berens, Simone Bernard,
Astrid Hansen, Samuel Rietz
AUTOREN: Jörg-Uwe Allbig,
Dr. Matthias Mesenhöller, Cay Rademacher
Freie Mitarbeiter: Dr. Ralf Berthorst, Oliver Fischer,
Dr. Marion Hornbach, Dr. Marita Liebermann, Matthias Lohre,
Irene Stratenwerth, Johannes Strempe

BILDREDAKTION: Christian Gargelle (Leitung),
Roman Rahmacher
VERIFIKATION: Lenka Brands, Olaf Mischer,
Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeiter: Dr. Henning Albrecht, Dr. Eva Danulat,
Dr. Dirk Hempel, Fabian Kläbunde, Svenja Muche,
Dr. Arno Nohlsen, Dr. Jasmin Rashid
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Lutz Rickelt
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
Freie Mitarbeiter: Christian Kuhlmann
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte
Freie Mitarbeiter: Antje Poeschmann,
Olaf Stefanus, Antje Wischow
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
HONORARE: Petra Schmidt
REDAKTIONSSASSISTENZ: Angelika Fuchs, Helen Okeke
Freie Mitarbeiter: Anastasia Matern, Dr. Thomas Rost
**VERANTWORTLICH FÜR DEN
REDAKTIONELLEN INHALT:** Michael Schaper
VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer
PUBLISHER: Alexander Schwerin
PUBLISHING MANAGER: Toni Wilkommen
DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl

DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:
Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:
Heiko Hager, G-J Media Sales
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT
DER BEILAGEN: Daniela Krebs – Director Brand Solutions
G-J e!MS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste
unter www.gujmedia.de
MARKETING: Anja Witfoth
HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.),
Oliver Fehling
Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00521-0, 978-3-652-00515-9 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097
© 2016 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 032280000, BLZ 200 700 00
IBAN: DE 30 2007 0000 0052 2800 00,
BIC: DEUTDE33
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appli druck GmbH,
Senefeldstraße 3-11, 86650 Wemding

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 01805 / 37 032098, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung
von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo-Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geopoeche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 8990
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 8990
Telefax: +49 / 1805 / 8618002*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,40 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 110,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)
mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für
GEOEPOCHE Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLDRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaßfeld
Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27 Telefax: +49 / 40 / 42 23 64 27
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunknetze maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: L = links, r = rechts, o = oben, m = Mitte, u = unten

TITEL: Scala/bpk
EDITORIAL: Edith Wagner für GEOEPOCHE: 3 u.
INHALT: Nachweise bei den jeweiligen Artikeln
GLANZ UND VERFALL EINES IMPERIUMS: Stefanie Peters
für GEOEPOCHE: 7
DIE NACHFOLGER DER CÄSAREN: Andres Kilger/bpk: 8/9;
alg-images: 10; Bridgeman Art Library: 11; ©Sotheby's/alg-images:
12/13; Scala/bpk: 14/15; © Fine Art Images/Prisma: 16/17; Gérard
Blot/RMN-Grand Palais/bpk: 18/19, 20/21; Martin Siepmann/West-
end61/fullstein bild: 22/23
DAS NEUE ROM: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE: 24-37;
Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE: 32
BOLLWERK DER ZIVILISATION: Stefanie Peters für
GEOEPOCHE: 39
DER TRAUM DES HIRTENSOHNS: Bildarchiv Steffens/alg-
images: 40/41; Courtesy of the Ministero Beni e Att. Culturali/Scala:
42/43, 52/53; Mary Evans/INTERFOTO: 45; Giovanni Dagli-Orti/
DEA/Prisma: 46; PHOTOAISA/INTERFOTO: 48/49; Giovanni
Dagli-Orti: 50; De Agostini Picture Library/Getty Images: 54; Stefanie
Peters für GEOEPOCHE: 56
DAS GESCHWACHTE WELTREICH: Stefanie Peters für
GEOEPOCHE: 59

ALLES AUF EINE KARTE: Scala/bpk: 60/61; Alinari/Getty Images:
62/63; Fondo Edifici di Culto/Scala: 64, 66, 67; Christian Kuhl-
mann für GEOEPOCHE: 65; Bridgeman Art Library: 68/69
IN DER GOLDENEN STADT: Mondadori Portfolio/Getty Images:
70; Fine Art Images/Heritage Images/Getty Images: 75; Eich
Lessing/alg-images: 74; Zoran Veljanoski/Letra Design: 76; Fine Art
Images/Heritage Images/fullstein bild: 78, 82 Musée des Beaux-Arts
de Dijon: 79; bpk: 81; Hellenic Ministry of Culture/Byzantine and
Christian Museum, Athen: 83; De Agostini/Photo Images: 85; Christian
Kuhlmann für GEOEPOCHE: 86
DER BERG DER MÖNCHE: Philippe Valdemosa/Biosphoto:
88/89, 94/95, 96/97; Keystone Pictures USA/dpa Picture-Alliance:
90/91; Claude Jacoby/ulstein bild: 91; Julius Schrank/Agentur Fo-
cus: 92/93; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 97; Florian Manz/
Kollektiv 25/Agentur Focus: 98/99; Zbigiew Kosci: 99
DER MANN IM SCHATTEN: PHOTOAISA/INTERFOTO: 100,
103; Wikimedia Commons: 101; John Skylitzes/Bibliotheca Nacional
de Espana: 102, 104, 105, 106, 107
EROBERER AUS DER STEPPE: Stefanie Peters für
GEOEPOCHE: 111
STREIT UNTER BRÜDERN: Cameraphoto/alg-images: 112/113,
116, 120, 121, 123; IBERFOTO/fullstein bild: 114, 118; Gérard Blot/
RMN-Grand Palais/bpk: 115; PHOTOAISA/INTERFOTO: 117;
Leemage/Imago: 119; bpk: 122

DIE ZEIT DER VIER KAISER: Stefanie Peters für
GEOEPOCHE: 125
AUFGERSTANDEN AUS RUINEN: Timo Zett für
GEOEPOCHE: 126-137
HILFERUF EINES KAISERS: Scala: 138/139, 146; alg-images: 140/1;
Wikimedia Commons: 140 m.; De Agostini Picture Library/Getty
Images: 141; De Agostini Picture Library/alg-images: 140 r.; Stefanie
Peters für GEOEPOCHE: 142; Roland und Sabrina Michaud/alg-
images: 143, 147; IAM/alg-images: 145
DIE LETZTE SCHLACHT AM BOSPORUS: Mary Evans Picture
Library/INTERFOTO: 148/149, 158; Granger/INTERFOTO: 150/
151; ONB/picturedesk.com/INTERFOTO: 152 l.; adoc-photos/
bpb: 152 r.; alg-images: 155; British Library: 156; Corbis: 157 o.; Kean
Collection/Getty Images: 157 u.
89 KAISER, ELF JAHRHUNDERT: Christian Kuhlmann für
GEOEPOCHE: 161, 162, 163, 164
VORSCHAU: Vintage Germany: 170; bpk: 171 l., 171 r.; Science
Museum/SSPL/Süddeutsche Zeitung Photo: 171 m.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen
Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2016 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg
für sämtliche Beiträge.

EROBERER AUS DER STEPPE

Jahrhundertlang ist Anatolien die wichtigste Region des Byzantinischen Reiches: Von dort wird Konstantinopel mit Soldaten und Getreide versorgt. Als die Seldschuken – Nomaden aus den Steppen Zentralasiens – in das Gebiet vordringen, zieht ihnen Kaiser Romanos IV. Diogenes entgegen. Bei Manzikert treffen sich die beiden Heere im August 1071 zur Entscheidungsschlacht

Text: ISABELLE BERENS; Karte: STEFANIE PETERS

Zur Mitte des 11. Jahrhunderts bedroht eine neue Macht aus dem Osten das Byzantinische Imperium: das Reich der Seldschuken. Diese in Persien und im Zweistromland herrschende Dynastie, die ursprünglich aus der mittelasiatischen Steppe stammt, trägt den Namen ihres Gründers Seldschuk, der einst unter dem Einfluss der mehrheitlich muslimischen Bevölkerung in seiner Heimat östlich des Aralsees zum Islam konvertierte.

Ab 1050 greifen diese Reiterkrieger byzantinische Gebiete in Kleinasien an. Während eines Vorstoßes im Jahr 1070 fällt den Seldschuken das ostanatolische Manzikert in die Hände.

Byzanz, die christliche Vormacht im Vorderen Orient, schlägt bald darauf zurück: Im Sommer des Jahres 1071 rückt Kaiser Romanos IV. Diogenes von Konstantinopel aus mit einer Armee gegen Manzikert vor und erobert es. Doch zur gleichen Zeit führt der seldschukische Sultan Alp Arslan eine große Streitmacht nach Ostanatolien.

Am 26. August 1071 treffen die beiden Heere südlich von Manzikert aufeinander. Nach einigen Scharmützeln täuschen die muslimischen Truppen ihren Rückzug vor. Die Byzantiner gehen in die Falle: Sie stürmen voran, werden dabei von den Feinden in die Zange genommen und immer wieder attackiert.

Wegen der einsetzenden Dämmerung befiehlt Romanos IV. den Abzug. Doch seine Anweisung erreicht nicht das gesamte Heer, und als sich nun einige Einheiten zurückziehen, schließen die Soldaten der anderen Truppen daraus, dass der Kaiser gefallen sein muss. Panik breitet sich aus, die Ordnung der byzantinischen Linien bricht zusammen.

Zudem hat Andronikos Dukas, der Befehlshaber der Reservetruppen, den Kaiser verraten und seine Soldaten abgezogen, da er aus einer mit dem Herrscher rivalisierenden Adelsfamilie stammt (siehe Seite 100).

Und so siegt das zahlenmäßig unterlegene seldschukische Heer. Romanos IV. wird gefangen genommen.

Eine Woche später lässt der Sultan den Monarchen gegen die Zusage eines gewaltigen Lösegeldes von 1,5 Millionen Goldstücken frei. Doch inzwischen haben die Gefolgsleute von Andronikos in Konstantinopel bereits einen neuen Herrscher ausgerufen. Zwar versucht Romanos IV. noch, seine Herrschaft mit Gewalt zurückzuerlangen. Doch er wird besiegt, von seinen Rivalen eingekerkert und geblendet; kurz darauf stirbt er.

Aber auch nach dem Tod des Kaisers wütet der Bürgerkrieg zwischen den Fraktionen am Hof von Byzanz weiter, und so nehmen die Seldschuken ihren Vormarsch in Anatolien ungestört wieder

auf und werden die Halbinsel im folgenden Jahrzehnt größtenteils erobern.

Die Unterwerfung Anatoliens durch das Turkvolk setzt eine Wanderungsbewegung in Gang, in deren Folge sich die Mehrheitsverhältnisse innerhalb der kleinasiatischen Bevölkerung vollständig wandeln. Denn immer mehr türkisch-islamische Stammesgruppen machen sich nun in die bislang griechisch-christlich geprägte Provinz auf; im 14. Jahrhundert werden die Christen dort nicht mehr in der Mehrheit sein.

Nach dem Verlust der meisten seiner kleinasiatischen Territorien ist das Reich von Byzanz nun fast ausschließlich auf seine Besitzungen auf dem Balkan beschränkt. Schwer bedrängt durch die Seldschuken, wendet sich Kaiser Alexios I. Komnenos mit einem Hilfesuch an Papst Urban II. Der Pontifex maximus ruft daraufhin 1095 die katholischen Fürsten überall in Europa zur militärischen Unterstützung für die bedrohten Christen im Osten auf – zu einem Kreuzzug (siehe Seite 112).

Mit den tatsächlich schon bald zu Hilfe kommenden Ritterheeren aus dem Westen kann der byzantinische Kaiser das westliche Kleinasien rasch wieder zurückerobern. Doch zugleich hat er sich mit den katholischen Kreuzrittern eine Macht ins Land geholt, die sich schnell als gefährlich erweisen wird. ●

DER VORMARSCH DER SELDSCHUKEN



Nach der Niederlage von Manzikert im Jahr 1071 verliert Byzanz fast ganz Kleinasien an die siegreichen Seldschuken, die bereits große Teile Persiens und den Irak erobert haben. Konstantinopel herrscht weiterhin auf dem Balkan bis zur Donau und kann die Macht über einige Inseln und Küstengebiete behaupten. Doch schon wenige Jahre später werden die Kaiser mit militärischer Hilfe abendländischer Kreuzritter die Kontrolle über Teile Anatoliens vorübergehend zurückerlangen.

Streit unter BRÜDERN



Auf dem Weg nach Ägypten lässt sich das Heer des Vierten Kreuzzugs in byzantinische Intrigen verwickeln – und stürmt am 9. April 1204 die Seemauer von Konstantinopel. Ihr eigentliches Ziel werden die Kämpfer nie erreichen

Das richtige Rezept für Hostien, der genaue Ursprung des Heiligen Geistes: Über scheinbare Nebensächlichkeiten haben sich die Christen in Rom und Konstantinopel immer weiter voneinander entfremdet. Nach und nach eskaliert der Konflikt zwischen Papst und Patriarch, die Kirche spaltet sich – und im Jahr 1204 erobert gar ein Heer von Kreuzrittern die Stadt am Goldenen Horn. Es ist der Tiefpunkt eines Glaubenszwists, von dem sich Byzanz nie wieder erholen wird ——— Text: RALF BERHORST und JOACHIM TELGENBÜSCHER



I

Im April des Jahres 1182 zieht ein Mob durch die Gassen Konstantinopels. Es sind Anhänger eines Rebellen, der nach der Macht im Reich strebt, aber auch viele Gescheiterte und Empörte: verarmte Handwerker, ruinierte Krämer, Arbeiter, Bettler und Kriminelle.

Bewaffnet mit Knüppeln, Schwertern und Dolchen, stürmen sie in Richtung Osten, zu den Vierteln der italienischen Kaufleute, die sich am Ufer des Goldenen Horns erstrecken.

Die Menge treibt der Hass auf Ausländer. Genauer: auf jene Menschen aus dem Westen, die hier inzwischen das gesamte Geschäftsleben zu beherrschen scheinen sowie in der kaiserlichen Bürokratie Karriere machen und die, obwohl Christen, die heilige Messe nach einem für Byzanz fremden Ritus zelebrieren.

Seit einiger Zeit schon gibt es Gerüchte, es drohe ein Angriff auf die Italiener. Wer von den Fremden genug Geld hat, ist daher längst mit der Familie auf einem Schiff aus der Stadt geflohen.

So stellen sich dem Pöbel nur wenige Männer entgegen. Die Bewaffneten knüppeln sie rasch nieder und beginnen dann, alle Fremden zu jagen: Sie durchkämmen die Kontore und Warenlager für Seide, Öl oder Getreide. Sie dringen in Wohnungen ein, zerren Frauen und schreiende Kinder aus ihren Verstecken und töten sie auf den Straßen. In ihrer Mordlust verschonen sie weder Greise noch Gebrechliche; sie plündern die Häuser und setzen sie in Brand.

Verzweifelte fliehen vor der fanatischen Menge durch

Rauchschwaden zum Hafen, um noch auf ein rettendes Boot zu gelangen. Oder sie eilen zu den lateinischen Kirchen der Viertel, um dort Schutz zu finden.

Doch die Angreifer zünden auch die Gotteshäuser an, in denen die Eingeschlossenen nun qualvoll verbrennen.

Chronisten werden später das Wüten des Mobs schildern – und von fast unglaublichen Schrecken berichten. Ob sich diese Gräueltaten wirklich so zugetragen haben, lässt sich heute nicht mehr sagen. Im Hospital des katholischen Johanniter-Ordens sollen die Häscher etwa die Kranken in ihren Betten gemeuchelt haben. Sie hätten sogar den Schwangeren die ungeborenen Kinder aus dem Leib geschnitten, so heißt es.

Und als genügte es ihnen nicht, alle Lebenden auszulöschen, ziehen sie angeblich auch zu den Friedhöfen der Italiener und graben dort die Leichen aus, um sie durch die Gassen zu schleifen.

Der größte Zorn aber trifft all jene, die durch ihre Gewänder als katholische Priester oder Mönche zu erkennen sind. Sie foltert, tötet und verspottet der Mob auf besonders grausame Weise: So fällt der Menge unter anderem ein römischer Geistlicher in die Hände – ein Gesandter des Papstes auf diplomatischer Mission. Die Mörder sollen ihm seinen Kopf abgeschlagen und das Haupt an den Schwanz eines Hundes gebunden haben.

Niemand weiß, wie viele Menschen bei dem Pogrom in den italienischen Vierteln sterben. Ein byzantinischer Chronist wird ihre Zahl später auf

60000 schätzen. Das ist sicher eine maßlose Übertreibung, denn selbst während der Handelssaison lebten nur einige Tausend Ausländer in der Metropole. Dennoch wird die Mordaktion etliche Menschen das Leben gekostet haben.

Mag die genaue Zahl der Opfer auch unbekannt sein, die Motive der Täter sind es nicht: An diesem Frühlingstag im Jahr 1182 entlädt sich mehr als nur die Wut von Aufständischen und der Neid von Zukurzgekommenen – nämlich ein religiöser Hass, dessen Ursprung Jahrhunderte zurückliegt. Er speist sich aus der Kluft zwischen Westen und Osten, zwischen Rom und Konstantinopel, „Lateinern“ und orthodoxen Griechen. Die mörderische Jagd von Christen auf Christen ist ein Fanal der Zwietracht.

Und schon bald wird dieses Zerwürfnis auch von den Byzantinern einen fürchterlichen Preis fordern.

Die Rivalität zwischen Ost und West reicht bis in jene Zeit zurück, als das Christentum im 4. Jahrhundert zur Staatsreligion aufsteigt. Denn schon damals beansprucht der Bischof von Rom eine besondere Autorität in allen Glaubensfragen des Christentums.

Der Papst beruft sich dabei auf den mythischen Gründer seiner Gemeinde: den Apostel Petrus, der in Rom den Märtyrertod gestorben und dort auch begraben sein soll. Denn hat nicht Jesus selbst gesagt, dass Petrus der „Fels“ sei, auf dem er seine Kirche errichten wolle?

So überliefert es zumindest das Evangelium des Matthäus.

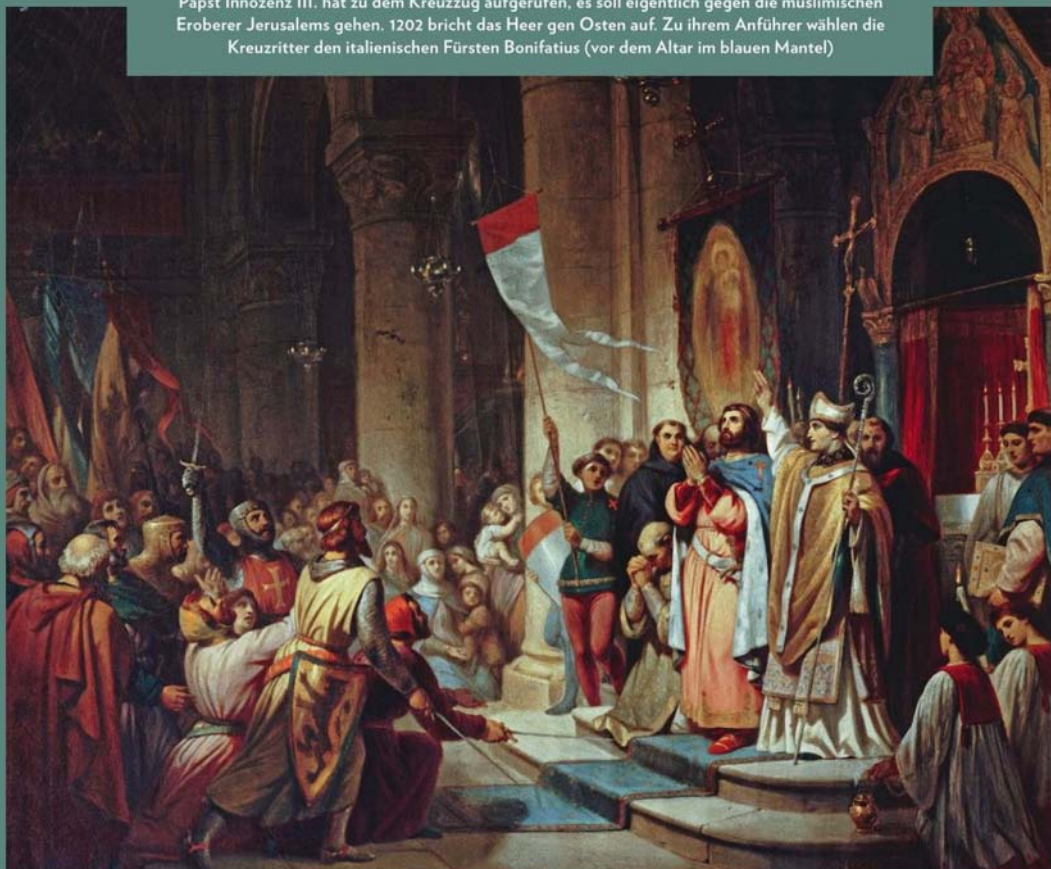
Die Oberhäupter der drei anderen christlichen Großgemeinden – Konstantinopel, Alexandria und das syrische Antiochia – billigen ihrem Amtsbruder im fernen Rom zwar einen gewissen Ehrenrang zu, doch unterwerfen wollen sie sich ihm nicht.

Ohnehin steht ja ein anderer an der Spitze der Kirche: der Kaiser. Er bestätigt die ab dem 5. Jahrhundert von Bischöfen gewählten Patriarchen, die obersten Würdenträger des Christentums, er kann



Byzantinisches Kloster in der Nähe von Delphi: Im 5. Jahrhundert fügten die Lateiner im Westen dem Glaubensbekenntnis ein Wort hinzu. Schon damit beginnt die Entzweiung

Papst Innozenz III. hat zu dem Kreuzzug aufgerufen, es soll eigentlich gegen die muslimischen Eroberer Jerusalems gehen. 1202 bricht das Heer gen Osten auf. Zu ihrem Anführer wählen die Kreuzritter den italienischen Fürsten Bonifatius (vor dem Altar im blauen Mantel)



Eroberung

Bischöfe absetzen und leitet die Kirchenkonzile – jene Versammlungen, auf denen die höchsten Geistlichen festlegen, welche theologischen Lehren als rechtgläubig oder als ketzerisch gelten. Selbst der oberste Hirte in Rom muss sich dem Willen des Monarchen beugen, ihm ein Antrittsschreiben schicken und sich seine Weihe bestätigen lassen.

Daran ändert auch der Untergang des Weströmischen Imperiums wenig, das im Jahr 476 unter dem Ansturm fremder Völker von jenseits des Limes zusammenbricht. Zwar gibt es im Westen nun keinen Kaiser mehr, doch der oströmi-

sche Imperator beansprucht weiterhin die Herrschaft über das Gesamtreich. Und schon einige Jahrzehnte später erobern byzantinische Truppen Italien (siehe Seite 40). Fortan bekommt der Papst die Macht des Herrschers von Konstantinopel wieder deutlich zu spüren.

Als etwa im Jahr 649 der neue Papst Martin I. es wagt, seine Wahl nicht an den Bosphorus zu melden, und sich zudem in einer theologischen Frage gegen den Kaiser wendet, befiehlt der, den Pontifex wegen Hochverrats zu verhaften. Er lässt Martin nach Byzanz schaffen und ihn dort vor Gericht stellen. Danach ver-

bannt er ihn auf die Krimhalbinsel, wo der Heilige Vater bald darauf stirbt.

In der Regel aber kümmern sich die byzantinischen Herrscher mehr um den Patriarchen in Konstantinopel als um den Bischof in Rom – solange der nur die Steuern zahlt, die sie verlangen.

Und so öffnet sich über die weite Distanz im Laufe der Zeit ganz allmählich eine Kluft zwischen den Christen im Westen und Osten, bilden sich unterschiedliche Formen der Frömmigkeit heraus, obwohl die Gläubigen in Europa und in Byzanz weiter zum selben Gott beten, die gleichen Sakramente feiern.



Die Kreuzfahrer schließen einen Pakt mit Venedig: Der Doge Enrico Dandolo (in der Kanzel) vermietet dem Heer Schiffe, mit denen es über das Mittelmeer gelangt – und hofft auf einen Teil der Kriegsbeute

Was sie trennt, ist zum einen die Sprache: Im Abendland predigen die Geistlichen auf Lateinisch, im Orient auf Griechisch. Sogar die Briefe, die sich die Kirchenmänner schreiben, müssen übersetzt werden, denn in Italien beherrscht kaum ein Kleriker die Sprache der Hellenen.

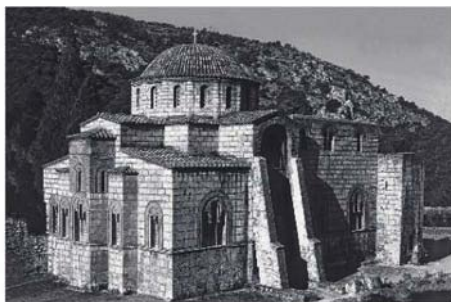
Umgekehrt lernen in Konstantinopel immer weniger Menschen Latein. Die Mehrheit verständigt sich auf Griechisch, hält die Sprache des untergegangenen Weströmischen Reiches irgendwann für einen barbarischen Dialekt, der für die Diskussion hoch theoretischer religiöser Fragen gänzlich ungeeignet ist.

Doch auch theologisch entfremden sich beide Seiten immer weiter voneinander. So setzt sich im Westen im 5. Jahrhundert, angeregt durch die Lehren des Kirchenvaters Augustinus, ein Zusatz zum Glaubensbekenntnis durch. Die Ergänzung betrifft den Ursprung des Heiligen Geistes: Während man im Osten meint, dass er nur Gott entspringe, bezeugen die Lateiner, dass der *spiritus sanctus* auch vom Sohn ausgehe.

Ein Detail, so mag es Laien erscheinen. Aber die Kleriker beider Seiten disputieren leidenschaftlich darüber, weil es sich um eine Kernfrage des Glaubens handelt: Gibt es neben dem Allmächtigen einen anderen Quell des göttlichen Heils? (Der Streit spaltet die Christenheit bis heute.)

Und dennoch: Den offenen Bruch mit Konstantinopel wagt der Papst zunächst nicht – auch weil er zu seinem Schutz auf die kaiserlichen Truppen in Italien angewiesen ist. Erst als die Araber im 8. Jahrhundert Byzanz an den Rand der Vernichtung bringen, wendet er sich vom Kaiser ab: aus Eigennutz.

Die Herrscher am Bosphorus finanzieren die Behebung der durch die Angriffe der Muslime entstandenen Schäden nämlich mit hohen Sondersteuern. Mit Abgaben, die der Pontifex nicht zahlen will. Um den Papst für diese Sturheit zu bestrafen, beschlagnahmt der Kaiser kurzerhand päpstliche Besitzungen in Unteritalien und Sizilien. Er ent-



Allein der Patriarch von Konstantinopel krönt den Kaiser – bis ein Papst 800 Karl den Großen zum westlichen Nachfolger der Cäsaren ernennt: Ostkirche und Westkirche werden zu Rivalen

zieht dem Heiligen Vater die Zuständigkeit für diese Gebiete sowie für den westlichen Balkan und überträgt die Kirchensprengel dem Patriarchen von Konstantinopel, dem Rivalen des Papstes.

Doch für eine militärische Strafmission reicht die Macht des Kaisers in seinen westlichsten Provinzen wohl nicht aus, zu sehr zehren die Schlachten gegen die Muslime an den Kräften des Reiches. Zudem berennen die aus dem heutigen Ungarn vorstoßenden Langobarden in Italien die byzantinischen Festungen, erobern eine nach der anderen. Als die Krieger schließlich sogar Rom bedrohen, sucht der Papst nach neuen Verbündeten.

Er findet sie jenseits der Alpen.

Sommer 754: Papst Stephanus II. salbt den fränkischen Usurpator Pippin zum König und verleiht dessen Putsch gegen den rechtmäßigen Herrscher damit einen Anschein von Legitimität.

Im Gegenzug besiegen die Franken, deren Reich sich vom Atlantik bis zur Saale erstreckt, die Langobarden und schenken dem Heiligen Vater ein eigenes Herrschaftsgebiet: die Grundlage für den Kirchenstaat in Mittelitalien.

Im Jahr 800 krönt Papst Leo III. Pippins Sohn Karl sogar zum Imperator Romanorum – also zum Nachfolger der antiken Cäsaren. Nach mehr als 300 Jahren regiert im Westen wieder ein Kaiser.

Diese Eigenmächtigkeit des Bischofs von Rom kann den Herrschern in Byzanz nicht gefallen. Doch sie müssen die Rangerhöhung des Franken hinneh-

men; zu schwach ist ihre Stellung im Westen mittlerweile. Nur noch Süditalien kontrollieren die Byzantiner.

Für den Papst ist die Zeremonie eine Zäsur. Denn nun beansprucht er eine Autorität, wie sie nur dem Machthaber in Konstantinopel zusteht – nämlich weltliche Herrscher in ihr Amt einzusetzen.

Zwar erkennt Byzanz Karl als Kaiser an, nicht aber als römischen Imperator. Diesen Titel beansprucht der Herrscher in Konstantinopel weiterhin allein für sich.

Doch noch ist das Verhältnis zwischen Ost und West nur von Rivalität geprägt und nicht von Hass. Erst als der Patriarch von Konstantinopel im Jahr 1052 einen unerhörten Befehl erteilt, eskaliert der schwelende Streit.

Denn Michael Kerullarios lässt in seiner Stadt all jene Klöster und Kirchen schließen, in denen lateinische Priester die Messe lesen. Seine Begründung: Die Christen aus dem Westen verwendeten beim Abendmahl ungesäuertes Brot, wie es das Alte Testament für das jüdische Pessachfest vorschreibt – anders als die Gläubigen im Osten, die aus Hostien Sauerteig herstellen.

Wieder ist es ein scheinbar unbedeutendes theologisches Detail, das den Zwißt entzündet. Ein Gefolgsmann des Patriarchen dringt gar in eines der lateinischen Gotteshäuser ein, wirft die Hostien zu Boden, gießt Altarwein über ihnen aus und tritt – aus Sicht der Lateiner – den Leib Christi mit Füßen.

Etwa zur gleichen Zeit veröffentlicht ein Erzbischof der Griechen eine Streitschrift gegen die lateinische Kirche Italiens: Ihre Anhänger seien keine reinen Christen. Verfasst ist das Werk mit Wissen des Patriarchen, vielleicht sogar auf dessen Anregung hin.

Und dennoch bemüht sich Papst Leo IX. um Ausgleich. Im Frühjahr 1054 schickt er einen Kardinal und zwei weitere hochrangige Kleriker nach Konstantinopel. Ihr Auftrag: Sie sollen Michael Kerullarios zur Umkehr bewegen.

Bei ihrer Ankunft am Bosphorus werden die Gesandten vom Kaiser zu-

nächst höflich empfangen und auf einer vom Patriarchen einberufenen Versammlung des griechischen Klerus zum Disput gebeten. Als die Legaten aber erfahren, dass sie hinter den byzantinischen Erzbischöfen sitzen sollen, brechen sie die Unterredung ab. Den Vertretern des Heiligen Vaters, des Erben Petri, gebühre nur ein Rang: der erste.

In den folgenden Monaten schwindet ihr Zorn nicht, er nimmt sogar zu – auch weil ihnen Michael Kerullarios weitere Gespräche verweigert.

Und so begeben sich die Männer des Papstes am 16. Juli 1054 noch vor Beginn der Samstagsmesse in die Hagia Sophia, die Kirche des Patriarchen. Dort beschuldigen sie vor der versammelten Gemeinde den Geistlichen (der nicht zugegen ist) der „Verstocktheit“ und legen ein Schriftstück auf dem Altar nieder: Es ist eine Bannbulle, die den griechischen Oberbischof von allen Sakramenten ausschließt. Eine Exkommunikation. Vermutlich ist der Vorstoß noch durch die Vollmachten gedeckt, die der Papst den Gesandten erteilt hat.

Der Patriarch sei ein „Häretiker“, heißt es in dem Dokument. Er wehe Kastraten zu Bischöfen, dulde die Priesterehe und habe seinen Irrlehren niemals abgeschworen. Den Kaiser und seine Untertanen nehmen die Abgesandten von allen Vorwürfen aus, dennoch empören sich die Byzantiner über den Angriff auf ihren obersten Hirten.

Zwei Tage später reisen die Gesandten ab. Offenbar gehen sie davon aus, dass der Herrscher Kerullarios nun absetzen wird, um Rom nicht weiter zu verärgern. Doch angesichts des öffentlichen Aufruhrs stellt sich der Kaiser an die Seite des Kirchenmannes und lässt fast sämtliche Kopien der Bannbulle vor den Augen der Bürger verbrennen.

Und der Patriarch erklärt nun seinerseits die Legaten für exkommuniziert.

Zunächst hat das Zerwürfnis aber wenig konkrete Folgen – auch wenn auf beiden Seiten eine tiefe Verärgerung zurückbleibt. Papst Leo IX. ist kurz nach dem Ausbruch der Gesandten in Rom



1052 lässt Byzanz alle lateinischen Gotteshäuser schließen, da die Priester dort ungesäuerte Hostien verteilen – scheinbar ein Detail, das den Streit aber eskalieren lässt (Kirche im heutigen Mazedonien)

gestorben, und auch Kerullarios überlebt ihn nur um wenige Jahre. Für griechische und lateinische Kleriker bleibt die Fehde lange Zeit kaum mehr als ein persönlicher Streit zwischen dem Patriarchen und den Legaten. Zwei Jahrhunderte lang wird kein offizielles byzantinisches Dokument ein Schisma erwähnen.

Die von Kerullarios geschlossenen Kirchen der Lateiner in Konstantinopel werden wieder geöffnet – obwohl die römischen Christen das Abendmahl weiterhin mit ungesäuertem Brot feiern.

D

Die Byzantiner haben ohnehin andere Sorgen, als sich um theologische Feinheiten zu streiten. Denn das Reich erleidet mehrere katastrophale Niederlagen: Schon 1071 fällt Süditalien an die Normannen, die nun auch in die Balkanprovinzen vordringen, und im Osten erobern die türkischen Seldschuken nach ihrem Sieg in der Schlacht bei Manzikert fast ganz Kleinasien (siehe Seite 110).

Der Kaiser braucht für den Erhalt seines Reiches die Hilfe des Westens und schließt daher 1082 eine Allianz mit der Seemacht Venedig, die den Handel zwischen Orient und Okzident beherrscht.

Dafür muss Konstantinopel der Lagunenstadt aber weitreichende Privilegien gewähren: In einem am Goldenen Horn gelegenen Viertel der Kapitale dürfen sich venezianische Kaufleute ansiedeln, um etwa Seidenstoffe, Getreide, Olivenöl, Wein und das kautschukartige Mastix in den Westen zu exportieren. Mehr noch: In vielen Häfen des Reiches zahlen die Italiener kaum noch Abgaben, sodass sie fortan ihre byzantinischen Konkurrenten unterbieten können.

Der Monarch freilich profitiert von den wachsenden Steuereinnahmen durch den aufblühenden Handel. Zudem kann er im Kriegsfall ja nun die venezianische Flotte anfordern.

Tatsächlich aber ist das Bündnis militärisch wenig erfolgreich: Trotz der Hilfe Venedigs landen die Normannen in Griechenland. Zugleich dringen die Seldschuken weiter in Anatolien vor und bedrohen sogar Konstantinopel.

Von Feinden bedrängt, bittet Kaiser Alexios I. im Jahr 1095 auch den Papst um Unterstützung. Das Hilfesuch des Byzantiners wird einen Feldzug auslösen, wie ihn die Christenheit noch nie gesehen hat – eine blutige Pilgerfahrt, die das Verhältnis zwischen Lateinern und Griechen endgültig vergiftet.

Der Heilige Vater, so der Plan des Kaisers, soll die Ritter des Abendlandes dazu aufrufen, nach Osten zu ziehen, um Byzanz als Söldner im Kampf gegen die Seldschuken zu dienen. Papst Urban II., ein geschickter Diplomat, ist trotz des Ekklats von 1054 bereit zu helfen; vermutlich hofft er, durch diesen gemeinsamen Kampf den Streit der beiden Kirchen aus der Welt schaffen zu können.

Am 27. November 1095 fordert Urban II. die Adligen des Abendlandes bei einer Predigt dazu auf, den von Heiden bedrohten Christen im Osten zur Hilfe zu eilen. Und er lockt die Gläubigen mit einer ungemeinen Verheißung: Gott wird jedem, der an dem Kreuzzug teilnimmt, seine Sünden vergeben!

Wohl auch deshalb entfalten die Worte des Papstes eine ungeheure und

ganz unvorhergesehene Wirkung. Denn aus der Bitte des Kaisers um Söldner entwickelt sich eines der folgenreichsten Missverständnisse der Geschichte.

Im Abendland euphorisiert die Idee einer Heerfahrt gegen die Heiden die Massen. Sie wandelt sich zu einer religiösen Mission, zu einem heiligen Krieg. Plötzlich geht es kaum mehr um den Kampf gegen die Seldschuken, sondern um die Befreiung Jerusalems, das seit mehr als 450 Jahren in der Hand arabischer Muslime ist.

Das aber ist eine absurde Vorstellung in den Augen der Byzantiner. Denn in den Jahrhunderten zuvor hat sich das Reich in der Regel immer mit seinen nicht christlichen Nachbarn arrangiert; in Konstantinopel sind sogar Moscheen für muslimische Kaufleute und Söldner geduldet. Zudem hat der Kaiser drängendere Sorgen, als die teils schon vor Jahrhunderten verlorenen Provinzen in Syrien und Palästina zurückzuerobert.

Gut sechs Monate nach dem Aufruf des Papstes treffen die ersten von 60000 Kreuzfahrern aus Frankreich, Deutschland und Italien in Konstantinopel ein. Die Einwohner der Stadt empfangen die fremden Krieger voller Misstrauen. Verstörend ist vor allem der Anblick der Kämpfer: Selbst Priester und Bischöfe tragen Waffen. Ein byzantinischer Historiker beschreibt sie später als „grässlich wie wilde Tiere“.

Der argwöhnische Alexios I. zwingt die meisten Anführer der Kreuzritter zum Lehnseid. Sie müssen ihm als römischem Kaiser huldigen, der über allen Königen steht, ihm die Treue schwören und dabei bekräftigen, Frieden gegenüber Byzanz zu wahren.

Und sämtliche von den Lateinern eroberten Gebiete, die einst zum Byzantinischen Reich gehörten, sind später an den Herrscher in Konstantinopel zu übergeben. Erst nach dieser Zusicherung erlaubt Alexios den Kreuzrittern, den Bosphorus zu überqueren.

Zunächst aber scheint jede Sorge unbegründet: Im Mai 1097 zieht eine gemein-

Nie zuvor ist die Stadt erobert worden

same Streitmacht aus Griechen und Lateinern gegen die von Seldschuken besetzte Stadt Nikaia in Anatolien und nimmt sie ein; anschließend entreißt Alexios I. dem muslimischen Nomadenvolk das westliche Kleinasien. Seine Kriegsziele sind weitgehend erreicht.

Dem Kaiser geht es nun hauptsächlich um den Erhalt der bisherigen Eroberungen. Die Kreuzzügler wollen dagegen weiter ins Heilige Land. Darüber zerbricht die ungleiche Allianz.

Als die Lateiner während der Belagerung des syrischen Antiochia im Jahr 1098 in höchste Bedrängnis geraten, hoffen sie vergebens auf byzantinische

Hilfe – für einen Haufen Abenteuerer will der Kaiser sein Heer wohl nicht riskieren und zieht sich zurück. Trotzdem gelingt es den Kreuzrittern, Antiochia zu erobern und gut ein Jahr später Jerusalem. Syrien und Palästina empfinden sie offenbar als herrenloses Land, auf das Byzanz seinen Anspruch verwirkt hat.

An den Eid gegenüber dem Kaiser fühlen sie sich ohnehin nicht mehr gebunden, und so geben sie die Regionen nicht an Alexios I. zurück, sondern gründen in der Levante eigene Staaten. In Jerusalem setzen sie einen Lateiner als Patriarchen ein, vertreiben hohe griechische Kleriker und Mönche.

Mit dem Triumph der abendländischen Glaubenskrieger endet der Erste Kreuzzug. Statt den Abgrund zwischen Ost und West zu überwinden, wie ja noch der Papst hoffte, hat der Feldzug ihn noch vertieft.

Die Ritter aus dem Abendland, die der Kaiser selbst herbeigerufen hat, setzen sich im Rücken des byzantinischen Imperiums fest. In Konstantinopel fühlt man sich nun erst recht bedroht – nicht mehr nur von den Muslimen, sondern auch von christlichen Kreuzrittern.

Im Westen wiederum weicht die alte Bewunderung für das einst so mächtige Byzanz der Verachtung für die vermeintlich schlechte Kampfmoral seiner Soldaten und der Enttäuschung über den angeblichen Verrat des Kaisers, der seine Truppen abgezogen hat, statt sie mit den Kreuzrittern nach Jerusalem marschieren zu lassen. Immer häufiger ist nun von der Treulosigkeit der Byzantiner die Rede und von ihrer Heimtücke.

So wundert es nicht, dass sich das Gefühl der Fremdheit bald schon zu offener Feindschaft wandelt: In den folgenden Jahrzehnten führt Byzanz immer wieder Krieg gegen den Kreuzfahrerstaat in Antiochia.

Als im Jahr 1180 der byzantinische Kaiser Manuel I. stirbt, hinterlässt er als Thronfolger einen erst elfjährigen



Im Jahr 1054 veröffentlichten päpstliche Gesandte eine Bannbulle. Sie wirft dem Patriarchen Irrlehren vor und bedeutet einen tiefen Bruch zwischen West- und Ostkirche



Statt nach Ägypten, wie geplant, fahren die Kreuzritter nach Konstantinopel. Dort helfen sie einem gestürzten byzantinischen Kaiser zurück auf den Thron, fühlen sich jedoch um ihren Lohn betrogen und erobern am 9. April 1204 die Stadt

Sohn. Die Mutter des Knaben ist ausgerechnet eine Prinzessin aus einem der Kreuzfahrerstaaten; Manuel hat sie geheiratet, um seinen Einfluss im lateinischen Osten zu stärken.

Die Kaiserinwitwe – in Konstantinopel nennen die Menschen sie „die Fremde“ – führt zunächst die Regentschaft, übergibt die Macht jedoch bald ihrem Geliebten, einem Neffen des verstorbenen Kaisers. Der empört die Bevölkerung durch Korruption, Ämterkauf und Steuererlasse für reiche Landbesitzer. Zudem vertraut er zunehmend auf Berater aus dem Westen. Vielen Bewohnern erscheint es nun so, dass die Lateiner im Umfeld des Regenten sich die ganze Stadt untertan machen wollen.

Die Ressentiments richten sich besonders gegen die Kaufleute aus Italien, von denen die Wirtschaft des Reiches inzwischen abhängig ist, die aber zugleich ihre einheimischen Konkurrenten in den Ruin treiben.

Vielen verarmten Byzantinern gelten die Fremden mit ihren Handelsprivilegien als Urheber des eigenen Elends.

Und immer mehr Menschen stören sich jetzt daran, dass die Europäer in den Kirchen und Klöstern ihrer Viertel die Messe nach eigener Liturgie zelebrieren.

Überdies schwelen nach dem Tod Manuels I. Rivalitäten innerhalb der Herrscherfamilie. Andronikos, ein Vetter des verstorbenen Königs, nutzt die Ressentiments gegen die Lateiner für den eigenen Aufstieg. Er ist charismatisch, zieht die Hoffnungen vieler in Konstantinopel auf sich. Unter dem Vorwand, die Rechte des minderjährigen Kaisers zu wahren, stürzt Andronikos im Frühjahr 1182 den Regenten.

Dann gibt er die Quartiere der Lateiner zur Plünderung frei.

Nach dem Massaker vom April 1182 treiben die Byzantiner angeblich viele der Überlebenden zusammen und verkaufen sie als Sklaven an die Seldschuken. Jene Italiener aber, die dem Pogrom auf Schiffen entfliehen konnten, segeln zu einer vor Konstantinopel gelegenen Inselgruppe, wo sie auf Rache sinnen.

Schon bald darauf steuert ihre Flotte die Küsten des Marmarameeres und

der Ägäis an. Da Konstantinopel zu gut befestigt ist, plündern und brandschatzen die Italiener nun dort griechische Klöster, ermorden die Mönche, überfallen Dörfer.

Als drei Jahre später Andronikos (der inzwischen selbst nach der Krone gegriffen hat) vom Kaiserthron gestoßen und ermordet wird, kommt es zwar zu einem brüchigen Frieden: Isaak II., der Nachfolger von Andronikos, erneuert sogar die alten Handelsverträge, und die italienischen Kaufleute kehren nach Konstantinopel zurück.

Doch das gegenseitige Vertrauen ist weitgehend zerstört. Die Byzantiner schließen sogar ein Bündnis mit Sultan Saladin, dem Erzfeind der Lateiner im Kampf um Palästina. Diese Allianz empört die Christen im Abendland.

Auch deshalb befürchten immer mehr Anhänger des Papstes nun, was lange unvorstellbar war: einen Angriff abendländischer Ritter auf die größte Stadt der Christenheit. Und tatsächlich wird die Gewalt, die der Mob 1182 in den Straßen von Konstantinopel entfesselt hat, eine Generation später auf die Metropole zurückfallen.

Im Juni 1203 hält eine Flotte von 200 Schiffen auf die mächtigen Wehrmauern der Kapitale am Bosphorus zu. An Bord sind rund 15000 Kämpfer, darunter wohl etwa 2000 Ritter – und ein byzantinischer Prinz namens Alexios.

Er ist der Sohn von Isaak II. (der inzwischen von einem anderen Mitglied

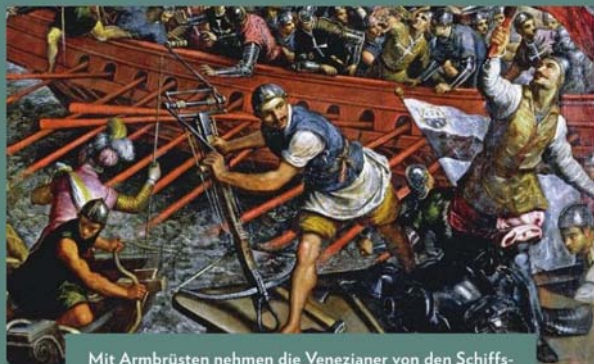
der Herrscherfamilie abgesetzt und geblendet worden ist). Alexios hat die Kreuzritter, die auf dem Weg nach Ägypten sind, überredet, zum Bosphorus zu segeln, und ihnen eine große Summe Silber versprochen, falls sie ihm helfen, den Thron seines Vaters zurückzugewinnen. Danach werde er sie bei der Rückeroberung Jerusalems unterstützen.

Den Rittern kommt das Angebot sehr gelegen, stehen sie doch finanziell tief in der Schuld der Venezianer, die ihre Schiffe gebaut haben. So gehen die wichtigsten Anführer der Glaubenskämpfer auf die Offerte ein (andere verlassen dagegen das Heer, als sie von dem vorübergehenden, neuen Ziel hören).

Venedig wiederum erhofft sich von einem Regierungswechsel in Konstantinopel bessere Bedingungen für seine Geschäfte. Vielleicht verfolgt der Doge aber auch einen perfiden Plan: Zielt die Wendung des frommen Feldzugs möglicherweise darauf ab, das verräterische Byzantinische Imperium endlich für immer auszuschalten?

Als der Papst erfährt, welche Katastrophe Konstantinopel bevorsteht, verbietet er jede Attacke auf Byzanz. Allein: Sein Schreiben kommt zu spät.

Im Juli 1203 durchbrechen die Schiffe der bewaffneten Pilger jene absenkende Kette, die das Goldene Horn seit fast einem halben Jahrtausend vor



Mit Armbrüsten nehmen die Venezianer von den Schiffsdecks aus die Verteidiger Konstantinopels unter Beschuss

Attacken schützt. Nun ist der Weg frei für einen Angriff auf die Seemauer von Konstantinopel, den schwächsten Abschnitt des Bollwerks.

Doch zu einer entscheidenden Schlacht kommt es gar nicht. Denn nachdem die Ritter ein Stück der Mauer erobert haben, flieht der Kaiser. Und um sich die Kämpfer aus dem Abendland vom Hals zu halten, erklären sich die Byzantiner bereit, den gestürzten Kaiser Isaak II. wieder auf den Thron zu setzen. Alexios wird zum Mitregenten gekrönt.

Allerdings zeigt sich rasch, wie unbeliebt Vater und Sohn beim Volk sind. Aus eigener Kraft können sie ihre Macht nicht halten. So bleiben die Kreuzritter vorerst weiterhin in ihrem Lager vor Konstantinopel – zumal Alexios ihnen noch den versprochenen Lohn schuldet.

In der Stadt verlieren sein Vater und er unterdessen immer weiter an Unterstützung. Abermals plündern die Einheimischen die Niederlassungen der Italiener. Einige Aufwiegler versuchen sogar, mit Brandschiffen die venezianische Flotte zu versenken.

Die Kreuzfahrer drängen derweil immer lauter auf die Zahlung der ihnen zustehenden Geldsumme.

Doch dazu ist ihr Protegé längst zu schwach. Als Alexios und sein Vater im Januar 1204 von einem Schwiegersohn ihres Vorgängers gestürzt und getötet werden, obsiegt die lateinerfeindliche Partei in der Stadt gegen diejenigen, die von der Anwesenheit der Fremden profitieren, etwa die Großgrundbesitzer, deren Getreide die Italiener in den Westen verschiffen.

Der neue Kaiser fordert die Ritter sofort zum Abzug auf und setzt ihnen eine Frist von einer Woche. Und von der einst versprochenen Belohnung ist keine Rede mehr.

Das ist zu viel für die Kreuzfahrer. Sie beschließen, Konstantinopel mit ihren Truppen zu erobern. Mehr noch: Sie einigen sich in einem Vertrag, das Byzantinische Reich zu zerschlagen und unter sich aufzuteilen. Dann beginnen sie mit den Vorbereitungen zum Angriff.



Spätantike Kirche: So sehr haben sich Konstantinopel und Rom entfremdet, dass die christlichen Eroberer 1204 die Gotteshäuser der Stadt ohne Skrupel schänden

Am 9. April 1204 attackiert der größte Teil der Flotte erneut die Seemauer der Stadt. Gleichzeitig bringen fränkische Kämpfer Belagerungsmaschinen vor den wichtigen Bastionen an der Landseite in Position. Mineure, durch Holzkonstruktionen geschützt, beginnen das Bollwerk zu untergraben.

Den ersten Ansturm können die Verteidiger noch abwehren. Drei Tage später ankern Venedigs Schiffe erneut im Geschosshagel vor der Seemauer, feuern Bogenschützen von den Decks ihre Pfeile ab. Schließlich gelingt es einigen Kämpfern, von den Aufbauten der Segler aus zwei der mächtigen Wehrtürme der Wallanlage zu erklimmen. Kurz darauf durchbrechen andere Ritter ein zugemaures Tor in der Mauer.

Rasch dringen sie in die Stadt ein und öffnen von innen eine weitere Pforte. In der anbrechenden Nacht flieht der Kaiser, und seine Truppen geben auf.



Zum ersten Mal in neun Jahrhunderten hat eine fremde Macht Konstantinopel erobert – und es sind ausgerechnet die Nachfolger jener westlichen Kreuzritter, die ein griechischer Monarch einst selbst

nach Byzanz gerufen hat. Drei Tage lang plündern die Kämpfer die Stadt, töten, so berichtet ein Chronist, etwa 2000 Einwohner. Sie fallen in den kaiserlichen Palast mit seinen 500 Gemächern ein, raufen Kronen, Gold und Juwelen zusammen, durchwühlen die Gräber von Imperatoren nach Schmuck. Sie rauben die Paläste der Aristokraten ebenso aus wie die Wohnhäuser gewöhnlicher Bürger.

In Kirchen und Klöstern erbeuten die Angreifer kostbare Reliquien, darunter angebliche Teile des Kreuzes, an dem Jesus einst starb, sowie Fragmente seiner Dornenkrone, zudem das Haupt Johannes des Täufers mitsamt Haarschopf und Bart, darüber hinaus die Gebeine unzähliger Apostel und Heiliger.

Auf dem Altar der Hagia Sophia vergewaltigen die europäischen Ritter griechische Frauen und zwingen angeblich eine Prostituierte, auf dem Thron des Patriarchen Platz zu nehmen. Feuer zerstört weite Teile der Stadt.

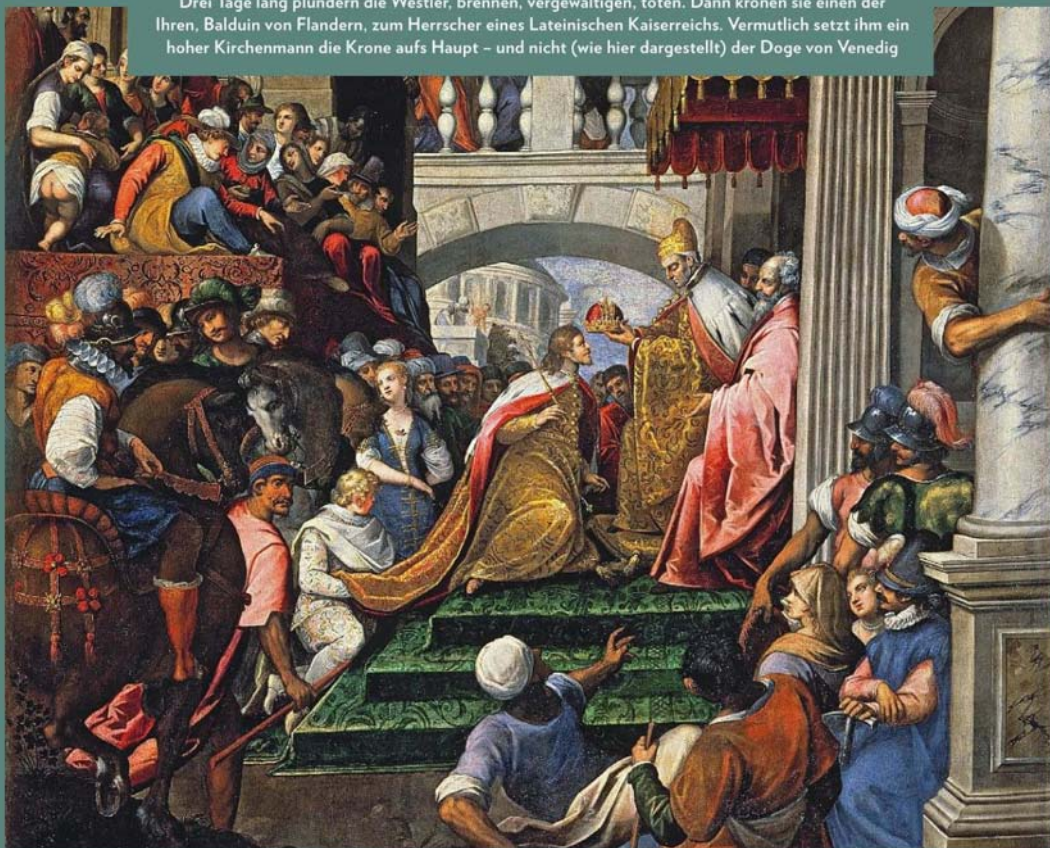
Konstantinopel ist nach dem Raubzug nur noch eine rauchende Ruine. „O meine Stadt, meine liebe Stadt, Augapfel aller Städte!“, klagt ein byzantinischer Chronist, „welch frevelhafte, neidische, unversöhnliche Dämonen trieben mit dir ihr grausam-hohnvolles Spiel.“

Mit den geraubten 900000 Silbermark können die Kreuzfahrer endlich Venedig auszahlen. Dann zerschlagen die Sieger, wie sie es vorher vereinbart hatten, das Imperium in mehrere Herrschaftsgebiete, die der Oberhoheit eines lateinischen Kaisers unterstehen sollen.

Denn sie sind entschlossen, anstatt der eidbrüchigen Griechen einen der Ihren auf den Thron zu setzen. Über ein Viertel des Territoriums kann der neue Herrscher direkt befehlen, den Rest teilen sich Venedig und die Kreuzfahrer untereinander auf. Nie wieder soll die Stadt am Bosphorus sie verraten können.

Die Fremden wählen Balduin von Flandern, einen Grafen, zu ihrem Kaiser und krönen ihn in der Hagia Sophia. Zum Patriarchen von Konstantinopel erheben sie einen Venezianer: ein

Drei Tage lang plündern die Westler, brennen, gewaltigen, töten. Dann krönen sie einen der Ihren, Balduin von Flandern, zum Herrscher eines Lateinischen Kaiserreichs. Vermutlich setzt ihm ein hoher Kirchenmann die Krone aufs Haupt – und nicht (wie hier dargestellt) der Doge von Venedig



widerrechtlicher Akt, denn der alte Kirchenfürst lebt noch und ist keinesfalls zurückgetreten.

Damit ist die Kirche wieder vereint, wenn auch nur durch Gewalt. Im Osten wird die Union von den griechischen Christen niemals akzeptiert.

Im Gegenteil: Die erpresste Versöhnung vertieft nur die Spaltung, und sie schürt ein Misstrauen gegen Rom, das die Jahrhunderte überdauern wird.

Trotzig halten die Byzantiner an ihrer Überzeug fest, die einzigen „orthodoxen“, also rechtgläubigen, Christen auf Erden zu sein. Ihr Reich aber ist keine Großmacht mehr.

Die Attacke der frommen Ritter aus dem Westen hat das griechische Imperium förmlich enthauptet: Ein Großteil der Aristokratie ist geflohen, die Verwaltung zerschlagen, das Heiligste geraubt und die Hauptstadt geschändet. Und all dies haben Christen anderen Christen angetan.

Die Herrschaft der Lateiner, diese Missgeburt aus Gier und Fanatismus, wird binnen weniger Jahrzehnte vergehen. Doch seinen alten Glanz kann Konstantinopel auch danach niemals mehr wiedergewinnen.

Nur ein kurzes Aufglimmen früherer Größe wird der christlichen

Metropole noch vergönnt sein – bis sie gänzlich untergeht. ●

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, ist Autor in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Axel Bayer, „Spaltung der Christenheit. Das sogenannte Morgenländische Schisma von 1054“, Böhlau: das fundierteste Buch zum Thema. Ralph-Johannes Lilie, „Byzanz und die Kreuzzüge“, Kohlhammer: kompakte Studie zu den abendländischen Kreuzzügen, verfasst von einem der besten Kenner der byzantinischen Geschichte.

DIE ZEIT DER VIER KAISER

Als die Kreuzfahrer im Frühling 1204 die Mauern von Konstantinopel stürmen und einen der Ihren am Bosphorus zum Kaiser krönen, scheint Byzanz besiegt. Doch viele griechische Adelige können sich ins Exil retten und dort eigene Reiche gründen. Dort warten sie auf die Gelegenheit, ihr alte Kapitale zurückzugewinnen

Text: ASTRID HANSEN; Karte: STEFANIE PETERS

Nach dem Sieg der Kreuzfahrer über die Verteidiger Konstantinopels im Jahr 1204 (siehe Seite 112) flieht der byzantinische Adel in jene Regionen des Reiches, die noch nicht von den Armeen der katholischen Eroberer beherrscht werden.

Und während die abendländischen Ritter gemeinsam mit ihren venezianischen Verbündeten in den von ihnen besetzten Gebieten ein „Lateinisches Kaiserreich“ ausrufen, gründen die Flüchtlinge im Exil drei kleinere Reiche:

- Trapezunt an der Küste des Schwarzen Meeres,
- Nikaia in Westanatolien,
- Epiros auf dem westlichen Balkan.

Die Herrscher in diesen drei Gebieten, anfangs allesamt Angehörige der vor der Niederlage in Konstantinopel regierenden Dynastien, nennen sich zeitweise alle Kaiser.

Die Lebensdauer der Nachfolgestaaten scheint zunächst kurz bemessen. Denn noch im Jahr 1204 greifen die Kreuzfahrer auch nach Kleinasien, und die Erben von Byzanz haben ihnen anfangs nichts entgegenzusetzen.

Doch dann kommt es auf dem Balkan zu einem Konflikt zwischen den dort siedelnden Bulgaren und den vorstoßenden Lateinern, den die Kämpfer aus dem Westen verlieren. Die unterbrechen daraufhin ihre Expansion.

Zudem ist das Lateinische Kaiserreich von Beginn an geschwächt durch Meinungsverschiedenheiten zwischen Venezianern und Kreuzrittern, die Konstantinopel und das Byzantinische Reich unter sich aufgeteilt haben.

So sind die vor allem auf Handelsposten bedachten Vertreter Venedigs nicht dazu bereit, den ausgedehnten Flächenstaat der Kreuzritter zu finanzieren. Auch müssen die Lateiner erkennen, dass aus ihren Heimatländern kaum neue Einwanderer nachkommen, sodass sie in ihrem neuen Kaiserreich stets in der Minderheit bleiben.

Diese Schwäche kann Nikaia nutzen und sich nach und nach zu dem bedeutendsten der drei byzantinischen Nachfolgestaaten entwickeln, denn hier hat sich der Großteil der alten Oberschicht angesiedelt.

Im Jahr 1211 schlägt die kampfstärke Armee von Nikaia ein Heer aus dem benachbarten Reich der Rum-Seldschuken, einer türkisch-muslimischen Dynastie. 1214 besiegt Nikaia den Konkurrenten Trapezunt und 1242 Epiros. Die beiden Kleinreiche bleiben zwar bestehen, doch fortan kann nur noch Nikaia darauf hoffen, die byzantinische Macht wiederherzustellen.

In diesen Jahren gewinnt Nikaia auch international an Einfluss. Durch eine kluge Hochzeitspolitik macht der

dortige Herrscher sowohl den bulgarischen Zaren als auch den römisch-deutschen Kaiser zu seinen Verbündeten und schließt 1214 sogar einen Friedensvertrag mit dem Lateinischen Kaiserreich.

1259 gelangt in Nikaia eine neue Dynastie an die Macht. Deren Oberhaupt Michael VIII. setzt sowohl die kriegerische Eroberung als auch die Diplomatie fort und annektiert große Gebiete auf dem Balkan. Vor allem aber will er Konstantinopel von den Besatzern zurückerobern. Die Gelegenheit dazu ergibt sich, als die Lateiner – die sich auf einen Waffenstillstand mit Nikaia verlassen – ihre Truppen und ihre Flotte auf einen Raubzug ins Schwarze Meer entsenden.

Als der Anführer einer in der Nähe Konstantinopels operierenden nikaischen Heeresinheit davon erfährt, befiehlt er kurzerhand die Attacke auf die von fast allen Verteidigern entblößte Stadt. Am 25. Juli 1261 besetzen einige Hundert Soldaten die Kapitale im Handstreich.

Die meisten katholischen Bewohner fliehen, ohne Widerstand zu leisten; mit ihnen verlässt auch der lateinische Kaiser die Stadt. Nach 57 Jahren ist die Metropole am Bosphorus wieder in griechischer Hand. Und einige Wochen später zieht Michael VIII. feierlich in Konstantinopel ein, das nun für fast zwei Jahrhunderte erneut die Residenz byzantinischer Herrscher sein wird. ●

FREMDE HERREN IN KONSTANTINOPEL

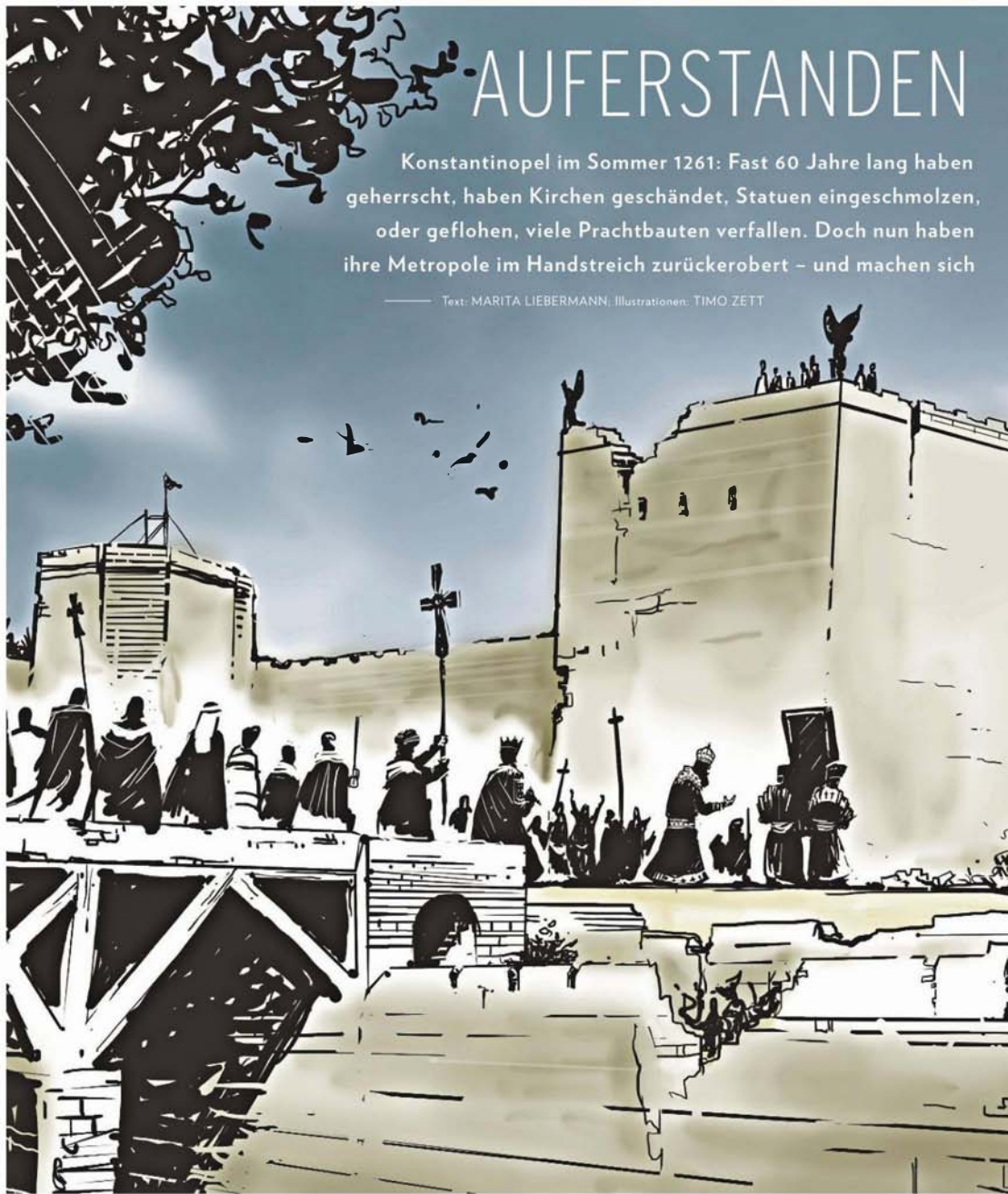


Byzanz zerfällt nach dem Triumph der Kreuzfahrer 1204 in vier Nachfolgestaaten: in das Lateinische Imperium der Eroberer aus dem Westen sowie in die Kaiserreiche von Epiros, Trapezunt und Nikaia, die von byzantinischen Adelsfamilien beherrscht werden. Nikaia entwickelt sich in den folgenden Jahrzehnten zum mächtigsten dieser Reiche. Und 1261 wird sein Herrscher gegen Konstantinopel ziehen, um die Stadt den Lateinern wieder zu entreißen

AUFERSTANDEN

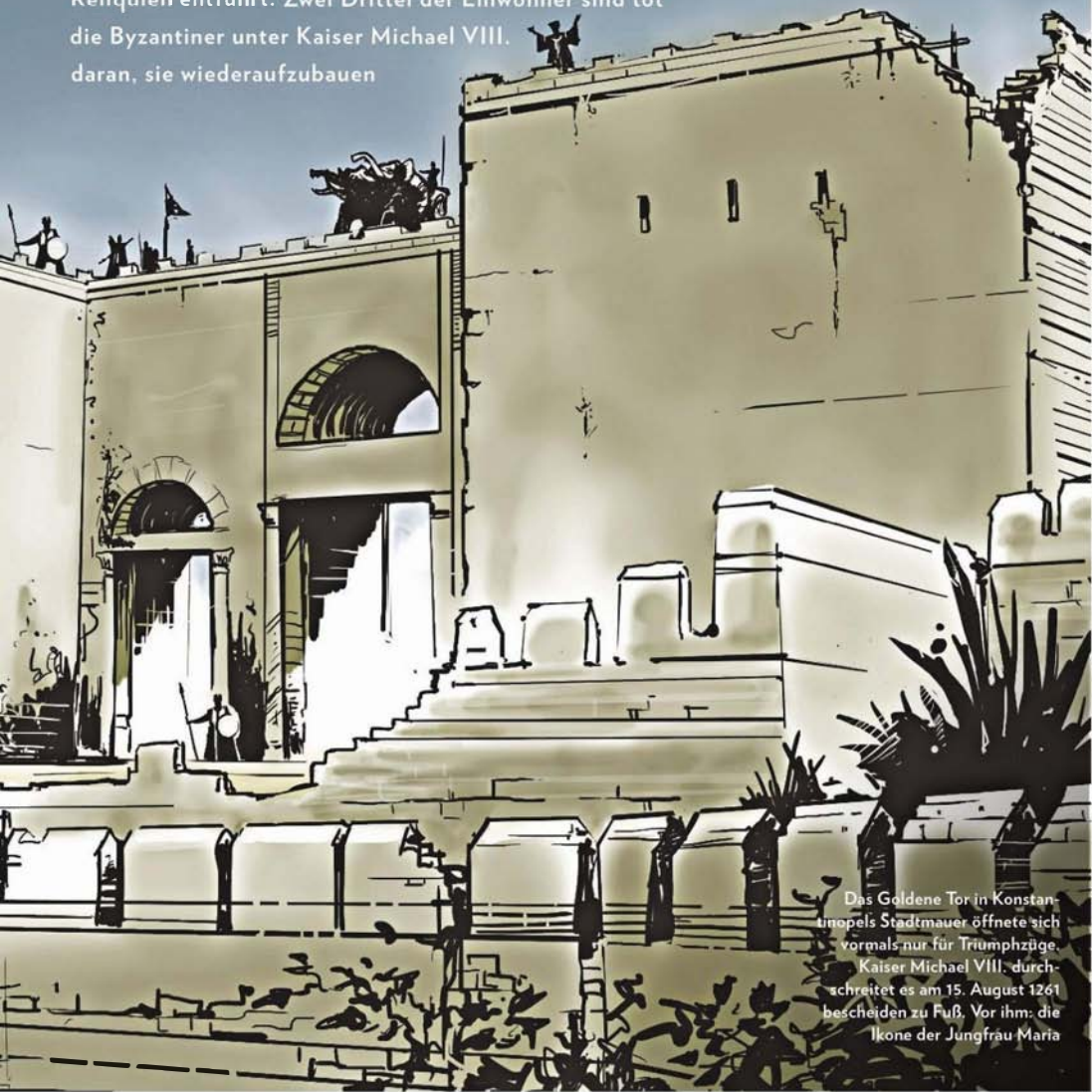
Konstantinopel im Sommer 1261: Fast 60 Jahre lang haben geherrscht, haben Kirchen geschändet, Statuen eingeschmolzen, oder geflohen, viele Prachtbauten verfallen. Doch nun haben ihre Metropole im Handstreich zurückerobert – und machen sich

Text: MARITA LIEBERMANN, Illustrationen: TIMO ZETT



AUS RUINEN

Kreuzritter und venezianische Kaufleute brutal am Goldenen Horn
Reliquien entführt. Zwei Drittel der Einwohner sind tot
die Byzantiner unter Kaiser Michael VIII.
daran, sie wiederaufzubauen



Das Goldene Tor in Konstantinopels Stadtmauer öffnete sich
vormals nur für Triumphzüge.
Kaiser Michael VIII. durch-
schreitet es am 15. August 1261
bescheiden zu Fuß. Vor ihm: die
Ikone der Jungfrau Maria

D

Die Muttergottes persönlich soll Modell gestanden haben, als der Evangelist Lukas diese Ikone einst unter dem wohlwollenden Blick des Allmächtigen gemalt hat. So jedenfalls erzählen es sich die Einwohner Konstantinopels über das heiligste Bildnis in ihrer Stadt: ein mit silbernen Ornamenten und Perlen, mit funkelnden Saphiren und Smaragden reich geschmücktes Porträt der Maria – der in sich versunkenen Heiligen, Botschafterin zwischen Himmel und Erde.

Ganz still steht die Jungfrau da, eingehüllt in ihr Gewand. Im Arm hält sie den kleinen Jesus, mit ihrer Rechten weist sie auf den Heiland und sagt mit dieser Geste, dass der Sohn Gottes ein Mensch geworden ist, gekommen, um die Welt zu erlösen. Zugleich scheint die Heilige auch die Gunst des Knaben für alle Sterblichen zu erbitten. Denn das aufrecht in ihrer Armbeuge sitzende Kind hat eine Hand zum Segen erhoben.

Für die Bewohner Konstantinopels ist das Bildnis mehr als nur ein geweihtes Kunstwerk. Von jeher huldigen sie Maria auch als ihrer Schutzpatronin, die sie vor Gefahren bewahrt, ihre Feinde vertreibt und ihre Fürsten unterstützt. Und sie sind davon überzeugt, dass der Geist ihrer himmlischen Schirmherrin in jenes angeblich wundersam erschaffene Tafelbild übergegangen ist: dass also die gemalte Gestalt die gleichen göttlichen Kräfte besitzt wie die Heilige selbst.

Am 15. August des Jahres 1261, in der drückenden Sommerhitze vor den Mauern der Stadt, betrachten die Gläubigen das kostbare Bildnis mit besonderer Ehrfurcht, voller Dankbarkeit, Hoffnungen und Wünsche. Es ist der Tag, an dem die Christenheit die Himmelfahrt

der Mutter Gottes begeht. Doch ein Marienfest wie dieses hat die Metropole am Goldenen Horn noch nie erlebt.

Denn fast 60 Jahre lang hat das Volk die Gebenedeute nicht zu Gesicht bekommen. Fremde haben die Ikone geraubt und versteckt. Wie eine Gefangene war die Jungfrau den lateinischen Eroberern ausgeliefert gewesen, die Konstantinopel am Ende des Vierten Kreuzzugs unterworfen hatten (siehe Seite 112).

Nun aber sind die Jahrzehnte der Unterdrückung ausgestanden, die Feinde verjagt. Heute nehmen die Griechen ihre Stadtheilige wieder in Besitz.

Die Zeremonien eröffnet ein hoher Bischof, der das Kunstwerk laut betend einen von zwei Türmen hinaufträgt, die zum Goldenen Tor gehören, der mächtigen Wehranlage im äußersten Südwesten der Stadtmauern.

Oben angelangt, präsentiert der Kirchenmann das Marienbild der Menschenmenge, die sich außerhalb der Stadtmauer vor der Pforte versammelt hat. Und kein Geringerer als der neue Kaiser von Byzanz wartet dort mit seinem Gefolge. Denn am heutigen Ehrenfest der Gottesmutter kommt der byzantinische Monarch Michael VIII. aus seinem Exil in Kleinasien nach Konstantinopel: Endlich hat die Stadt nach einer Zeit der Besatzung durch die „Lateiner“ wieder einen griechischen Herrscher.

Gut ein Dutzend Gebetstexte hat der Kaiser eigens für diesen Moment verfassen lassen. Nach jedem Spruch rufen er und seine Untertanen gemeinsam aus: „Kyrie eleison!“, „Herr, erbarme Dich!“. Hundertmal hintereinander.

Dann erst geht der Monarch mit seinen adeligen Begleitern durch das



Mittelportal des gewaltigen Tores, das schon so lange keinen Griechenherrscher mehr eingelassen hat. Die bronzevergoldete Prachtpforte hat sich auch in den ruhmvollen Zeiten von Byzanz für die Imperatoren nur geöffnet, wenn sie siegreich von einem Heerzug heimkamen.

Doch heute begrüßt das Volk keinen stolzen Feldherrn. Kein Kriegsheld reitet hoch zu Ross in die Stadt hinein. An diesem Tag schreitet der Kaiser so bescheiden wie kaum einer seiner Vorgänger zu Fuß über das Pflaster.

Denn der etwa 36-jährige Michael führt lediglich die Befehle des Himmels aus – so möchten die Griechen es verstehen: Christus selbst hat ihrem Kaiser die



Konstantinsstadt zurückgegeben. Damit die Metropole wieder der Mittelpunkt des Byzantinischen Reiches wird.

Und so tritt der Herrscher wie ein demütiger Diener Gottes auf. In einem aber hält er sich an die Sitte der Triumphfeste: Er lässt seine Prozession von dem Marienbild anführen, das nun zwei Männer tragen. Langsamem Schrittes folgt dahinter der Kaiser.

Gemeinsam mit der Heiligen Jungfrau betritt er die geschundene Stadt.

Getilgt scheint die Schmach, die Konstantinopel 57 Jahre zuvor erdulden musste: Im April 1204 haben Kreuzritzer

Das Studioskloster im Westen von Konstantinopel war eine Quelle des byzantinischen Mönchtums. Seine berühmte Bibliothek haben abendländische Besatzer verkommen lassen, die die Bücher nicht lesen konnten. Nun weiden dort Schafe, die Mönche sind fort, die Schreibwerkstätten verwaist, die kostbaren Schriften verrottet

aus Frankreich und Italien die Mauern der Stadt gestürmt – und dem Reich das Zentrum genommen; das Imperium hörte de facto auf zu existieren. Nur in einigen kleineren Gebieten in Anatolien und auf dem Balkan, den Rückzugsorten des

aus Konstantinopel geflüchteten Adels, lebte Byzanz weiter (siehe Seite 124).

Die mächtigsten dieser insgesamt drei Exilherrscher, die Kaiser des Reichs von Nikaia, 70 Kilometer südöstlich von Konstantinopel gelegen, planten schon bald, die Metropole zurückzugewinnen. Doch lange Zeit fehlte ihnen die militärische Stärke. Unterdessen raubten die Eroberer, die Lateiner, nach und nach fast alle Reichtümer aus Konstantinopel und ließen seine prunkvollen Bauten langsam verfallen.

Erst 1259 ließ sich in Nikaia jener Aristokrat zum Kaiser krönen, der den lang gehegten Wunsch der Griechen auf Rückeroberung der Stadt am Goldenen

Horn wahr machen sollte: Michael VIII. Ihm gelang es schon bald, strategisch wichtige Gebiete um Konstantinopel von den Lateinern zurückzuerlangen. Und dann griff er zu einer List.

Während einer Waffenruhe, die er mit den Besatzern vereinbart hatte, entsandte er im Juli 1261 ein kleines Heer an den Bosphorus, um die Lage zu erkunden. Die Lateiner hingegen, auf das Wort des Byzantiners vertrauend, waren mit ihrer Flotte und allen kampffähigen Männern zu einem Kriegszug ins Schwarze Meer aufgebrochen. So konnten die byzantinischen Truppen die unbewachte Kaiserresidenz binnen weniger Stunden im Handstreich einnehmen.

Keine drei Wochen später präsentiert sich Michael VIII. nun als neuer Herrscher von Konstantinopel – einer Stadt, die er nie zuvor gesehen hat.

Früher haben deren Bewohner den siegreich einziehenden Kaisern zu Zehntausenden zugejubelt, die Kriegsbeute beklatscht, Gefangene bestaunt. Fein zurechtgemacht, hat die Stadt ihre Triumphatoren empfangen: Seidenstoffe und Blumen schmückten die Mese, jene Hauptstraße, die vom Goldenen Tor zur Hagia Sophia und zum Kaiserpalast führt, dem Ziel jedes Festzugs.

Jetzt aber liegt Konstantinopel wie verlassen da. Die Stadt hat zwei Drittel jener vielleicht 400000 Einwohner verloren, die vor der Eroberung durch die Kreuzfahrer am Bosphorus lebten. Viele sind im Kampf gegen die Lateiner gefallen, noch mehr nach dem Triumph der Fremden geflohen. Neue Siedler sind den Eroberern nicht nachgefolgt. So entvölkert ist das Rom des Ostens, dass seine übrig gebliebenen Bewohner zwischen den Häusern Kornfelder anlegen können.

Etwa sechs Kilometer lang ist die Strecke, die Michael VIII. auf dem Weg zur Hagia Sophia zurücklegen muss. Die Prozession kommt aber bereits wenige Hundert Meter hinter dem Goldenen Tor zum Stehen: am Studioskloster, das einst zu den bedeutendsten Konventen des Byzantinischen Reiches gehörte.

Die gelehrten Mönche dort betrieben eine berühmte Schreibwerkstatt; jahrhundertlang beherbergten sie eine

Schule in ihren Mauern und wachten über eine hervorragende Bibliothek.

Heute weiden Schafe vor dem verwaisten Kloster. Das Volk treibt seine Tiere an diesen ehrwürdigen Ort, und kein Mensch stört sich daran. Niemand unterrichtet hier mehr seine Schüler; die orthodoxen Mönche, die sich dem Studium kostbarer Manuskripte widmeten, sind fort. Die Lateiner haben die Bücher verrotten und die Bauten verwahrlosen lassen. Wie überall in der Stadt.

Warum hätten sich die Eroberer auch um die Schriften der Griechen kümmern sollen? Verachten sie die religiösen Texte der Orthodoxen doch als Werke von Abtrünnigen und Schismatikern. Ohnehin kann kaum jemand von ihnen Griechisch lesen. Und so sind in den Jahrzehnten der Fremdherrschaft viele Bibliotheken und fromme Stätten in der Stadt Stein um Stein verfallen.

Schlimmer noch: Die meisten Gotteshäuser sind nicht nur zu Ruinen verkommen – die Lateiner haben die Klöster und Kirchen regelrecht ausgeweidet.

Goldene und silberne Rahmen haben sie von den Heiligenbildern gerissen, wertvolle Beschläge aus den Möbeln gebrochen, Geschirr aus Edelmetall eingeschmolzen, Kelche zerschmettert, um die eingearbeiteten Juwelen herauszulösen. Gefäße, die den Priestern beim Gottesdienst zur Feier des Opfers Christi dienten, haben die Besatzer bei Gelagen mit ihren profanen Getränken gefüllt.

Sie haben den Orthodoxen die kostbarsten Reliquien geraubt, um sich selber den Beistand des Himmels zu sichern: vermeintliche Knochensplitter von Heiligen, die über Jahrhunderte in Schreinen geruht hatten.

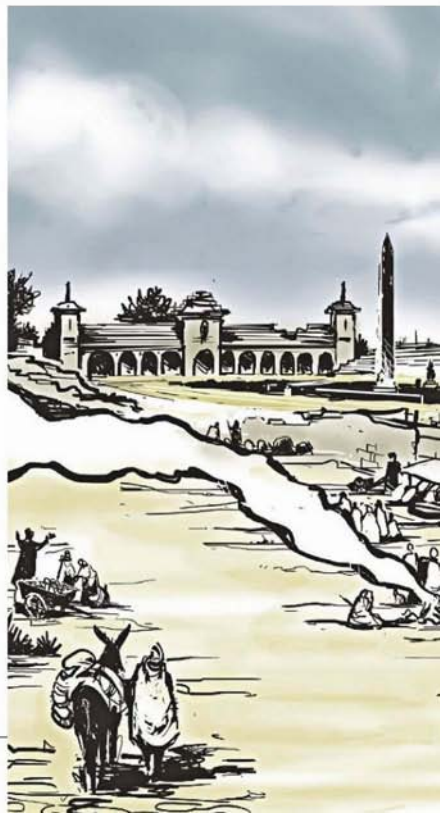
Und selbst vor jenen hochverehrten Gegenständen, die alle Christen an das irdische Leben Jesu erinnern sollen, machten die Plünderer nicht halt: Das rote Gewand, in das nach den Vorstellungen der Gläubigen der Heiland auf

Erden gekleidet war, haben sie fortgetragen, ebenso die Nägel, mit denen der Gottessohn ans Kreuz geschlagen worden sein soll. Viele der unwiederbringlichen Reliquien, die Pilger einst aus Ost und West nach Konstantinopel gelockt haben, sind für immer verloren.

Noch in späteren Jahrhunderten werden die Bewohner der Stadt den Verlust ihrer Kirchenschätze beklagen, werden Mönche und Nonnen vom Treiben der Christen aus dem Westen erzählen. Zumal die Lateiner nicht nur geplündert und zerstört haben, was den Orthodoxen heilig ist. Sie haben es auch verhöhnt und geschändet.

Eine Kirche, so überliefert es ein Chronist, haben katholische Soldaten als Stall benutzt und die Gebeine eines byzantinischen Kaisers, der dort bestattet war, kurzerhand in eine Ecke des Gebäudes gekippt. In einer Krankenhauskapelle haben sich die Besatzer gar an der Iko-

Versengt, ausgeplündert, die bronzenne Quadriga nach Venedig verschleppt: Auch vom Hippodrom ist wenig mehr als eine Ruine geblieben, die immer weiter verfällt



nostase vergangen: jener hölzernen Trennwand – meist mit Gemälden der Gottesmutter oder des Heilands geschmückt –, die in orthodoxen Kirchen wie eine Schwelle zum Allerheiligsten vor den Altar gebaut ist. In eine solche Wand sollen die Lateiner Löcher geschnitten haben, um die Holzplatte dann als Sitzfläche in der Latrine des Hospitals zu missbrauchen.

Michael VIII. durchschreitet eine entehrte Stadt.

Für den Einzug des Kaisers haben seine Untertanen im Studioskloster vermutlich zumindest einen Andachtsraum notdürftig hergerichtet. Denn nun bringen die Träger der Ikone das Marienbildnis herein. Es ist für die Gläubigen auch deshalb unermesslich wertvoll, weil es eines der letzten großen Heiligtümer ist, die Konstantinopel geblieben sind.

Nach der Unterwerfung der Stadt gelangte das Gemälde zunächst in den Besitz eines Geistlichen aus Venedig, den die Lateiner zum obersten Würdenträger der Kirche von Konstantinopel ernannt hatten. Der katholische Bischof verbot den Einheimischen, ihre wöchentlichen Gebete vor der Ikone abzuhalten, wie es seit Jahrhunderten Brauch gewesen war. Zudem verschloss er das Heiligenbild in einer Kammer der Hagia Sophia.

Doch schon bald erregte das wertvolle Kunstwerk die Aufmerksamkeit eines anderen Venezianers. Der gab ein paar Männern den Auftrag, die Jungfrau für ihn zu stehlen. Die Diebe drangen in die Kirche ein, brachen den Raum auf, in dem das Bildnis verwahrt war, und trugen die Gottesmutter fort. Vielleicht aus Ehrerbietigkeit gegenüber dem heiligen Bildnis ließ der neue Besitzer die Ikone allerdings – statt sie zu verkaufen – in eine Kirche bringen, wo sie die Jahre der

Lateinerherrschaft ohne Schaden überstand. Bis die Diener Michaels VIII. sie wieder ans Tageslicht holten.

Wie groß mag die Freude der Griechen darüber sein, die Ikone ihrer Beschützerin an der Stirn der kaiserlichen Prozession zu erblicken? Das Glück darüber, dass ihr Herrscher ihnen die Muttergottes zurückgibt?

Überall in der Stadt versammeln sich nun Mönche und Nonnen. Von Platz zu Platz ziehen die Frauen und Männer aus den Klöstern, strömen in die noch erhaltenen Kirchen, um dem Allmächtigen zu danken.

Michael VIII. lässt die Ikone an diesem Tag im Konvent zurück (dort wird das heilige Bildnis bis zum endgültigen Fall der Stadt im Jahr 1453 bleiben und dann in den Wirren der osmanischen Eroberung verloren gehen).

Der Kaiser macht sich auf zur Hagia Sophia. Doch bei aller Demut, die





er zur Schau stellt: Den langen Weg dorthin will er nicht zu Fuß bewältigen. Vor dem Studiokloster steigt er auf ein Pferd. Vom Sattel aus sieht er nun, wie verwahrlost die Mese inzwischen ist: Wo früher an der Straße mehrgeschossige Stadtpaläste der Adeligen standen, ist jetzt oft nur noch ein Gerippe aus Steinen auszumachen – oder der nackte Erdboden.

Die Lateiner haben die Schindeln aus Bronze und Blei von den Häuser-

dächern entfernt, um die Metalle einzuschmelzen. Schutzlos sind die Gebäude danach Regen und Wind ausgesetzt gewesen und langsam verfallen. Holzbauten haben die Besatzer niedergerissen, wann immer sie Brennmaterial brauchten.

Es war, als hätten die Männer aus dem Westen selbst nicht daran geglaubt, dass ihnen die Stadt für immer gehören würde. Als hätten sie sie daher so gründlich wie möglich ausgebeutet.

Je weiter Michael VIII. vorankommt, desto deutlicher wird ihm jenes Unglück vor Augen stehen, das sein Volk ein Menschenalter zuvor getroffen hat. Denn der östliche Abschnitt der Mese, der durch das politische Zentrum der Stadt führt, ist noch immer von dem Inferno gezeichnet, das die Kreuzfahrer einst entfachten: einer Feuersbrunst.

Ihren Anfang nahm sie ausgerechnet in einem muslimischen Gotteshaus.

Anders als viele Kirchen der Stadt hat die Hagia Sophia die Besatzung überstanden – doch fehlt alles Silber, jeder Edelstein, und das Mauerwerk des Gotteshauses ist marode

Schon um 900 haben sich in der Stadt Konstantins viele Händler aus dem Reich des Kalifen in Bagdad niedergelassen; später wuchs ihre Gemeinde so stark an, dass ihnen der Kaiser erlaubte, eine Moschee außerhalb der Mauern am Goldenen Horn zu errichten.

In dieses Gebäude ist ein Trupp der Lateiner während der Belagerung eingedrungen, um es zu plündern. Von Muslimen und Byzantinern aufgestört, zündeten die Kreuzritter das Bethaus an. Der Wind peitschte die Flammen dann derart auf, dass sie binnen kürzester Zeit in ungeheure Höhen wuchsen, mal in die eine, mal in die andere Richtung schnellten und die Befestigungsmauer Konstantinopels übersprangen.

Schnell fraß sich der Feuersturm durch die Kapitale, schlug eine Bresche in die östlichen Stadtteile und zerstörte Wohnhäuser, Paläste und Kirchen.

Augenzeugen überliefern, dass Säulengänge in sich zusammenstürzten und mächtige Stützpfeiler wie Reisig loderten. Glühende Kohlestücke schossen durch die Luft und verwüsteten alles, was sie trafen – sogar ein Segelschiff im Goldenen Horn. Tagelang brannten die Feuer. Hunderte Männer, Frauen und Kinder starben.

Allein: Die Hagia Sophia, das größte Gotteshaus der Christenheit, hat offenbar nur geringfügigen Schaden erlitten. Ein Wunder, denn die Flammen hatten im Grunde das gesamte Viertel erfasst, in dem der byzantinische Staat seinen Reichtum und seine Macht zeigte. Die Lateiner haben später kaum etwas repariert oder wiederaufgebaut. Und so stehen auf dem letzten Stück der Mese, das der Kaiser an diesem Augusttag passiert, nichts als verkohlte Ruinen.

Auch das Konstantinsforum westlich der Hauptkirche, das der Stadtgründer einst angelegt hat, ist teilweise der Feuersbrunst zum Opfer gefallen. Auf dem Platz standen viele der kostbarsten

und ältesten Skulpturen von Byzanz unter freiem Himmel. Von den prachtvollen Figuren sind nur Reste übrig. Die Lateiner haben die aus Metall gearbeiteten Kunstwerke in Öfen geschmolzen, um Münzen daraus zu prägen.

Auch das Hippodrom wurde vom Feuer angegriffen. Anschließend raubten die Besatzer die Verzierungen des Baus – unter anderem die berühmte bronzene Quadriga: jene Gruppe von vier Rössern, die inzwischen über dem Portal der Markuskirche zu Venedig wachen.



Etwa auf der Höhe des Hippodroms wendet sich der Kaiser nach Nordosten und reitet auf die Hagia Sophia zu. Dort steigt er aus dem Sattel, um noch einmal zu beten. Im ehrwürdigsten Gotteshaus von Byzanz will er erneut dafür danken, dass ihm der allmächtige Schöpfer seine Hauptstadt zurückgegeben hat.

Der Fürst tritt über die Schwelle einer der wenigen Kirchen, die keine Ruine sind – weil der lateinische Klerus sie benutzt hat: Unter der Herrschaft der Katholiken war die Hagia Sophia die Kathedrale des Patriarchen, des Kirchenoberen aus Venedig.

Hier stand einst der heiligste aller Altäre des Byzantinischen Kaiserreichs, umgeben von mit Silber beschlagenen Säulen. Die kostbaren Pfeiler hielten einen ebenfalls versilberten, spitz zulaufenden Baldachin. Die Kreuzritter haben die Geschmeide der Kirche geraubt, darunter den Baldachin mit seinen Säulen sowie zwölf mannshohe silberbeschlagene Kreuze. Den Altar schlugen sie entzwei, um die in ihn eingearbeiteten Edelsteine und Perlen herauszubringen.

Die Schmuckpfeiler um den neu errichteten Altar sind nun aus schlichem Marmor. Der Patriarch hat die Säulen aus einer zerstörten Kirche der Stadt in die Hagia Sophia bringen lassen. Von den Lateinern errichtete Strebebögen

stützen das Mauerwerk des Gotteshauses: Nur sie bewahren das von Erdbeben beschädigte Gebäude vor dem Einsturz.

Nach den Gebeten des Monarchen zieht die Prozession weiter zum Kaiserpalast östlich des Hippodroms. Einst endete dort der Einzugs jedes Herrschers.

Die Palastgemächer sind auf mehreren gewaltigen Terrassen erbaut. Früher beherbergten sie die Verwaltung des Byzantinischen Reiches. Auch die Gefängnisse waren in dem Komplex untergebracht, die Münzen wurden hier geprägt und der Staatsschatz aufbewahrt. In einem prächtigen Audienzsaal empfingen die Kaiser ihre Gäste. Viele Räume hatten Künstler mit goldenen Mosaiken und wertvollen Skulpturen verziert.

Die Eroberer hatten keine Verwendung für den kolossalen Bau. So stand der Palast jahrzehntlang weitgehend leer. Der einstige Mittelpunkt des Reiches ist nur noch eine Ansammlung baufälliger Gemäuer, aller Kunstwerke beraubt. Auch von der einst wertvollen Bibliothek existieren nur noch Reste.

Michael VIII. hat einige Männer vorausgeschickt, die einen Teil des Palastes notdürftig herrichten sollten. Wohnen will der Kaiser allerdings nicht in der ruinierten Prachtanlage. Er plant, künftig im Norden der Stadt zu residieren: im Blachernenpalast, wie so mancher byzantinische Monarch vor ihm.

Doch dieser nahe dem Goldenen Horn gelegene Bau ist noch von den Steingeschossen gezeichnet, mit denen die Kreuzritter von Katapulten aus die Stadt bombardiert haben. Zudem wohnen die lateinischen Herrscher in dem Gebäude und kümmern sich nicht darum, das Kaminfeuer und Öllampen die Gemächer beschmutzen. Schwarz von Ruß und Rauch sind die Räume.

Nach seinem Einzug beginnt Michael VIII. sogleich damit, Konstantinopel wiederaufzubauen. Dazu gehört auch, die lange Zeit vernachlässigte Befestigung der Stadt zu erneuern. Als Erstes lässt der Kaiser daher den besonders gefährdeten Verteidigungswall zur Seeseite um etwa zwei Meter erhöhen, zunächst durch Holzblenden, die zum Schutz vor Feuer mit Lederhäuten bezogen sind.

Auf den Spuren der Vergangenheit.

Spannende Reisen in die Vergangenheit: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

“

Herzlichst Ihr

Michael Schaper



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



IHRE Abovorteile

- 1. Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 2. Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- 3. Bequem**
Portofreie Lieferung nach Hause.
- 4. Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Geschichtsrächtiges Wissen erleben.

- „Piraten“ – Freibeuter, Abenteurer, Menschenhändler: 2000 Jahre Seeräuberei
- „Die Zeit der Kreuzritter“ 1096–1291



2. Asia-Messerset „Taki“

Fernöstliches für jede Küche.

- Set aus einem Koch-, Gemüse- und Sushimeser im japanischen Stil
- Klingen aus Edelstahl, Griffe aus Holz



3. GEO EPOCHE-Sammelschuber

Perfekt für Ihr Archiv zu Hause. Schützt und bringt Ordnung in die Sammlung.

- Schuber aus robustem Hartkarton
- Fasst bis zu 8 Ausgaben

GRATIS
zur Wahl



4. Sport-/Reisetasche „Country“

Perfekt für Freizeit und Kurzreisen.

- Geräumiges Hauptfach und Vortasche
- Abnehmbarer, gepolsterter Umhängegurt
- Maße: ca. 58 x 37 x 22 cm; Farbe: Marine

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 60,- € bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

online mit noch mehr Angeboten:

+49 (0)40/55 55 89 90

www.geo-epoche.de/abo

Später verstärken seine Baumeister das Bollwerk mit einer zweiten Mauer, wie sie frühere Herrscher bereits zur Landseite hin haben erbauen lassen. Nun schützt ein doppelter Abwehring die Kapitale vor Angreifern.

Um Feinde noch besser abwehren zu können, gibt der Monarch zudem den Bau einer Flotte in Auftrag. Denn Michael VIII. muss stets mit einem Vergeltungsschlag der Lateiner rechnen, zu denen ja mit Venedig eine der größten Seemächte des Mittelmeerraums gehört.

Er weiß: Konstantinopel kann nur überleben, wenn es die umliegenden Gewässer mit seinen Schiffen beherrscht.

Und wenn es wieder wie einst eine belebte Metropole wird. Daher versucht der Kaiser nun, mehr Menschen nach Konstantinopel zu locken. Michael ruft jene griechischen Adeligen, deren Vorfahren einst vor den Kreuzrittern geflohen sind, an den Bosphorus zurück.

Er gibt den wohlhabenden Familien ihre ehemaligen Domizile zurück, die sie wieder instand setzen. Darüber hinaus teilt er neu zugezogenen Aristokraten Bauland zu und gewährt ihnen finanzielle Unterstützung.

Michael VIII. selbst stammt aus einer Dynastie reicher Grundbesitzer, die ihre Ländereien in den Provinzen verpachten und sich nun auf diese Weise ein Leben in der Metropole finanzieren. Schon bald beziehen die Verwandten des Kaisers die prunkvollsten Adelsresidenzen der Hauptstadt.

Mit seiner gesamten Familie nimmt der Monarch Besitz von Konstantinopel,

schart Vertraute um sich und sichert so seine Stellung im Zentrum der Macht.

Um die brachliegende Wirtschaft in der Stadt zu fördern, lässt der Kaiser die ausländischen Kaufleute in ihre alten Quartiere am Goldenen Horn zurückkehren. Er ordnet sogar den Bau einer neuen Moschee an, um Händler aus der muslimischen Welt anzulocken.

Und tatsächlich beginnt in den Jahrzehnten nach dem feierlichen Einzug ein vielversprechender Aufschwung.

Vor allem Venezianer und Genuesen machen Konstantinopel wieder zu einem Drehpunkt des Welthandels: Über das Schwarze Meer bringen die Italiener Güter wie Seide oder Gewürze aus Asien nach Byzanz und schaffen sie von dort in den Westen Europas; umgekehrt verladen sie in den Häfen Konstantinopels auch europäische Waren, die sie nach Asien verkaufen.

Die venezianischen Kaufleute sind vor allem an ihren Profitten interessiert: Die Stadt Konstantins ist für sie noch immer ein enorm wichtiger Handelsplatz. Die politischen Konflikte der vergangenen Jahrzehnte sind für sie dagegen nur von geringer Bedeutung.

Langsam erholt sich Konstantinopel. Dank der guten Geschäfte geben die

Kaufleute aus der Fremde ihr Geld in der Stadt aus.

Aber nicht nur bei den Ausländern nimmt die Nachfrage nach Luxusgütern zu, sondern auch bei den einheimischen Bewohnern. Parfümverkäufer, Seidenweber und Stoffhändler eröffnen ihre Läden in den ihnen jeweils zugewiesenen Straßen. Ebenso machen Bäcker, Metzger, Fischhändler, Kerzenmacher und Seifenhersteller wegen der steigenden Bevölkerungszahl wieder Gewinne.

Michael VIII. lässt etliche Wohnhäuser errichten, baut Kirchen und Klöster wieder auf. Auch die Pferderennbahn reparieren seine Arbeiter, ein Theater wird auf seinen Befehl renoviert.

Zudem sorgt der Herrscher für sein Volk, indem er Krankenhäuser, Altersheime und Schulen gründet. Er legt Bibliotheken an und lädt die renommiertesten Gelehrten des Reichs ein, sich in Konstantinopel niederzulassen.

Und der Kaiser versucht, seiner Metropole jenen besonderen Glanz zurückzugeben, der einem Kaisersitz gebührt: mit Kunstwerken, die ausdrücklich für die Residenz geschaffen werden.

Denn es gilt, das verlorste Zentrum des Reiches wieder in eine prächtige Kapitale zu verwandeln – und auf diese Weise nebenbei auch zu demonstrieren, dass der neue Monarch ein würdiges Oberhaupt von Byzanz ist.

Im Auftrag des Kaisers restaurieren Handwerker den Blachernenpalast von Grund auf. Über 200 Räume und mehr als 20 Kapellen richten die Arbeiter her.

Das Gold und die prächtigen Farben der kostbaren Mosaiken und Malereien an den Wänden beginnen erneut zu leuchten. Die Vorhallen des Palastes schmücken die Künstler mit Fresken, die neben der biblischen Schöpfungsgeschichte auch einen militärischen Triumph ihres Mäzens verherrlichen – jenen Sieg, den er 1281 über die Heere der Lateiner erringt und mit dem er sein Reich endgültig stabilisiert.

Denn seine Gegner aus dem Westen haben in jenem Jahr versucht, Konstantinopel erneut in ihre Gewalt zu bringen. Auf Befehl des Königs von Sizilien, eines Sprosses des französischen Herrscherhauses, ist ihr Heer im heutigen Albanien gelandet.

Die katholischen Besatzer haben orthodoxe Kirchen als Pferdestall oder Steinbruch genutzt, heilige Gegenstände in Latrinen eingebaut und Gräber geschändet



Doch Michael VIII. schickte ihnen seine besten Truppen entgegen – mit Erfolg. Im Triumphzug ließ der Kaiser danach die geschlagenen Feinde seinem Volk vorführen.

Das erste machtvolle Zeichen für den Neubeginn, den Byzanz unter ihm erlebt, setzt der Kaiser aber schon wenige Wochen nach seinem Einzug: Er lässt die Hagia Sophia wieder so herrichten, wie es der orthodoxe Gottesdienst erfordert.

Das Chorgestühl und andere Möbel der Katholiken tragen die Griechen aus der Kirche und stellen stattdessen die Trennwand zwischen dem Altar und dem Gebetsraum wieder auf. Und schon bald können die Gläubigen in der Hagia Sophia eine feine Webarbeit bewundern, die zwischen zwei Säulen des Gebetsraumes hängt – und die den Kaiser als neuen Konstantin ehrt.

In den folgenden Jahrzehnten lässt der Monarch die bedeutendste Kirche seines Reichs mit einem prächtigen Mosaik ausschmücken. Kostbare Ikonen und aus erlesenen Stoffen gewebte Bilder fertigen die Künstler seines Reiches in großer Zahl an. Einige der wertvollsten Stücke sendet er als Präsente an die katholischen Machthaber im Westen, um deren Gunst zu gewinnen.

Die hohen Ausgaben für das Heer, den Wiederaufbau der Stadt und den edlen Luxus, der seine Macht verherrlichen soll, belasten die kaiserlichen Kassen enorm. Nur durch hohe Steuern, die er vor allem den Untertanen in den Provinzen abfordert, kann er seinen finanziellen Verpflichtungen nachkommen.

Und doch hinterlässt der Monarch, der Konstantinopel für Byzanz zurückgewonnen hat, einen gestärkten Staat. Durch seine Aufrüstung ist das Kaiserreich längst militärisch abgesichert – und unterhält darüber hinaus inzwischen beste diplomatische Beziehungen zu den unterschiedlichsten Fürsten: Die Kontakte des Kaisers reichen zum spanischen König von Aragón wie zum mongolischen Herrscher der „Goldenen Horde“.

In der Hauptstadt nimmt der Handel immer weiter zu, blühen die schönen Künste und die Gelehrsamkeit. Und so wundert es nicht, dass Künstler und Red-



Einen Teil des Kaiserpalastes haben die Diener Michaels VIII. vor seinem Einzug in die Stadt notdürftig hergerichtet. Dauerhaft wohnen will der Monarch dort aber nicht

ner Michael VIII. schon zu Lebzeiten als einen zweiten Erbauer Konstantinopels feiern. In der Mitte der Stadt wird eine besonders prächtige Statue errichtet, die an seine Leistung erinnern soll.

Sie ragt vor der Apostelkirche auf, ganz in der Nähe der alten Kaisergräber, aus denen die Lateiner Juwelen und Gold geraubt hatten. Auf einer steinernen Säule befestigen seine Künstler zwei aufwendig gearbeitete Figuren aus Bronze. Eine der beiden riesenhaften Statuen zeigt den Erzengel Michael, vor dessen Füßen eine menschliche Gestalt kniet: Es ist der gleichnamige Kaiser, der dem Engel huldigt und ihm dabei ein Modell Konstantinopels überreicht.

Auf diese Weise verewigt der Monarch ebenjene Botschaft, die er schon vom Beginn seiner Herrschaft an in die Welt getragen hat. Nun steht es seinem Volk in den Bronzefiguren vor Augen: Der Kaiser unterwirft sich dem Himmel und vertraut seine Kapitale dem Schutz Gottes an.

Wenige Jahre später, 1282, stirbt Michael VIII. Und schon bald darauf erschüttert ein gewaltiger Erdstoß die Bosphorusstadt. Auch das Standbild kommt dabei zu Schaden: Das Beben enthauptet den Erzengel und reißt dem Kaiser das Stadtmodell aus der Hand.

In der Rückschau mag dies manchem Bewohner Konstantinopels wie ein Omen erscheinen – wie ein Symbol jener Katastrophe, die in diesen Jahren im Osten ihren Anfang nimmt.

Und die das Reich schon bald verheeren wird. ●

Dr. Marita Liebermann, Jg. 1973, ist Literaturwissenschaftlerin in Eichstätt. Timo Zett, Jg. 1985, hat sich bei seinen Illustrationen auf moderne Fotografien und Rekonstruktionen von Archäologen gestützt.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Jonathan Harris, „Constantinople. Capital of Byzantium“; Continuum: lebendige Einführung in die Geschichte der byzantinischen Hauptstadt. Helen C. Evans, „Byzantium. Faith and Power“, Yale University Press: Der prachtvolle Ausstellungskatalog bringt dem Leser die letzten Jahrhunderte von Byzanz detailliert und anschaulich nahe.





HILFERUF EINES KAISERS

Im Sommer 1369 reist Johannes V.,
der Herrscher von Byzanz, nach Rom – als
Bittsteller. Denn die Osmanen bedrohen
sein Reich. Und der Kaiser hofft auf die
Unterstützung des Papstes. Doch der Preis,
den der Heilige Vater für seinen Bei-
stand fordert, ist hoch: den Übertritt des
Kaisers zum katholischen Glauben

Text: IRENE STRATENWERTH

Wie auf diesem Fresko Kaiser Konstantin in
der Petersbasilika vor dem Papst das Knie
beugt, so fällt auch Johannes V. am 21. Oktober
1369 Urban V. zu Füßen. Kurz vor seiner
öffentlichen Selbsterniedrigung konvertiert
der byzantinische Monarch sogar zum
katholischen Glauben (um 1520)

D

Der Bettler aus dem fernen Konstantinopel trägt ein seidenes Gewand. Demütig steigt er die Stufen zum Portal der Peterskirche hinauf. Dort oben, auf einem kostbar geschmückten Thron, wartet Papst Urban V. Die Robe des Heiligen Vaters schimmert wie Kupfer, golden leuchtet seine dreifache Krone, Kardinäle mit blutroten Hüten und weitere Gottesmänner umringen ihn.

Es ist der 21. Oktober 1369: Der Kaiser von Byzanz ist mit seinem Gefolge nach Rom gereist, um sich öffentlich zu erniedrigen – in der Hoffnung auf Rettung für sein bedrohtes Reich.

Als Johannes V. den Treppenabsatz erreicht hat, hält er inne, verneigt sich und beugt sein Knie. Drei Mal. Dann sinkt er noch tiefer zu Boden. Küsst dem Obersten Hirten die Füße und Hände.

Die Menge der Schaulustigen, Geldwechsler und Souvenirhändler, die sich auf dem Petersplatz drängt, erlebt an diesem Herbsttag Unerhörtes.

Jahrhundertlang haben sich die Byzantiner als die wahren Erben des Römischen Imperiums verstanden, als Herren der Welt und der Christenheit. Die katholische Lehre des Papstes galt ihnen bestenfalls als Verirrung.

Doch jetzt wirft sich ein Kaiser vor einem Würdenträger in den Staub, der seinen Vorgängern einst untertan war. Wie ein Sünder tritt Johannes vor den Pontifex maximus. Was für eine Wende!

Wenn Urban seinen Triumph genießt, so zeigt er es nicht: Nach dem Kniefall seines Gastes erhebt er sich von seinem Thron, nimmt den Kaiser bei der Hand und stimmt ein „Te Deum“ an, einen Lobgesang auf den Herrn.

Dann verschwinden beide im wehrauchduftenden Dunkel der Petersbasilika, um gemeinsam die heilige Messe zu feiern. Ausgerechnet in jenem Kirchenbau, den Konstantin der Große, der Gründer der byzantinischen Hauptstadt, als römischer Kaiser vor mehr als 1000 Jahren in der Tiberstadt errichten ließ, wird der letzte Akt der Unterwerfung stattfinden: ein Gottesdienst nach katholischem Ritus.

Trotz aller sorgfältig inszenierten Harmonie – der Kaiser ist nicht freiwillig gekommen. Eine neue, tödliche Bedrohung hat ihn dazu gezwungen, die alte Rivalität mit dem Papst zu vergessen.

Byzanz kämpft gegen Feinde, die gefährlicher sind als alle Gegner, die das Reich in seiner langen Geschichte abwehren musste. Muslimische Türken, die Osmanen, ziehen plündernd über den Balkan, erobern Landstrich um Landstrich. Bis auf wenige Kilometer haben sie sich Konstantinopel bereits genähert. Wenn nicht bald Hilfe kommt, werden

die Fremden die Kapitale umzingeln, aushungern – und überrennen.

Wegen dieser Gefahr tritt Johannes nun zum Katholizismus über und verrät damit den orthodoxen Glauben seiner Vorväter. Er braucht Soldaten, Schiffe und Reiter aus dem Westen. Gegen einen scheinbar unaufhaltsamen Widersacher.

Ein Menschenalter zuvor ist der türkische Stammesführer Osman, der die gleichnamige Dynastie begründet, nur einer von vielen Machthabern, die in

MURADS TRUPPEN SIND EINE TÖDLICHE GEFAHR

Anatolien kleine Reiche errichten. Sie alle nutzen die Schwäche des Sultanats der Seldschuken, das die Region lange kontrolliert hat und um das Jahr 1300 unter dem Ansturm mongolischer Krieger gänzlich zusammengebrochen ist.

Niemand füllt das Machtvakuum so geschickt wie Osman, dessen Vorfahren einst aus den Steppen Zentralasiens nach Westen gezogen sind. Nach und nach dehnt er sein Herrschaftsgebiet südöstlich des Marmarameers immer weiter aus und drängt die Byzantiner zurück.

Sein Sohn und Nachfolger Orhan entreißt dem Kaiser im Jahr 1326 erstmals eine Großstadt – Bursa – und macht sie zur Residenz. Fortan regiert der osmanische Sultan nur wenige Tagesreisen von Konstantinopel entfernt.

Die Byzantiner sind zu schwach, um diesen Siegeszug zu stoppen: Auf seine Streitkräfte kann ihr Herrscher



Papst Urban V.



Kaiser Johannes V.



Sultan Murad I.

wenig zählen, sie verdienen kaum noch die Bezeichnung „Armee“. Die meisten dieser paar Tausend Männer sind fremde Söldner – darunter Serben, Bulgaren, Spanier, Deutsche, Italiener und sogar Türken. Doch selbst deren Unterhalt überfordert die rasch schrumpfende Staatskasse. So vertreiben die Osmanen die Truppen des Kaisers im Jahr 1341 schließlich aus fast ganz Anatolien.

Das einst mächtige Imperium besteht nun nur noch aus Konstantinopel, der Stadt Thessaloniki und deren Umland am nördlichen Ufer der Ägäis, ein paar Mittelmeerinseln, einem Teil der Peloponnes im äußersten Süden Griechenlands sowie Thrakien (siehe Karte Seite 142).

Diese Region ist in jenen Jahren das eigentliche Herz von Byzanz. Sie liegt westlich des Bosphorus und ist so vor den Angriffen der osmanischen Reiter geschützt – bis im März 1354 ein Erdbeben die thrakische Küste erschüttert. Dörfer und Städte werden zerstört, flüchtende Menschen irren durchs Land.

Besonders schlimm trifft es die Stadt Gallipoli an der Meerenge zwischen Asien und Europa. Die Mauern der Festung sacken zusammen. Als die wenigen Überlebenden aus den Trümmern fliehen, nutzen türkische Truppen die Not, überqueren die Wasserstraße und besetzen kurzerhand die Stadt.

Viele Soldaten bringen ihre Frauen und Kinder mit, um den Ort zu besiedeln. Vor allem aber machen sie sich sofort an den Bau eines neuen Bollwerks. Die Osmanen haben zum ersten Mal einen Brückenkopf in Europa erobert. Nun wollen sie ihn unbedingt halten – und von dort aus das bislang verschonte Thrakien erobern.

Dies ist das Erbe, das der 22-jährige Johannes V. im Jahr 1354 antritt: Er wird Herrscher über ein armes Reich ohne große Armee, ohne mächtige Freunde. Trotzdem scheint es dem Monarchen nicht an Tatkraft zu mangeln. Mit Eifer versucht er seinen Staat zu stabilisieren. Und setzt dafür das Einzige ein, das Byzanz noch verblieben ist: sein Prestige.

Denn eine Heirat mit einem Mitglied der kaiserlichen Familie ist an aus-



Byzanz

Die Osmanen, eine türkische Dynastie, deren Vorfahren aus Zentralasien stammen, werden nach 1300 zur größten Bedrohung Konstantinopels: Die muslimischen Krieger überrennen etliche byzantinische Provinzen (osmanische Miniatur)

ländischen Höfen noch immer begehrt. Daher vermählt Johannes einen Sohn mit der Tochter des bulgarischen Zaren. Sogar die Osmanen versucht er zu beschwichtigen und gibt einem Sohn des Sultans eine Tochter zur Frau.

Doch einen stabilen Frieden kann er auf diese Weise nicht schließen. Und so fasst Johannes 1355 einen gewagten Plan: Ein Kreuzzug abendländischer Truppen soll sein Imperium retten.

Das Problem: Nur der Papst vermag die Monarchen zu einem solchen Unter-

fangen zu bewegen. Ost- und Westkirche jedoch sind zutiefst gespalten.

Die „Lateiner“ sind bei den Byzantinern verhasst, seit sie die Stadt nach dem Vierten Kreuzzug besetzt und geplündert haben (siehe Seite 112). Die Oberschicht des Kaiserreichs hält sie für hinterwäldlerische Barbaren und sich selbst für kulturell weit überlegen.

Umgekehrt verachten viele im Westen die Griechen, halten sie für Häretiker, die den Vorrang des Papstes über die Christenheit negieren und den wahren

ren Ursprung des Heiligen Geistes verleugnen. Manche sehen im Vormarsch der Osmanen sogar eine gerechte Strafe für die Orthodoxen, so der italienische Dichter Francesco Petrarca. Diese Irrgläubigen, schreibt er, seien schlimmer als die Türken, „schlimmer als Feinde“.

Es bedürfte also einer ungewöhnlichen Geste, um diese Widerstände zu überwinden. Johannes ist dazu bereit.



Am 15. Dezember 1355 setzt der Kaiser sein Siegel unter einen langen Brief an Papst Innozenz VI. Darin macht er dem Heiligen Vater ein unglaubliches Ange-

bot: Wenn der Westen ihm eine Hilfs-expedition von 15 Galeeren, 500 Rittern und 1000 Mann Infanterie schicke, über die er sechs Monate lang frei verfügen könnte, werde er es päpstlichen Gesandten gestatten, so verspricht es Johannes V., offen für die lateinische Lehre in Byzanz zu werben.

Mehr noch: Er prophezeit, dass sein Volk aus Dank zum Katholizismus konvertieren werde.

Als Garantie bietet der Kaiser an, seinen fünfjährigen Sohn Manuel als Geisel auszuliefern – bis es zu einer Wiedervereinigung der byzantinischen mit der lateinischen Christenheit komme.

Im Gegenzug, so erhofft sich Johannes V., könnte ein abendländisches Kreuzfahrerheer gegen die Türken marschieren und ihnen die Eroberungen wieder entreißen.

Und für den Fall, dass die Kirchenunion am Widerstand seiner Untertanen scheitern sollte, gelobt Johannes V., persönlich zum Papst zu kommen, um sich ihm zu unterwerfen.

Es dauert mehr als ein halbes Jahr, bis das Schreiben den Heiligen Vater erreicht, der eine Antwort verfasst, die Johannes zugestellt wird. Auf das verzweifelte Vorhaben des Kaisers geht Innozenz VI. darin kaum ein, sondern äußert lediglich seine Freude über die Aussicht, die Griechen bald zu seiner Kirche zu zählen. Offensichtlich nimmt der Pontifex die Versprechen des byzantinischen Herrschers nicht allzu ernst.

Und das durchaus zu Recht: Johannes V. mag vielleicht Sympathien für die westliche Christenheit hegen – immerhin ist er der Sohn einer katholisch erzogenen Mutter und weniger interessiert an theologischer Strenge als seine Vorgänger. Doch beim einfachen Volk und dem byzantinischen Klerus ist die orthodoxe Lehre tief verwurzelt.

Wenn Johannes seine Untertanen dazu zwänge, ihr abzuschwören, würde er eine offene Rebellion riskieren.

Daher entsendet der Papst am Ende lediglich zwei Legaten nach Konstantinopel, deren Mission aber ohne Ergebnisse bleibt.

Im November 1357 schickt Johannes erneut einen Brief an Innozenz. Diesmal bekommt er nicht einmal eine Antwort. Sieben Jahre lang wird nun Schweigen herrschen zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Herrscher im Osten.

Die Osmanen wissen die Zeit zu nutzen: Von Gallipoli aus dringen sie tief nach Thrakien vor. Die dortigen Bauern fliehen von ihren Feldern und verschanzen sich in befestigten Siedlungen.

Im Jahr 1359 tauchen zum ersten Mal türkische Truppen vor Konstantinopel auf, doch noch sind sie zu schwach, um die Stadtmauern zu überwinden. Zwei Jahre später erobern sie immerhin Didymoticho, die zweitwichtigste Festungsstadt der Region.

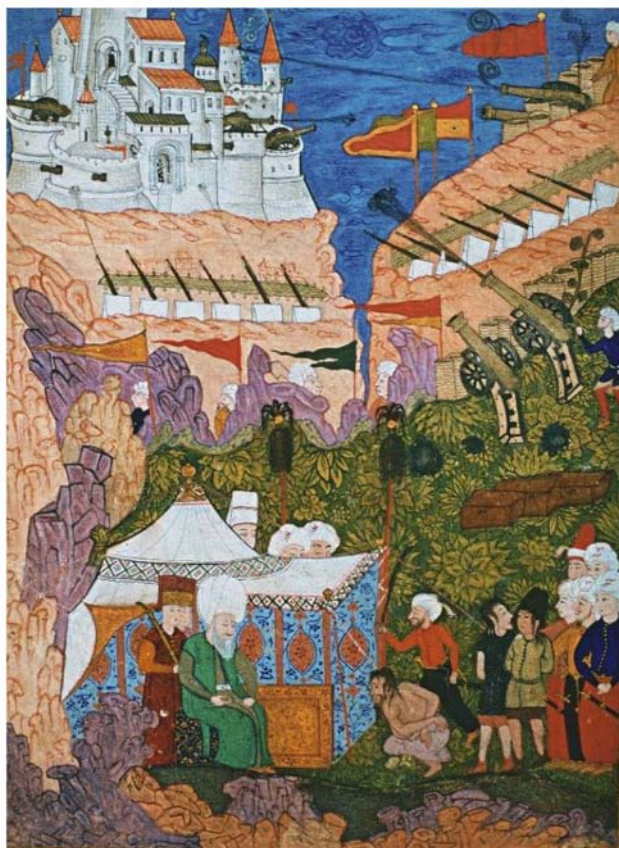
Johannes bemüht sich unterdessen, die Herrscher der christlichen Nachbarreiche wie Bulgarien oder Serbien als Verbündete zu gewinnen – vergebens. Sie scheitern sich nicht um die Probleme der Byzantiner und fühlen sich sicher vor der osmanischen Bedrohung.

Es muss den bedrängten Monarchen besonders schmerzen, dass sich im Jahr 1365 mit dem Segen des Papstes eine gewaltige Kreuzfahrerflotte in der Ägäis

DIE OSMANISCHE BEDROHUNG



Aus dem anatolischen Kleinfürstentum, das Osman, der Begründer der nach ihm benannten Dynastie, bis 1324 errichtet, wird unter seinen Nachfolgern eine regionale Großmacht, die ab 1354 auch nach Europa expandiert. Immer weiter drängen die Türken Byzanz nun zurück, bis das Reich aus kaum mehr als dem unmittelbaren Hinterland von Konstantinopel besteht



Kaum jemand aus dem Westen kommt Byzanz gegen die unaufhaltsam vorrückenden Osmanen zu Hilfe. Denn viele Katholiken halten die orthodoxen Christen als »Ketzer« für gefährlicher als die Muslime (Miniatur, um 1620)

versammelt – und statt gegen die Türken zu ziehen, lieber nach Ägypten segelt.

Die christlichen Truppen erobern zwar die ägyptische Hafenstadt Alexandria, die sie plündern und verheeren, doch können sie sich nicht im Feindesland festsetzen. Immerhin: Ihre Beute ist gewaltig.

Im zwölften Jahr seiner Alleinherrschaft scheint die Lage von Byzanz aussichtsloser als je zuvor. Und so greift Johannes V. sein früheres Vorhaben wieder auf und entsendet 1367 einige seiner wichtigsten Vertrauten nach Rom, zum neuen Papst Urban V.

Doch die Hoffnung der Byzantiner, die Bedingungen einer Kirchenunion von Gleich zu Gleich auszuhandeln, wird abermals bitter enttäuscht. Urban V. verschickt lediglich einige fromme Briefe an die weltlichen und kirchlichen Führer im Osten und fordert Johannes V. zudem nachdrücklich auf, endlich persönlich am Tiber zu erscheinen.

Spätestens jetzt muss der Kaiser erkennen: In Konstantinopel kann er nichts mehr tun – seine einzige Chance ist der schmachvolle Weg nach Rom.

Seit mehr als 700 Jahren ist kein byzantinischer Herrscher mehr nach Ita-

lien gereist. Bei dem letzten Besuch, im Jahr 663, verstand sich der damalige Kaiser als von Gott eingesetzter Souverän, als ein alle anderen Fürsten überragender Imperator, als Schutzherr des Papstes – und er plünderte die Ewige Stadt, als sei sie sein Eigentum.

Nun bricht erneut ein Kaiser von Byzanz aus nach Westen auf. Aber diesmal kommt er als Bettler.

Mit vier Galeeren, Hunderten Ruderern und Dutzenden Begleitern verlässt Johannes V. im Frühjahr 1369 Konstantinopel. Seinen ältesten Sohn Andronikos lässt er als Statthalter zurück.

Am 9. August erreicht der Monarch wohlbehalten den Hafen von Neapel und reist von dort aus weiter, um Anfang September an der Tibermündung anzulanden. Die letzten 35 Kilometer rudern seine Galeeren den Fluss hinauf.

Die Menschen in Rom empfangen ihn würdig, aber nicht überschwänglich. Ein zeitgenössischer Beobachter notiert, dass die Zeremonien weniger prachtvoll ausfallen als im Jahr zuvor, als der römisch-deutsche Kaiser Karl IV. zu Besuch war und kurz darauf den Papst feierlich zur Peterskirche begleitete.

Ohnehin weilt der Oberste Hirte gerade nicht am Tiber. Urban V. verbringt die schwülen Sommermonate im 80 Kilometer nordwestlich gelegenen Viterbo. Und hat es offensichtlich nicht eilig, seinen Gast zu sehen.

Noch befremdlicher aber ist der Umstand, dass Johannes V. nicht in einem der luxuriösen Paläste der Stadt wohnt, sondern in einer einfachen Herberge am Tiber. Dort lässt man ihn nun mehrere Wochen lang warten.

Mag sein, dass die päpstliche Diplomatie ihre Zeit braucht. Wahrscheinlicher ist, dass der Papst seinen Gast spüren lassen will, wer Gebieter ist und wer Bittsteller. Von seinem Sommersitz aus bestimmt der Heilige Vater, wann und wo Johannes sein Bekenntnis zum katholischen Glauben abzulegen hat.

Mit roter Tinte unterzeichnet der Kaiser am 18. Oktober das entsprechende Schriftstück im Hospiz zum Heiligen Geist, direkt am Fuße des Vatikanischen Hügels.

Der Vertrag ist eine Kapitulation. Johannes unterwirft sich in allen Punkten dem katholischen Dogma – vor allem erkennt er den Papst als Oberhaupt aller Christen an. Von einer gemeinsamen Kirchenversammlung, auf der beide Seiten die Vereinigung auf Augenhöhe auszuhandeln könnten, ist keine Rede.

Drei Tage später findet die feierliche Zeremonie vor der Peterskirche statt, fällt der Kaiser von Byzanz in aller Öffentlichkeit vor Papst Urban V. zu Boden.

Johannes hat seine Pflicht getan, nun liegt es am Papst, seinen Teil des Abkommens zu erfüllen.

Doch Urban ist enttäuscht. Nicht vom Kaiser, aber von dessen Begleitern. Schon kurz nach deren Ankunft werden ihm seine Kundschafter zugetragen haben, wer in der Reisegesellschaft gänzlich fehlt: der orthodoxe Klerus.

Und nicht einmal enge Verwandte des Kaisers machen Anstalten, seinem Beispiel zu folgen: Niemand von ihnen tritt zum Katholizismus über. In Konstantinopel hat der Patriarch sogar nach der Abfahrt des Kaisers damit begonnen, gegen die Bekehrungen zu predigen.

Selbst wenn Johannes davon wusste, könnte er es nicht verhindern. Denn für eine schnelle Rückreise ist es Ende Oktober 1369 zu spät. Vor den Winterstürmen wird er das Mittelmeer nicht mehr queren können. Der Kaiser muss mit seiner Gefolgschaft in Rom bleiben.

U

Und trotz aller Widrigkeiten entwickelt sich zwischen ihm und Urban in den langen Wintermonaten, die nun folgen, so etwas wie Freundschaft. Immer wieder besucht Johannes den Papst im Vatikan, um ihm seinen Respekt zu bezeugen und Geschenke zu bringen, oft teilt er spontan eine Mahlzeit mit dem Pontifex. Den beiden Männern wird das

Essen dann an getrennten Tischen serviert, dem Brauch folgend: Was für den Kirchenfürsten zubereitet wurde, reicht auch für zwei.

Der Papst empfängt den griechischen Kaiser so großzügig wie der biblische Vater seinen verlorenen Sohn. Nach seinem Triumph fällt es ihm leicht, sich offenerherzig zu geben. Später wird Johannes berichten, dass ihn diese Treffen kör-

STATT WAFFEN BIETET DER PAPST JOHANNES NUR WORTE

perlich und seelisch mehr gestärkt hätten als so manches offizielle Festmahl.

Denn eines haben Papst und Kaiser gemeinsam: Jeder ist Herrscher über ein erschüttertes Reich. Rom liegt darnieder, ist durch Bürgerkriege, Erdbeben, Feuersbrünste und die Pest heimgesucht worden. Viele Paläste, Kirchen und Klöster sind nur noch Ruinen.

Urban V. hat die Restauration der Gotteshäuser und eine Erweiterung des päpstlichen Herrschaftssitzes begonnen, doch all das kostet Unsummen. Als weltlicher Fürst hat er zudem für den Kirchenstaat zu sorgen.

Die Lage indes ist unruhig, jederzeit drohen Kriege mit rivalisierenden Mächten wie etwa Mailand. Dazu bedrohen immer wieder rebellische Söldnertruppen die Besitztümer des Papstes.

Über eine schlagkräftige Armee verfügt Urban nicht. Mit Truppen kann der Heilige Vater dem bedrängten Kaiser also nicht helfen – nur mit Worten.

Am 13. November 1369 veröffentlicht er ein Rundschreiben, in dem er alle

Katholiken auffordert, Johannes beizustehen, dem neuen Mitglied seiner Kirche. Bald darauf schickt der Papst auch Briefe an Venezianer und Ungarn, in denen er mahnt, die Byzantiner brauchen ihre Unterstützung gegen die Türken.

Doch zu einem Kreuzzug, wie von Johannes gehofft, ruft Urban nicht auf.

Vielleicht ahnt der Oberste Hirte, dass die Monarchen des Westens zu sehr mit eigenen Problemen beschäftigt sind, um ihm zu folgen. Sicherlich spielt aber auch sein Misstrauen gegenüber den byzantinischen Eliten eine Rolle. Erst wenn die Christen des Ostens sich massenhaft dem Katholizismus zuwenden, soll der fromme Feldzug beginnen.

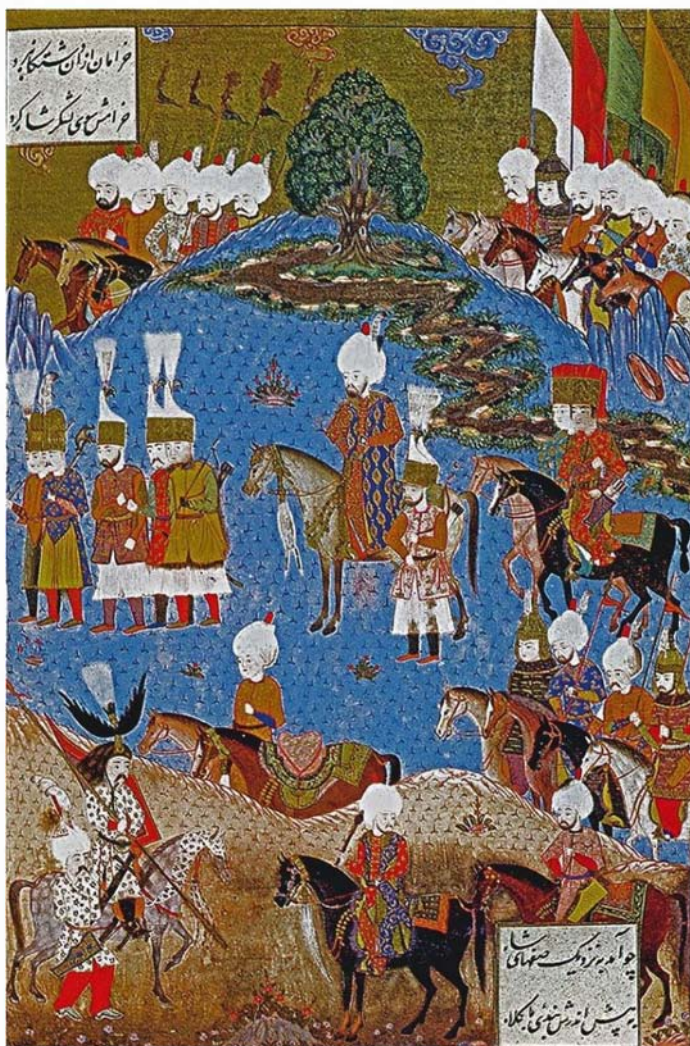
Selbst von Johannes verlangt der Papst erneut ein öffentliches Bekenntnis zur lateinischen Kirche. Erst dann lässt er den Kaiser gehen.

Im März 1370 reist der Kaiser ab. Unverrichteter Dinge: Das halbe Jahr in Rom hat ihm nicht mehr eingebracht als ein paar freundliche Gespräche mit dem Papst. Zum Abschied schenkt Urban ihm einen tragbaren Altar – allerdings unter der Auflage, dass nur ein lateinischer Priester ihn benutzen dürfe.

Der Weg nach Hause führt Johannes über Venedig. Weshalb er in der Lagunenstadt einen Zwischenhalt einlegt, ist nicht ganz klar. Möglicherweise will er auch hier einen Verbündeten gewinnen. Vielleicht aber fehlen ihm schlicht die Mittel, um seine Schiffe für die Rückreise nach Konstantinopel auszurüsten. In jedem Fall geht es um Geld.

In der Seerepublik lagern seit fast drei Jahrzehnten die byzantinischen Kronjuwelen – als Unterpfand für die gewaltigen Summen, die Byzanz der Serenissima schuldet. Bevor der Schatz zurückgegeben wird, muss Konstantinopel seine Verpflichtungen begleichen.

Der Kaiser unterbreitet dem Dogen, Venedigs gewähltem Staatsoberhaupt, ein verführerisches Angebot: Byzanz werde der Seerepublik eine für die italienischen Kaufleute wichtige Insel abtreten – Tenedos vor der Küste der Ägäis, ein strategisch wichtiger Stützpunkt zwischen Europa und Asien. Im Gegenzug soll der Doge Byzanz alle Schulden



Während die Osmanen den Balkan plündern (oben ein Truppenaufmarsch), lässt Urban V. den Kaiser warten. Dessen Lage wird immer verzweifelter: Sein Geld reicht nicht einmal mehr für die Rückreise nach Konstantinopel (osmanische Miniatur)

erlassen und zudem 25 000 Dukaten auszahlen; damit können 1000 Söldner ein Jahr lang finanziert werden.

Für Johannes scheint der Verzicht auf das nur kaum 40 Quadratkilometer kleine Eiland kein großer Verlust zu sein. Im Gegenteil: Er könnte sich nun endlich eine schlagkräftige Truppe leisten.

Venedig ist an dem Geschäft durchaus interessiert – doch der Kaiser, kein weitsichtiger Staatsmann, übersieht ein Problem, das er sich mit dem Abkommen einhandeln würde.

Ganz anders sein Sohn: Andronikos, der während der Abwesenheit seines Vaters ja die Regierungsgeschäfte in Konstantinopel führt, weigert sich, Tenedos auszuliefern. Denn er fürchtet, durch den Handel mit Venedig den Zorn Genuas heraufzubeschwören, der zweiten italienischen Seefahrerrepublik.

Die aber zählt zu den wenigen treuen Verbündeten von Byzanz und betreibt vor den Toren der Stadt in Galata einen eigenen Hafen. Es wäre unklug und hochriskant, die Venezianer zu Genuas Ungunsten zu bevorteilen.

Johannes bringt die Eigenmächtigkeit seines Sohnes in eine missliche Lage. Er ist in Venedig hoch verschuldet und sitzt so den ganzen Winter 1370/71 dort fest – als Geisel der Serenissima.

In einem Brief bittet er Andronikos verzweifelt, einen Teil des Kirchenschatzes zu Geld zu machen, um ihn damit bei den Venezianern freizukaufen.

Doch Andronikos lehnt ab; erst als sein jüngerer Bruder Manuel aus Thessaloniki zu Hilfe eilt und seinen Vater auslöst (möglicherweise verkauft er Schmuck und Kirchengut), ist der Kaiser gerettet: Der Stadtstaat lässt ihn ziehen, gewährt ihm sogar einen weiteren Kredit von 30 000 Dukaten.

Im Oktober 1371 erreicht der Kaiser endlich wieder Konstantinopel. Die Bilanz seiner zweieinhalbjährigen Reise ist niederschmetternd: Byzanz ist immer noch hoch verschuldet, kein mächtiger Verbündeter wurde gewonnen.

Selbst seine persönliche Beziehung zum Papst hilft ihm nun nicht mehr: Urban V. ist inzwischen verstorben. Und die Lage in Byzanz ist schwieriger als zuvor: Kurz vor seiner Rückkehr haben türkische Truppen auf dem Balkan ein serbisch-bulgarisches Heer vernichtet. Damit gebietet der osmanische Sultan über weite Teile der Region – und Konstantinopel ist isolierter denn je.

D

Das Reich besteht nun de facto nur noch aus der Hauptstadt, ihrem Hinterland, einigen Regionen auf der Peloponnes und dem gut 600 Kilometer entfernten Thessaloniki.

Vom Westen enttäuscht, vom Osten bedroht, agiert der einst so satkräftige

Kaiser nun immer hilfloser und erratischer. Zunächst lässt er eine Reihe hoher Staatsbeamter verhaften, die er für heimliche Parteigänger des Sultans hält.

Doch kurz darauf beugt er sich dem Unausweichlichen und schließt mit Murad I. einen Frieden, der diese Bezeichnung aber kaum verdient.

In Wirklichkeit ist es eine bedingungslose Unterwerfung. Der Kaiser erklärt sich unter anderem dazu bereit, seine verbliebenen Streitkräfte den Osmanen zur Verfügung zu stellen, wann immer die Waffenhilfe benötigen.

Zudem stimmt er zu, hohe Tribute an die Türken zu zahlen – und das, obwohl seine Bürger schon lange unter immer höheren Abgaben ächzen und vor allem die Menschen auf dem Land schon jetzt nicht mehr wissen, wovon sie ihre Familien ernähren sollen.

Als wäre es damit noch nicht genug der Demütigungen, befiehlt der Sultan im Jahr 1373 dem Kaiser, persönlich ins türkische Feldlager zu kommen, um mit ihm in Anatolien zu kämpfen.

In Rom wettet der neue Papst Gregor XI. über die „unheilige Allianz“ des Kaisers mit den Türken – so kurz nach dessen Bekenntnis zur katholischen Kirche!

Nur eines wird Johannes danach noch gelingen: sein Amt und die Kaiserkrone gegen alle Widrigkeiten bis zu seinem Tod im Jahr 1379 zu verteidigen. Es sind freudlose Siege, die er erringt, indem er sich zeitweilig mit seinen beiden Söhnen überwirft.

Kurz vor dem Ende seiner Regentschaft tilgt der Kaiser auch noch die letzten Spuren seiner Reise nach Rom: Er lässt sich wieder zum Oberhaupt der orthodoxen Kirche ernennen.

Sein Übertritt zum lateinischen Glauben und seine Unterwerfung unter den Papst haben nicht den erhofften Erfolg gebracht, es war der verzweifelte Versuch eines machtlosen Herrschers. Als so schmachvoll gilt die Geschichte von Johannes V., dass kein zeitgenössischer griechischer Chronist es wagt, sie aufzuschreiben. Dabei illustriert sie



Die Hoffnung des Kaisers ist vergebens: Urban V. ruft nicht zum Kreuzzug gegen die Osmanen auf, der Westen sendet kein Heer



Am Ende bleibt nur Unterwerfung: Nach seiner Rückkehr im Oktober 1371 schließt Johannes V. Frieden mit dem Sultan. Murad I. legt Byzanz drückende Tribute auf und zwingt den Kaiser, ihm im Kriegsfall Streitkräfte zur Verfügung zu stellen

wie kaum eine zweite Episode den Verfall des Byzantinischen Imperiums – und die Hilflosigkeit der früher so mächtigen Kaiser von Konstantinopel.

Erst fünf Jahre nach dem Tod von Johannes 1396 wird geschehen, worauf er sein Leben lang vergebens gehofft hat: Ein Heer von 100000 Männern aus Ungarn, Polen, Italien, Spanien, Böhmen und England bricht doch noch zu einem Kreuzzug nach Osten auf, um sich muslimischen Truppen entgegenzustellen. Die Soldaten folgen einem Hilfe-

gesuch des ungarischen Königs. In Nikopolis an der Donau (im heutigen Bulgarien) treffen sie auf die türkischen Streitkräfte – und werden vernichtend geschlagen.

Einzig die Mauern von Konstantinopel schützen die ehemals glanzvolle Metropole nun noch vor den Türken.

Die Osmanen aber haben ihren Blick schon auf den „Goldenen Apfel“ gerichtet, wie sie die Stadt nennen.

Und lauern auf die Gelegenheit für den entscheidenden Angriff. ●

Irene Stratenwerth, Jg. 1954, ist freie Autorin in Hamburg.

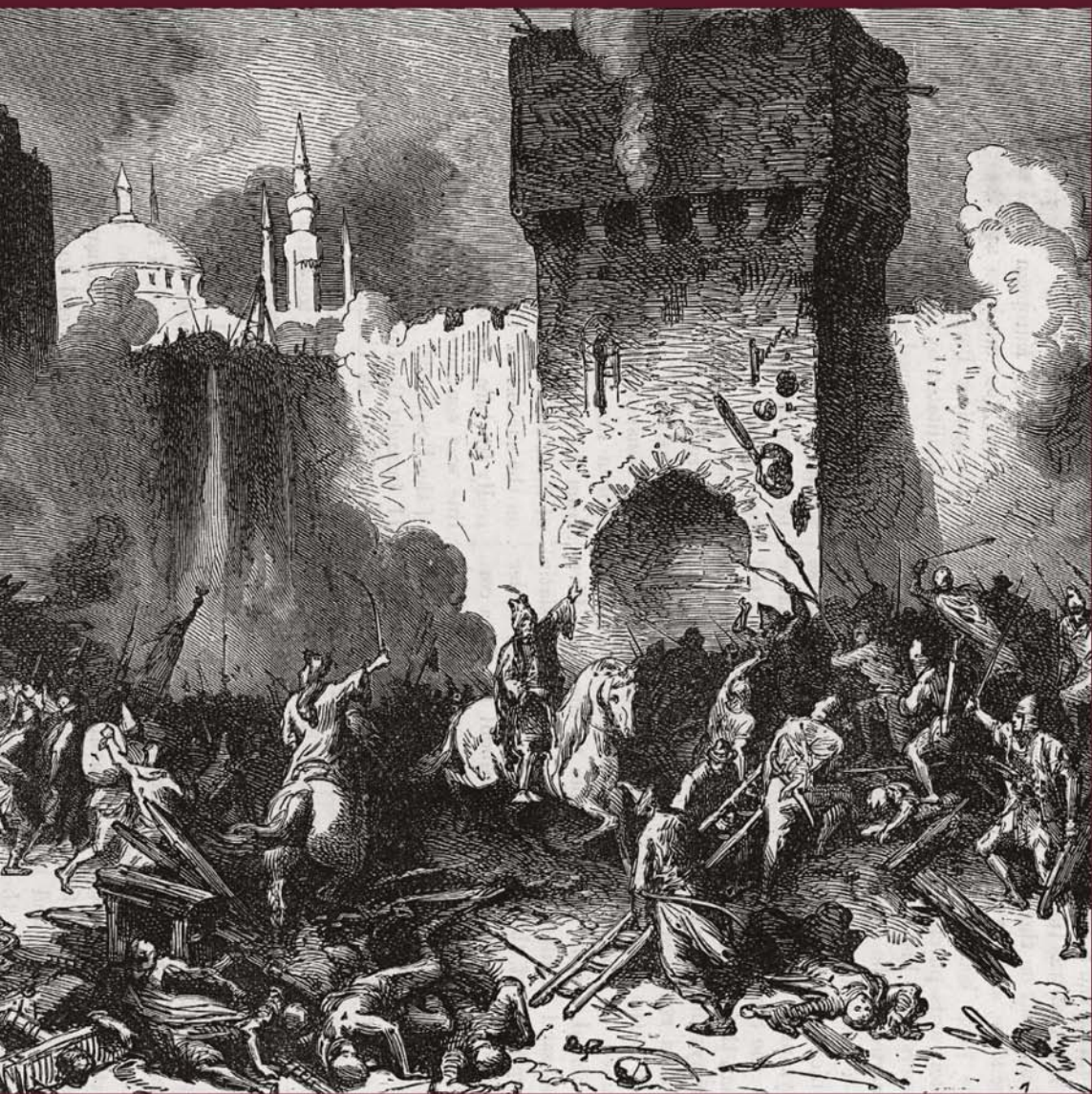
LITERATUREMPFEHLUNGEN: Donald M. Nicol. „The Last Centuries of Byzantium, 1261–1453“, Cambridge University Press: präzise Studie über die letzten 250 Jahre von Byzanz. David Nicolle. „Die Osmanen. 600 Jahre islamisches Weltreich“, Tosa Verlag: reich bebildeter Überblick der osmanischen Geschichte – von den Kämpfen gegen Byzanz bis zum Untergang im 20. Jahrhundert.

Die letzte Schlacht am Bosporus

Im Frühjahr 1453 stehen erneut feindliche Truppen vor Konstantinopel: Der osmanische Sultan Mehmed II. führt eine riesige Streitmacht an, um die Metropole der Christenheit im Osten zu erobern. Und er gebietet über eine Waffe von nie da gewesener Zerstörungskraft

Text: MARION HOMBACH





Über Jahrhunderte sind Awaren, Perser und Araber bei ihren Angriffen auf Konstantinopel gescheitert. Und auch 1453 können die Verteidiger über Wochen jede Attacke zurückschlagen. Bis Mehmed II. die Entscheidung sucht

D

Diese Kirche ist Byzanz. Seit 900 Jahren schon spannt sich die goldene Kuppel der Hagia Sophia über Herrscher, Höflinge und das Volk von Konstantinopel. Sie ist beinahe so alt wie das Reich selbst und noch immer sein Mittelpunkt, sein größtes Wunder. Hier haben über Jahrhunderte die Kaiser ihre Krone empfangen, die Oberhäupter der Orthodoxie gepredigt.

Und so suchen die Einwohner der Metropole an diesem 28. Mai 1453 in der Hagia Sophia Zuflucht.

In den letzten Stunden ihrer Stadt. Hunderte Männer, Frauen und Kinder strömen in das gewaltigste Gotteshaus der Christenheit. Auch Kaiser Konstantin XI. kommt hinzu, mit seinen wichtigsten Beratern. Gemeinsam beten sie um Beistand in diesem Moment, in dem sie alle den Tod fürchten.

Von den Wänden scheinen im flackernden Kerzenlicht die prächtigen Mosaiken, die byzantinische Herrscherpaare goldener Zeitalter zeigen. Dazu die Gottesmutter, die Erzengel, Johannes

den Täufer – allesamt Schutzheilige, deren himmlische Hilfe sich die Betenden nun herbeisehnen.

Viele Gläubige beichten. Sie wollen sich noch von ihren Sünden befreien, ehe der Angriff über sie hereinbricht. miteinander singend hoffen sie auf ein Wunder, auf Unterstützung, um die Stadt gegen die gegnerische Übermacht vor ihren Toren zu schützen.

Zum ersten Mal nach Jahrhunderten der Zwietracht feiern Orthodoxe und Katholiken an diesem Abend wieder gemeinsam Gottesdienst. Geeint hat sie die Angst vor den Schwertern der Osmanen, die Konstantinopel seit sieben Wochen belagern und die sich bereit machen zum Sturm auf die Metropole.

An der Stadtmauer nehmen unterdessen die waffenfähigen Männer ihre Positionen ein, bessern letzte Schäden aus. Sie sind erschöpft von den Wochen der Belagerung. Nur dank Konstantinopels einzigartiger Lage und seiner mächtigen, nahezu uneinnehmbaren Wallanlagen ist es ihnen bisher gelungen, die Kämpfer des Sultans abzuwehren.

Denn die Kapitale liegt zu zwei Dritteln am Wasser, wo Strömungen, Sandbänke und Riffe einen Angriff derart erschweren, dass an den Küsten eine einfache Mauer zur Verteidigung ausreicht. Einzig die Westseite der Metropole können feindliche Truppen zu Lande attackieren. Dort aber haben die Byzantiner im 5. Jahrhundert das stärkste Bollwerk Europas geschaffen: zwei hintereinander aufragende Mauern, von denen allein die innere bis zu zwölf Meter hoch ist und fünf Meter dick.

Tausend Jahre lang hat diese Wallanlage die Stadt auf der Landseite gegen jeden Angreifer geschützt: Perser, Awaren, Araber – sie alle sind vergeblich angerannt. (Einzig die nautisch geschickten Kreuzfahrer konnten 1204 von der Seeseite in die Stadt gelangen.)

Auch gegen die 80 000 Kämpfer von Sultan Mehmed II. halten die Mauern schon seit Wochen stand. Der Führer der Osmanen hat die Eroberung der Stadt schon fast aufgegeben. Einmal noch will er seine Männer vorantreiben, will einen letzten Sturmangriff wagen.

Schauen die byzantinischen Verteidiger auf das gewaltige Zeltlager vor ih-

ren Mauern, sehen sie im Dunkeln schemenhaft das feindliche Heer. Sie hören, wie sich die Soldaten des Sultans Befehle zurufen, Belagerungsmaschinen für den Einsatz vorbereiten, Türme heranrollen, Sturmleitern in Stellung bringen.

Die Ältesten unter ihnen kennen diese gespannte Situation nur zu gut. Denn es ist nicht das erste Mal, dass die Osmanen ihre Stadt bedrohen.

Schon zum Ende des 14. Jahrhunderts war Konstantinopel in Gefahr, von einem muslimischen Heer erobert zu werden.

Acht Jahre lang belagerte Mehmeds Urgroßvater damals die Metropole, um die Stadt auszuzeihen, ohne sie direkt anzugreifen. Mit Mühe konnte sich



Das **frühere
Weltreich**
ist nur noch ein
kümmerlicher
Zwergstaat

Konstantinopel damals über vereinzelte venezianische und genuesische Schiffe versorgen, denen es irgendwie gelang, den Hafen am Goldenen Horn zu erreichen. Gerettet wurde die Stadt indirekt durch den Mongolenherrscher Timur, der im Jahr 1402 ein Heer der Osmanen in Zentralanatolien vernichtend schlug.

Zwanzig Jahre später rückten die Osmanen erneut vor den Toren Konstantinopels an, konnten den Wall aber auch diesmal nicht überwinden.

Jetzt aber scheint die Metropole verloren. Das einst so mächtige byzantinische Imperium ist nur noch ein kümmerlicher Zwergstaat, gänzlich umschlossen vom Herrschaftsbereich der Türken. Einzig über die Stadt Konstantinopel gebietet der Kaiser noch, mit ein paar

Kilometern Umland, einigen Inseln der Ägais wie etwa Lemnos und Imbros und Teilen der Peloponnes (siehe Seite 142).

Seit Konstantin XI. am 6. Januar 1449 den Thron bestiegen hat, verwaltet er nichts als den Niedergang. Sein Palast am Nordwestrand der Stadt ist baufällig, statt der Kronjuwelen besitzt die Herrscherfamilie seit einigen Generationen nur noch Attrappen aus Glas.

Viele Reichtümer der Kapitale sind verkauft, verpfändet oder wurden von den Kreuzrittern geraubt und zieren längst die Metropolen Italiens. Im einst so prächtigen Konstantinopel stehen etliche Viertel leer und verfallen, zwischen ihnen liegen Felder und Wiesen.

Im Vergleich zum 12. Jahrhundert, als gut 400 000 Menschen hinter den

Mauern Schutz fanden, beherbergt die Stadt jetzt nur noch einen Bruchteil an Einwohnern, weniger als 100 000 Männer, Frauen und Kinder.

Viele von ihnen sind verarmt, verzweifelt und schnell bereit, sich zu Krawallen zu sammeln. Immer wieder kommt es auf den Straßen zu spontanen Protesten und Handgemengen. Etliche Bewohner sind ausgewandert, vor allem dann, wenn sie dank ihrer Fähigkeiten andernorts Beschäftigung finden: als Maler, als Ärzte oder als Lehrer.

Selbst für Waffen fehlt Konstantinopel das Geld. Die meisten Kanonen in der Stadt sind Geschenke des Papstes sowie europäischer Könige (die allerdings ein ums andere Mal die Bitten des Kaisers um Truppen abschlagen).



Die Mauern Konstantinopels schützen eine stark geschwächte Metropole: Von ihren einst 400 000 Einwohnern hat sie drei Viertel verloren. Äcker und Wäldchen bedecken weite Teile des Stadtgebiets (Holzschnitt von 1493)

So kann Kaiser Konstantin auch einen außergewöhnlich begabten ungarischen Kanonenbauer namens Urban, der ihm seine Dienste anbietet, nicht angemessen entlohnen.

Daher zieht Urban 1452 weiter an den osmanischen Hof: und bekommt dort das Vierfache seines ursprünglichen Gehaltswunschs.

Seit einem Jahr gebietet in Adrianopel Mehmed II. – ein junger, ehrgeiziger Sultan, der unbedingt erreichen will, woran alle muslimischen Herrscher bislang gescheitert sind: die Eroberung Konstantinopels. Und ausgerechnet der Christ Urban wird für die muslimischen Osmanen jene Kanonen bauen, die nach 1000 Jahren erstmals die Landmauern der byzantinischen Kapitale werden brechen können.

Um den Gegner in Sicherheit zu wiegen, schwört Mehmed gegenüber einer byzantinischen Delegation, die er zum Antrittsbesuch empfängt, einen Eid auf den Koran, dass er ihr Staatsgebiet nicht antasten werde.

Er gewährt dem Byzantinischen Reich sogar einen jährlichen Unterhalt für seinen entfernten Verwandten Orhan, einen Thronrivalen, der in der Stadt am Bosphorus im Exil lebt. Auf diese Weise verschafft er sich Zeit, um die Grenzen seines Reiches abzusichern – und seine Kräfte dann gegen Konstantinopel zu bündeln.

Konstantin XI. aber missdeutet Mehmeds Verhalten vermutlich als Schwäche. Wohl in der Hoffnung, der junge Fürst würde unter Druck weitere Zugeständnisse machen, droht der byzantinische Kaiser ihm damit, Orhan auszuweisen und dem Sultan so einen Konkurrenten ins Land zu schicken, der einen Bürgerkrieg entfachen könnte.

Konstantin, ein großer, hagerer Mann, gilt als gradlinig, rechtschaffen, stets dem Gemeinwohl verpflichtet. Dass ein Herrscher vor allem von der Gier nach persönlichem Ruhm getrieben sein kann, ist ihm vermutlich fremd, denn die Chronisten beschreiben ihn als Menschenfreund und Mann ohne Hinterlist, vielleicht ist er auch ein wenig naiv. Jedenfalls glaubt er offenbar nicht, dass



Kaiser Konstantin XI. befehlt knapp 10 000 Kämpfer, der türkische Sultan Mehmed II. mehr als achtmal so viele

Mehmed das Leben Tausender Soldaten opfern würde, nur um eine stark befestigte Stadt anzugreifen, die er für den weiteren Ausbau seines Imperiums nicht zwingend braucht.

Doch dem Sultan geht es wohl in erster Linie um das Prestige, das noch immer von der Hauptstadt der östlichen Christenheit ausgeht.

Und so erfahren Konstantinopels Bewohner Anfang April 1452, dass Mehmed II. zehn Kilometer nördlich der Mauern ihrer Metropole mit dem Bau einer Festung beginnt.

Binnen weniger Monate entsteht an der mit knapp 700 Metern engsten Stelle des Bosphorus ein Stützpunkt, der fortan alle Schiffe überwacht, die ins Schwarze Meer segeln oder von dort zurückkommen. Das „Messer an der Kehle“ nennen die Osmanen ihre Burg: Denn sie macht es Konstantinopel nun unmöglich, die Meerenge hin zum Schwarzen Meer frei zu passieren.

Wer sich nicht kontrollieren lässt, muss mit Kanonenbeschuss rechnen. Ein venezianisches Schiff, das sich weigert zu stoppen, wird von osmanischen Wachtrouppen versenkt. Auf Befehl des Sultans enthaupten seine Kämpfer die meisten Männer der Besatzung und pfählen den Kapitän. Dann schicken sie Überlebende nach Konstantinopel, damit sie berichten.

Auch Konstantin XI. rechnet nun mit einer baldigen Belagerung. In aller Eile lässt er die in der Stadt vorhandenen Waffen einsammeln und Vorräte aus dem Umland und der Ägäis heranschaffen, kauft Weizen in Sizilien.

Denn auch wenn der Weg ins Schwarze Meer inzwischen versperrt ist: Nach Westen, durch das Marmarameer, können die Schiffe des Kaisers immer noch ins Mittelmeer gelangen.

Der Kaiser richtet einen Notfonds ein, in den der Staat sowie wohlhabende Bürger, Kirchen und Klöster einzahlen, holt die Bevölkerung aus der Umgebung nach Konstantinopel, treibt Männer wie Frauen an, Schäden an den Mauern auszubessern und die Gräben davor von Geröll, Gestrüpp und Erde zu befreien.

Zudem schickt er per Schiff Gesandte nach Westen, um von den langjährigen Handelspartnern Venedig und Genua sowie den europäischen Höfen in Frankreich, Ungarn und Aragon Unterstützung zu erbitten.

Besonders heikel ist sein Hilferuf an den Papst. Zwar haben Byzanz und Rom 1439 offiziell eine Kirchenunion vereinbart, doch ist die nie wirklich umgesetzt worden, denn die orthodoxen Gläubigen in Konstantinopel haben offen dagegen

rebelliert. Sie verließen die Messen noch vor deren Ende, verdammten den Zusammenschluss als Sünde gegen Gott und sicheren Weg in den Untergang der Stadt.

Diese Anfeindungen sind dem Vatikan nicht verborgen geblieben. Dennoch rüstet der Papst Ende März 1453 drei Schiffe aus, die Waffen und Lebensmittel an den Bosphorus bringen sollen. Aber werden sie noch rechtzeitig eintreffen?

Und Truppen schickt der Herr des Kirchenstaates nicht. Auch die anderen christlichen Fürsten setzen keine Soldaten in Marsch. Manche sind gerade in eigene Kriege verwickelt, andere haben zu wenig Streitkräfte oder wollen abwarten, bis sich eine starke Koalition bildet.

Und so kommen Konstantinopel nur wenig mehr als 700 Söldner zu Hilfe. Sie sind schon im Januar 1453 auf zwei großen Schiffen über das Marmarameer aus Genua gekommen und von der Bevölkerung bejubelt worden.

Die Kämpfer stehen unter dem Befehl von Giovanni Giustiniani Longo, dem früheren Militärkommandeur der genuesischen Kolonie Caffa am Schwarzen Meer.

Giustiniani steht in dem Ruf, ein herausragender Spezialist für die Verteidigung von Stadtmauern zu sein. Auf eigene Kosten hat der tiefgläubige Christ in Genua sowie auf den Inseln Chios und Rhodos die gut 700 Kämpfer angeworben und mit Waffen ausgerüstet.

Für die Menschen in Konstantinopel ist seine Ankunft ein Hoffnungsschimmer. Der Kaiser persönlich begrüßt den Söldnerführer und überträgt ihm alsbald das Kommando über die Verteidiger auf der Landmauer.

Sollte es Giustiniani gelingen, die türkischen Angreifer abzuwehren, so verspricht Konstantin es ihm, wird er die Insel Lemnos als Geschenk erhalten.

Der Genuese beginnt sofort damit, die Mauern zu untersuchen und Schäden ausbessern zu lassen.

Doch noch immer fehlen Konstantin XI. Soldaten. Als der Kaiser einen Vertrauten die kampffähigen Männer einschließlich der Mönche zählen lässt, ist das Ergebnis ein Schock: Kaum 10000 Männer hat die Stadt unter Waf-

fen, neben Byzantinern vor allem Genuesen und Venezianer – viele von ihnen völlig unerfahren. Das sind zu wenige Soldaten, um eine rund 20 Kilometer lange Umfassungsmauer zu verteidigen. Zumal der Sultan über gut achtmal so viele Kämpfer gebietet.

Konstantin hält das Ergebnis geheim, um eine Panik zu vermeiden. Denn die Bevölkerung vertraut bei aller Sorge noch immer darauf, dass die Mauern auch diesmal die Stadt retten werden.

Es ist kurz nach Ostern, Anfang April 1453, als vor den Augen der Wachen Konstantinopels das riesige osmanische Heer aufmarschiert: 80000 Kämpfer, dazu mehr als 100000 Marketender, Handwerker, Waffenschmiede, einfache Arbeiter.

In den Tagen zwischen dem 2. und 6. April nimmt es über die gesamte Breite der Landseite der Stadt Aufstellung, nur wenige Hundert Meter von den Mauern entfernt. Ein Chronist schreibt von einem „Fluss, der sich in ein riesiges Meer verwandelt“.

Die Osmanen fällen Obstbäume und Weinsträucher, um Platz zu schaffen für ihre Waffen und Belagerungsmaschinen. Sie ziehen Steinschleudern und Rammböcke heran, errichten einen Wall, auf dem sie Schirme aus hölzernem Gitterwerk als Schutz für ihre neuartigen Kanonen platzieren.

Besonders furchteinflößend ist das riesige Geschütz, das der Ungar Urban für den Angriff gebaut hat: Acht Meter misst das Kanonenrohr, bei einem Um-

fang von 81 Zentimetern auf der Rückseite und zweieinhalb Metern vorn, wo die Geschosse eingelegt werden.

Über 600 Kilogramm soll jede dieser Kugeln wiegen. Mehrere Wagen mussten zusammengekettet und 60 Ochsen davor gespannt werden, um die Kanone zu transportieren. 200 Männer haben den Zug begleitet, um die tonnenschwere Waffe auf den Wagen in Position zu halten.

In der Zeltstadt der Belagerer, die gegenüber den Mauern von Konstantinopel emporwächst, markieren Flaggen und Wimpel die Standorte der verschiedenen Einheiten. Rechter Hand sind die europäischen Kämpfer des Sultans auszumachen – christliche Hilfstruppen aus jenen Gebieten des Balkans, die Mehmed II. als Vasallen verpflichtet sind, vor allem Slawen und Walachen.

Auf der linken Seite sind die anatolischen Bogenschützen positioniert, die die Generäle aus den ländlichen Gebieten Kleinasiens einberufen haben, meist Bauern, aber auch Söldner.

Und in der Mitte haben sich die Elitekämpfer niedergelassen, die Janitscharen. Diese Leibgarde des Sultans besteht aus ehemaligen Christen, die als Kinder geraubt wurden und den Islam annehmen mussten. Die Kräftigsten unter ihnen mussten dem Sultan die Treue schwören und fortan das Kriegshandwerk trainieren: Bogenschießen, Schwertkampf, Speerwerfen.

Für die Eingeschlossenen ist der Anblick der Riesenarmee ein Schock. Schon rufen manche in der Stadt aus, die Tage des Antichrists seien gekommen und die Strafe für ihre Sünden sei nahe. Selbst die einsetzenden Regenfälle deuten viele Bewohner als Bestätigung der kommenden Katastrophe.

Zudem melden Konstantins Kundschafter auch noch, dass sich am südlichen Ende des Marmarameers die türkische Flotte in Stellung bringt.

Mehmed II. hat dort seine Schiffe zusammengezogen, um Konstantinopels Verbindung zum Mittelmeer zu kapfen – und die Stadt so ihrer wichtigsten Versorgungsrouten zu berauben.

Am 2. April lässt der Kaiser das Goldene Horn und damit die Ostflanke der Stadt abriegeln. Ein genuesischer

Beide
Herrscher
sind geschickte
Truppen-
führer

Ingenieur überwacht die Anbringung jener schweren, 300 Meter langen eisernen Sperrkette, die Konstantinopel seit dem 8. Jahrhundert auf dem Wasser schützt, von einem Turm Konstantinopels bis zur Mauer der gegenüberliegenden Stadt Galata (auch Pera genannt). Diese zu Genua gehörende Siedlung hat sich zwar entschieden, neutral zu bleiben, erlaubt Konstantinopel aber zumindest, die Kette anzubringen.

Zehn italienische und griechische Schiffe bewachen die Absperrung. So kann kein Schiff mehr in das Goldene Horn einlaufen. Und an der Südküste, so hoffen die Verteidiger, werden die Strömungen wie in der Vergangenheit die Belagerer fernhalten.

Ihren Hauptangriff aber, vermuten der Kaiser und Justiniani aufgrund der dort aufgebotenen Streitmacht, werden die Osmanen wohl ohnehin auf der Landseite wagen. Daher entscheiden sie sich, die größte Zahl an Soldaten dort einzusetzen – und zwar wegen der geringen Zahl der Verteidiger ausschließlich auf der äußeren Mauer.

Dem 49 Jahre alten Kaiser hilft bei der Planung seine jahrzehntelange Erfahrung als Feldherr. Damit sich Orthodoxe und Katholiken, Griechen und Lateiner möglichst gut aufeinander einstellen, mischt Konstantin die Soldatengruppen und überträgt den Befehl über sie teils griechischen, teils lateinischen Kommandeuren.

Um die Stimmung in der Stadt zu verbessern und gegenüber den Angreifern Stärke zu zeigen, lässt der Kaiser zudem die venezianischen Soldaten mit ihren Flaggen auf den Mauern paradiere: Er will den Osmanen zeigen, dass die Christen einig kämpfen – und zudem den Eindruck erwecken, dass ihnen eine große Zahl von Bewaffneten auch aus Italien gegenübersteht.

Sein eigenes Lager errichtet er hinter dem Romanos-Tor, gut 600 Meter entfernt vom Zelt des Sultans. An dieser besonders gefährdeten Stelle stationiert er 2000 seiner besten Kämpfer und überlässt Justiniani, der hier seine eigenen Männer einsetzt, das Kommando.

So oft wie möglich zeigt sich Konstantin in diesen Tagen in der Stadt, um seine Untertanen zu bestärken. Täglich

reitet er die Mauern entlang, ermutigt seine Soldaten, besucht in immer anderen Kirchen den Gottesdienst. Den Priestern befiehlt er, tags und nachts Messen zur Errettung der Stadt zu lesen und die Gläubigen am Morgen die Ikonen durch die Straßen tragen zu lassen, damit sie den Segen der Heiligen auf die Verteidigungsmauern herabrufen.

Die erste Attacke trifft die Stadt zehn Tage nach Beginn der Belagerung. Am 12. April 1453 befiehlt Mehmed einen Artilleriebeschuss – den ersten massiven der Geschichte. Unter schwarzem Rauch und ohrenbetäubendem Donnern feuern die Osmanen ihre etwa 70 Kanonen ge-

Überall sehen die Bürger Konstantinopels schlechte Omen

gen die Festungsanlage ab, darunter die von Urban gebauten, besonders durchschlagskräftigen Geschütze. Zum Entsetzen der kaiserlichen Soldaten stürzt die für uneinnehmbar gehaltene Mauer an mehreren Stellen ein.

Gut 1500 Meter weit fliegen manche Geschosse, treffen Kirchen und Häuser im Inneren der Stadt – und die völlig unvorbereiteten Zivilisten. Die Menschen stürmen in Panik aus ihren Häusern, bekreuzigen sich, glauben, in dem Brüllen und Beben sei der Tag des jüngsten Gerichts über sie gekommen, Frauen werden auf der Straße ohnmächtig.

Das größte Geschütz kann zwar nur sieben Mal am Tag gezündet und mit Mühe zielgenau abgefeuert werden, weil das Laden und Ausrichten des Rohrs sehr aufwendig ist. Doch schon dieses Bombardement genügt, um die Außenmauer stark zu beschädigen.

Die Belagerten, denen der Kaiser unermüdlich Aufmunterungen zuruft, reparieren die Schäden mit einem von Justiniani ersonnenen Provisorium: Nacht für Nacht bessern Männer und Frauen die Mauerstücke mit zusammengeagelten Holzbalken aus, zwischen die sie Äste, Zweige, Schilf, lose Steine und Erde packen. Darauf hieven sie Säcke voller Erde und auf die wiederum erdgefüllte Tonnen und Fässer als Zinnen.

Gegen die Schüsse der Kanonen schützt diese Barrikade erstaunlich gut, ihre weiche Bauweise absorbiert viel von der Energie der Geschosse, und so bleiben die Kugeln in den Wällen stecken, ohne sie gänzlich zu zerstören.

Auch bei einer ersten Attacke auf die Hafensperre sind die türkischen Angreifer erfolglos: Ihr Versuch, die Kette zum Goldenen Horn zu überwinden, scheitert, weil die Verteidiger von Bord ihrer größeren Schiffe aus Pfeile, Speere und Steine auf die niedrigeren Boote der Angreifer schleudern.

Ebenso schlägt eine Landoffensive am 18. April fehl: An diesem Tag stürmen die Osmanen erneut gegen den mittleren Teil der Landmauer, versuchen mit den Haken ihrer Lanzen die Erdfässer von den Palisaden zu ziehen, setzen die Planken mit Fackeln in Brand.

Justiniani treibt die Verteidiger an. Vier Stunden lang wehren sich seine Soldaten, während die weitaus zahlreicheren Osmanen sich in dem schmalen Angriffsbereich gegenseitig behindern – und nach herben Verlusten schließlich aufgeben und in ihr Lager zurückkehren müssen.

Zwei Tage später laufen endlich jene drei Galeeren, die der Papst mit Waffen und Vorräten geschickt hat, sowie ein kaiserliches Lastschiff mit Getreidevorräten unter dem Jubel der Belagerten in den Hafen am Goldenen Horn ein (wofür die Verteidiger kurz die Sperrkette einholen). In einer mehrstündigen Seeschlacht haben sie zuvor die Front der osmanischen Armada durchbrochen.

Schon fassen die Eingeschlossenen etwas Mut, glauben, dass Gott ihnen doch wohlgesinnt ist, und sind zuversichtlich, dass bald auch weitere Schiffe zu ihrer Rettung eintreffen werden. Doch ihre Hoffnung wird nicht lange währen.

Am 22. April verfolgen die Soldaten, die auf der Mauer am Goldenen Horn Dienst tun, ein beängstigendes Schauspiel: Hunderte osmanische Arbeiter lassen auf der anderen Seite der Bucht – in die die Türken wegen der Sperrkette ja nicht einfahren können – nacheinander 70 Schiffe zu Wasser.

Der Sultan, verärgert über die Misserfolge, hat ein außergewöhnliches Manöver befohlen: Seine Arbeiter haben die Schiffe am Bosphorus mit Flaschenzügen aus dem Meer gewuchtet und auf eingefettete Holzrollen gehievt, sie dann mithilfe von Ochsen über eine Trasse bis zum Ufer des Goldenen Horns gezogen und dort wieder zu Wasser gelassen.

Damit kreuzen die Osmanen nun auch im Hafen zwischen Konstantinopel und Galata – von wo aus sie zunächst zwar nicht angreifen, aber den Belagerten eine weitere Front aufzwingen.

Fortan müssen die Verteidiger stets damit rechnen, dass auch vom Goldenen Horn her ein Angriff zu erwarten ist, und daher zusätzliche Soldaten an der dortigen Mauer stationieren.

Und selbst wenn nun endlich die erbetenen Verstärkungstruppen übers Meer einträfen, wären die Ankömmlinge im Hafen von den osmanischen Schiffen bedroht, da die Verteidiger nur über wenige Kanonen verfügen, deren Rückstoß zudem die Mauern beschädigen könnte.

In den folgenden Wochen donnern täglich die Geschütze gegen die Landmauern, tauchen immer wieder osmanische Schiffe vor den Seemauern der Hafenseite auf – als ob sie attackieren wollten. Zugleich gehen in der Stadt die Vorräte zur Neige, sodass der Kaiser die Lebensmittel aufkauft und allen Bürgern die gleiche Ration zuteilen lässt.

Immer häufiger tagen nun die wichtigsten Berater des Kaisers, unter ihnen auch Justiniani. Da ein erneuter Sturmangriff der Osmanen zu befürchten ist, versuchen die Minister, zumindest ihren Herrscher zu retten: Sie versuchen, den Kaiser zur Flucht per Schiff auf die Peloponnes zu überreden.

Konstantin aber lehnt ab, wie ein Chronist berichtet: Lieber wolle er mit seiner Kirche und seinem Volk sterben, als sich selbst zu retten.

Unterdessen beginnen die Menschen in der belagerten Stadt zu verzweifeln. Überall sehen sie nun schlechte Omen – beispielsweise, als Ende Mai eine Prozession zu Ehren der Jungfrau Maria, Schutzherrin der Stadt, wegen sintflutartigen Regens abgebrochen werden muss. Und auch, als bald darauf die Kuppel der Hagia Sophia nachts zu glühen scheint.

Vermutlich sind diese Wetterphänomene Fernwirkungen eines Vulkanausbruchs im Südpazifik. In Konstantinopel aber werden sie als üble Vorzeichen gedeutet.

Zudem demoralisiert es die Belagerten, dass Hilfstruppen aus Venedig, von denen immer wieder in Gerüchten zu hören ist – und die wohl tatsächlich vor der Küste von Chios vor Anker liegen und auf bessere Winde warten –, noch immer nicht eingetroffen sind.

Immerhin gelingt es den Eingeschlossenen, die Versuche der Osmanen zu vereiteln, durch Tunnel unter den Mauern hindurch in die Stadt zu gelangen. Sie schachten ihrerseits Stollen aus, dringen so in die gegnerischen ein und setzen dort die Abstützpfiler in Brand.

Auch treiben sie die Angreifer dadurch zurück, dass sie Gänge fluten oder Rauch in die Stollen leiten. Fortan stehen zudem auf den Mauern Wasserschalen:



Konstantin XI. (auf dem Balkon) ruft die Bürger der Stadt auf, furchtlos und standhaft zu sein



Mit Belagerungstürmen, Rammböcken und den gewaltigsten bis dahin eingesetzten Kanonen versuchen die Osmanen, die Befestigung zu brechen. Sie bauen sogar Tunnel, um so in die Stadt zu gelangen

Kräuselt sich die Oberfläche, wird der Boden offenbar von Erdarbeiten erschüttert. Ein gefangen genommener türkischer Offizier verrät darüber hinaus unter Folter die Lage weiterer Tunnel, die die Belagerten daraufhin zerstören.

Im Lager der Osmanen sinkt nach Wochen erfolgloser Belagerung die Kampfmoral. Da Mehmed II. vermutlich eine Meuterei fürchtet, berät er sich mit seinen Wesiren, den obersten Würdenträgern seines Staates. Einige raten ihm, abzuziehen und sich mit Tributzahlungen von Byzanz zu begnügen.

Der ehrgeizige Sultan aber bricht die Belagerung nicht ab, sondern befiehlt

noch eine letzte Attacke. Um die Truppen zu motivieren, verspricht er ihnen, Konstantinopel nach dem Fall ausrauben zu dürfen.

Als bald hören die Eingeschlossenen in der Stadt aus dem Heereslager laute Rufe des Jubels. Die Soldaten lassen Mehmed II. hochleben zum Dank dafür, dass er ihnen die Plünderung versprochen hat. Und so ahnen die Belagerten, dass die Entscheidungsschlacht naht.

Einen Tag lang fasten die Truppen des Sultans nun, waschen sich sieben Mal, beten zu Gott, stellen die Kämpfe ein. Zum ersten Mal seit Wochen durchdringt kein Kanonendonner die Stille.

Konstantin lässt die Kirchenglocken läuten. In einer Prozession tragen die

Gläubigen heilige Ikonen durch die Stadt und zu jenen Stellen der Mauern, die der Kanonenbeschuss am stärksten beschädigt hat. Der Kaiser selbst schließt sich dem Zug an. Anschließend ruft er seine Befehlshaber und Minister zu sich, schwört sie ein auf den großen Sturm, der ihnen allen bevorsteht.

Er sei bereit, für seinen Glauben, seine Stadt und sein Volk zu sterben, sagt er ihnen. Er erinnert sie daran, dass sie Nachfahren der Hellenen und der Römer sind und wohlgeschützt durch Helme, Harnische und Panzerhemden.

Sie sollten sich nicht fürchten vor dem Feuer, dem Lärm der Osmanen, der gewaltigen Zahl ihrer Soldaten, sollten hochgemut und standhaft sein. Mit Got-



Ende Mai entschließt sich Mehmed zu einer letzten Attacke. Erneut greifen seine Reiter an



Diesmal gelingt es den Osmanen, die Mauern der Stadt zu erstürmen. Kurz darauf fällt Konstantinopel

tes Hilfe, schließt er, würden sie den Sieg erringen. Dann feiert er mit ihnen gemeinsam die Messe in der Hagia Sophia. Immer wieder schallt der gleiche Ruf durch die Sophienkirche: Kyrie eleison. Herr, erbarme dich.

Gegen Mitternacht reitet der Kaiser die Verteidigungsmauern entlang, um ihren Zustand zu kontrollieren.

Inzwischen haben sich alle noch verbliebenen Kämpfer auf den Mauern postiert. Ihre Zahl hat sich durch die Verluste der vergangenen sieben Wochen halbiert. Giustiniani steht mit seinen Männern nahe dem Romanos-Tor, obwohl ihn am Abend zuvor bei der Ausbesserung der Außenmauer ein Stein-splitter in die Brust getroffen hat.

Damit es keinen Rückzug geben kann, sind die Tore der Innenmauer in die Stadt verschlossen. Die Männer auf dem Außenwall wissen, dass sie siegen werden – oder sterben. Stundenlang warten sie, ohne dass etwas geschieht.

Dann, gegen halb zwei Uhr in der Nacht, ist es so weit: Ein Lärm aus Trommeln, Zimbelen, Hörnern und Schlachtrufen erhebt sich aus dem Kriegslager Mehmeds. Die Eingeschlossenen antworten mit dem Geläut aller Kirchenglocken der Stadt.

Nun stürmen die Truppen des Sultans über die gesamte Länge der Landmauern hinweg gegen die Verteidigungswälle. Der letzte Angriff der Belagerer hat begonnen.

Als Erste drängen die Hilfstruppen mit Krummsäbeln, Schleudern und Bogen auf die Soldaten Konstantins zu. Diese kaum ausgebildeten Kämpfer sollen die Verteidiger zermürben, ihrerseits angetrieben von den Janitscharen, die Deserteure gnadenlos niederhauen.

Von den Mauern werfen Venezianer, Genuesen und Byzantiner Steine hinab, gießen heißes Pech auf die Angreifer, hacken allen, die über Sturmleitern die Mauer zu erklimmen drohen, die Gliedmaßen ab, durchbohren sie mit Pfeilen.

Der Kaiser spricht seinen Truppen, die nur im Schein einiger Leuchtf Feuer kämpfen, unentwegt Mut zu. Zwei Stunden lang währt der erste Ansturm, da ertönt plötzlich das Signal zum Rückzug.

Doch den Verteidigern bleibt nur wenig Zeit, um ihre Kampflinien neu aufzustellen und die Schäden an den Mauern mit Balken und Fässern voller Erde zu beheben. Denn schon stürmen als nächste Division die anatolischen Krieger nach vorn: fanatische Glaubenskämpfer, die vor allem die in der Senke gelegene Mitte der Landmauer in der Nähe des Romanos-Tores attackieren.

Auf Leitern sowie auf den Schultern anderer Soldaten versuchen sie, die Brüstung zu erklimmen, kaum erkennbar im diffusen Licht der Feuer und des von Wolken umfangenen Mondes. Immer wieder neue Streiter rücken nach und versuchen, auf den Leibern der Getöteten nach oben zu gelangen – begleitet vom Donner der Kanonen, deren Geschosse schließlich ein Loch von mehreren Metern Breite in die Mauer reißen.

Durch diese Bresche stürmen nun Hunderte Angreifer. Doch die Verteidiger, an ihrer Spitze der Kaiser, formieren sich schnell, umzingeln die Eindringlinge, töten viele der Krieger und treiben die Übrigen wieder zurück.

Der massive Gegenangriff der Verteidiger bringt die osmanische Attacke ins Stocken: Ein zweites Mal muss Mehmed das Signal zum Rückzug geben.

Doch wieder bleibt den Verteidigern kaum Zeit, neue Kräfte zu sammeln. Denn nun treffen Pfeile, Wurfspieße und Steine die Soldaten auf der Mauer,



Am Nachmittag des 29. Mai 1453 reitet Mehmed II. in die eroberte Stadt ein. Er wird sie zur neuen Kapitale seines Reichs machen

und dahinter laufen die Janitscharen, die Elitetruppen des Sultans, in geschlossenen Reihen auf die Stadt zu. Sie sind Mehmeds Trumpf – und seine letzte Waffe im Kampf um Konstantinopel.

Er steht nur wenige Meter von den Kämpfern am Mauergraben entfernt und treibt sie mit lauten Rufen an. Vier Stunden währt die Schlacht nun schon, und noch immer hält die Stadt durch.

Dann aber treffen die Kämpfer Konstantins gleich zwei Schläge auf einmal: Durch eine versehentlich offen gelassene Seitenpforte im Norden gelangen 50 Osmanen hinter die Mauer und erklimmen die Treppe zur Brüstung. Statt

die Eindringlinge schnell zu umringen, zurückzudrängen und die Pforte wieder zu verschließen, sind die Verteidiger plötzlich wie gelähmt.

Denn im gleichen Moment trifft ihren Kommandanten Giustiniani eine Kugel, die seinen Brustpanzer durchschlägt. Der Genuese, der bis dahin die Krieger in der Stadt mit seiner Tatkraft und Zuversicht motiviert hat, wird schwer verletzt und lässt sich von seinen Leibwächtern durch eine geöffnete Pforte in die Stadt zurück zum Hafen tragen, um sich dort behandeln zu lassen.

Als die Männer auf den Mauerzinnen sehen, dass sich ihr Anführer in die

Stadt bringen lässt, geben sie den Kampf verloren. Verzweifelt reitet der Kaiser hinzu, bittet Giustiniani, auf seinen Posten zurückzukehren – doch zu spät.

Immer mehr Byzantiner, Venezianer und Genuesen verlassen nun in Panik ihre Plätze. Verängstigt drängen sie gegen die Pforte, um ins Stadttinnere zu gelangen.

Mehmed bemerkt die Verwirrung unter den Verteidigern schnell und ruft seinen Männern zu, die Stadt sei schon ihre; zudem befiehlt er nochmals zusätzliche Soldaten in die Schlacht.

Diesmal mit Erfolg: Schnell hacken sich die Janitscharen den Weg über eine Palisadenwand frei, drängen die verbliebenen Soldaten des Kaisers zurück, rücklings in die Gräben, wo viele von ihnen stolpern und niedergehauen werden.

Konstantin, der nun erkennen muss, dass die Schlacht verloren ist, wendet sich ein letztes Mal an seine Getreuen.

Anschließend stürzt er sich mit gezogenem Schwert in das Gedränge, voller Verzweiflung, um lieber im Kampf zu sterben, als die Vernichtung seiner geliebten Stadt zu erleben. Sein Leichnam wird nie gefunden.

Wenig später überwinden die Truppen des Sultans die unverteidigte Innenmauer – und fallen ein in die Stadt, die bis dahin als unbezwingbar galt.

Konstantinopel ist erobert.

Nun beginnt hinter den Mauern ein Schlachten, dem Tausende Bewohner der Stadt zum Opfer fallen. Ob Soldaten, Alte, Kinder: Die türkischen Sieger töten zunächst jeden, den sie treffen.

Sie schleudern Neugeborene durch die Luft, zerren Frauen und Jungen aus den Häusern und vergewaltigen sie auf offener Straße, missbrauchen Nonnen auf den Böden der Klöster. Einige Frauen stürzen sich in Brunnenschächte, um der Schändung zu entgehen.

In der Hagia Sophia drängen sich die Gläubigen. Sie hoffen, im Gotteshaus dem Gemetzel durch himmlischen Schutz zu entkommen.

Doch schon bald drücken die Plünderer die Türen der Kirche ein, binden Junge wie Alte als Sklaven zusammen, zerren an ihnen wie an Vieh.

Nach den ersten Stunden des Blut-
rausches verlegen sich die Osmanen dar-
auf, Gefangene zu nehmen, statt wahllos
zu töten. Aus jedem Haus, jeder Kirche,
jedem Palast reißen sie heraus, was sie
tragen können, und markieren jene Ge-
bäude mit Fahnen, in denen nichts mehr
zu holen ist.

Oft wissen die Soldaten nicht, wo-
hin mit der Beute: Fein verzierte Pries-
tergewänder legen sie auf Pferderücken,
setzen sich zum Essen auf Heiligenbilder.
Einer Jesusstatue am Kreuz stützen sie
einen Turban über und tragen sie durch
die Stadt.

Am späten Nachmittag reitet Meh-
med II. in die Stadt ein und begibt sich
sofort zur Hagia Sophia. Vor den Toren
der Kathedrale hebt er zum Zeichen der
Demut vor Allah etwas Erde auf, lässt sie
über seinen Turban rieseln, betritt dann
das Gotteshaus. Einen Soldaten, der ge-
rade ein Stück des Marmorfußbodens
herausbricht, schickt er fort und erklärt,
dieses Gebäude gehöre allein ihm.

Aus der Kirche, so befiehlt er, soll
augenblicklich eine Moschee werden.
Einer seiner hohen Geistlichen besteigt
die Kanzel und verkündet mit lauter
Stimme, was von nun an täglich die Stadt
durchschallen wird: „Allahu Akbar“ –
Gott ist unvergleichlich groß.

Dann schreitet der Sultan selbst vor
den Altar und huldigt seinem Gott,
der ihm den Sieg über die Byzantiner
geschenkt habe.

Mehmed II., 21 Jahre alt, hat er-
reicht, wovon er seit Langem geträumt
hat: Konstantinopel gehört ihm. Jene
legende Stadt, die die Muslime bis da-
hin als „Knochen im Halse Allahs“ ver-
dammt haben, als störende Enklave in
ihrem Herrschaftsgebiet.

Mit dem Triumph der Os-
manen endet am 29. Mai
1453 nach genau 1123 Jah-
ren und 18 Tagen die Ge-
schichte des kaiserlichen
Konstantinopel und da-
mit auch die Geschichte von Byzanz.
89 Herrscher und Herrscherinnen haben
die Stadt regiert, 125 Patriarchen die
Bürger im Glauben gelenkt.

Mehr noch: Durch den Tod von
Konstantin XI. erlischt auch die Reihe

der Regenten, die bis zum Urvater aller
römischen Imperatoren zurückreicht, zu
Kaiser Augustus.

Während all dieser Jahrhunderte
haben die Byzantiner das Erbe der An-
tike bewahrt – den unbedingten Herr-
schaftswillen der Mächtigen ebenso wie
die Kunstwerke der Meister und die
Schriften der Weisen.

Immer wieder hat Konstantinopel
in diesen Zeiten allen Angreifern ge-
trotzt, das Reich hat die Wirren der Völ-
kerwanderung überstanden, die muslim-
ischen Araber zurückgeschlagen, die
Slawen bekehrt und sich gegen alle
christlichen Widersacher durchgesetzt.
So als sei keine Macht auf dieser Welt
stark genug, um jene Stadt endgültig zu

Einen Tag lang plündern die Sieger. Sie morden und vergewaltigen

bezwingen, die einst Konstantin I. für
sich am Bosphorus gründete.

Umso größer ist der Schock, den
die Nachricht vom Untergang Konstan-
tinopels in der westlichen Christenheit
auslöst. Weinende Menschen drängen
sich auf den Straßen von Venedig, als
ein Schiff dort einen Monat später die
Kunde überbringt.

Und auch der römisch-deutsche
Kaiser Friedrich III. bricht in Tränen aus,
als ihn die traurige Botschaft erreicht.

Gleichzeitig fürchten viele, dass die
Türken nun gegen das Abendland ziehen
werden. Selbst in Island beten die Gläu-
bigen darum, verschont zu werden.

Tatsächlich erobert Mehmed II. in
den Folgejahren die letzten von den
Byzantinern einst beherrschten Gebiete,
etwa auf der Peloponnes – ja er setzt
sogar nach Italien über. Doch ehe seine
Truppen einen geplanten Marsch auf

Rom beginnen können, stirbt der Sultan.
Ihres Anführers beraubt, bricht der Feld-
zug der Osmanen zusammen.

Einige der Überlebenden von Kon-
stantinopel, die das Glück hatten, noch
rechtzeitig auf eines der venezianischen
Schiffe im Hafen zu gelangen und so
zu entkommen, finden Zuflucht im Wes-
ten. Dort versuchen sie, gerettete Ikonen,
Schmuck oder wertvolle Bücher zu ver-
kaufen und hoffen auf Almosen. Mit sich
führen sie das Wissen und die Kultur
ihrer untergegangenen Stadt.

Das wahre Vermächtnis von Byzanz
aber ist sein Glaube. Unter den Völkern
des Balkans und Osteuropas, die Mis-
sionare aus Konstantinopel einst bekehrt
haben, lebt die besondere Form der
Frömmigkeit der orthodoxen Kirche wei-
ter – und verbindet sich mit dem Macht-
anspruch der Herrschenden.

Vor allem in Russland nehmen sich
die Großfürsten von Moskau das einst
mächtige Byzanz zum Vorbild, regieren
sie doch nun das wichtigste orthodoxe
Reich. Als Iwan III. im Jahr 1472 eine
Nichte des letzten griechischen Kaisers
heiratet, stellt er sich bewusst in die
Tradition des untergegangenen Kaiser-
tums: Iwan nennt sich „Zar“ (abgeleitet
von Cäsar), gleicht sein Hofzeremoniell
dem des byzantinischen Kaisers an und
schmückt sein Wappen mit dem Dop-
peladler, dem Symbol der Herren von
Konstantinopel.

Und um 1500 prägt ein orthodoxer
Mönch in einem Brief einen neuen Titel
für die Hauptstadt des Großfürstentums.
Nach dem Fall von Konstantinopel, dem
„Zweiten Rom“, so schreibt er, sei Mos-
kau, das „Dritte Rom“.

Byzanz hat einen Erben gefunden.
Und Osteuropa eine neue Vormacht. ●

Dr. Marion Hombach, Jg. 1975, schreibt
regelmäßig für GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Roger
Crowley, „Konstantinopel 1453: Die letzte
Schlacht“, Theiss: spannende und detailrei-
che Studie. David Nicolle: „Constantinople
1453 – The End of Byzantium“, Osprey: prä-
zise Zusammenfassung der Schlacht um
die byzantinischen Kapitale – mit zahlreichen
Karten illustriert.

89 Kaiser, elf Jahrhunderte

Mehr als ein Jahrtausend lang beherrschen christliche Kaiser von der Metropole am Bosphorus aus ihr Imperium. Immer wieder von Feinden aus West und Ost berannt, bewahren sie hier das Erbe der Cäsaren und fördern eine eigene Kultur — Text: OLAF MISCHER, Karten: STEFANIE PETERS

330 n. Chr.

Byzantion. Der römische Kaiser Konstantin I. weilt am Bosphorus eine neue Metropole ein, die er nach sich benennt: Konstantinopel. Auf dem Gebiet der griechischen Handelsstadt Byzantion hat er einen Regierungssitz erbauen lassen: ein von einer gewaltigen Mauer geschütztes Bollwerk am Rande des römisch beherrschten Balkans und der asiatischen Gebiete des Imperiums.

337

Nikomedia. Konstantin stirbt in einem Palast 100 Kilometer östlich von Konstantinopel. Kurz zuvor hat er sich nach intensiver Beschäftigung mit dem christlichen Glauben als erster Imperator taufen lassen. Fortan werden sich fast alle römischen Kaiser zum Christentum bekennen. Konstantins drei Söhne teilen sich nun die Herrschaft. Constantian regiert Ostrom – also den Balkan, Kleinasien, Ägypten und Teile des Zweistromlandes –, während seine Brüder die weströmischen Gebiete verwalten. Constanth herrscht über Italien, Dalmatien und Nordafrika, Konstantin über Gallien, Britannien und Spanien.

Zweistromland. Der persische Großkönig Schapur I.

stößt mit einem Reiterheer über den Grenzfluss Tigris auf oströmisches Territorium vor. In den folgenden knapp drei Jahrzehnten bekämpfen sich die Kontrahenten mit wechselndem Erfolg.

363

Persisches Reich. Etwa 65 000 römische Legionäre marschieren auf die persische Hauptstadt Ktesiphon, um den 337 begonnenen Krieg zu beenden. Die Kapitale können sie aber nicht einnehmen – schlimmer noch: Nach weiteren Gefechten muss Ostrom seine Gebiete östlich des Tigris abtreten.

376

Thrakien. Der oströmische Kaiser Valens gewährt Zehntausenden Goten Asyl, die von Hunnen aus ihrer Heimat nördlich der Donau vertrieben worden sind. Im Gegenzug sollen die wehrfähigen Männer unter den Flüchtlingen seine Grenzen schützen. Mit dem Vormarsch der Goten beginnt das Zeitalter der Völkerwanderung.

378

Thrakien. Bei Adrianopel (Edirne) unterliegt ein oströmisches Heer gotischen Rebellen, die sich nach Versorgungsproble-

men gegen das Imperium erhoben haben; mehr als 15 000 Soldaten fallen, darunter Kaiser Valens.

379

Trier. Gratian, der Herrscher Westroms (der wegen zunehmender Grenzkonflikte mit Germanen in Trier residiert) ernennt den General Theodosius zum Nachfolger von Valens. Theodosius gelingt es, die Goten zurückzudrängen und mit ihnen einen Frieden auszuhandeln.

um 380

Konstantinopel. Theodosius macht die Stadt auf Dauer zum Kaisersitz: In den folgenden gut 200 Jahren wird kein oströmischer Regent für längere Zeit die Metropole verlassen.

392

Rom. Als der weströmische Kaiser Valentinian II. (der Nachfolger Gratians) stirbt, kommt es zur Machtprobe: Ohne Theodosius zu konsultieren, der nach römischem Recht nun Regent des gesamten Imperiums ist, proklamieren Senatoren, Adelige sowie Militärführer den Hofbeamten und Gelehrten Eugenius zum neuen Herrscher – einen Mann, den sie leicht lenken können. Zwar kann Theodosi-

us seinen Rivalen zunächst nicht vertreiben, dennoch erlässt er nun Gesetze für beide Reichsteile: So stellt er im gesamten Imperium alle heidnischen Kulte unter Strafe – und macht damit das Christentum de facto zur Staatsreligion.

393

Konstantinopel. Theodosius erhebt seinen minderjährigen Sohn Honorius zum Mitkaiser für den Westen. Gleichzeitig rüstet er zu einem Feldzug gegen Eugenius, den er im Jahr darauf besiegt.

395

Mailand. Theodosius stirbt in der weströmischen Kaiserstadt überraschend an Herzversagen. Nun übernehmen seine Söhne Arcadius (in Konstantinopel) und Honorius (in Mailand) die Regierung. Theodosius war der letzte Monarch, der über das gesamte römische Staatsgebiet geherrscht hat, denn fortan wird das Imperium Romanum meist von je einem Herrscher im Westen und Osten regiert. Gleichwohl bilden die beiden Reichsteile weiterhin eine staatsrechtliche Einheit. Doch tatsächlich unterstützen die Herrscher des Ostens die Regenten im Westen bei deren nun folgenden Kämpfen ge-

gen Germanen und Usurpatoren nur wenig.

410

Rom. Goten überfallen die Ewige Stadt, während sich der Kaiser Honorius in Ravenna verschanzte. Zwar richten die Germanen keine größeren Schäden an. Doch erschüttert der Überfall auf das Herz des Imperiums das Vertrauen der Bewohner Westroms in ihren Kaiser nachhaltig.

Die Goten gründen einige Jahre später in Südwestgallien ein eigenes Reich. Später dehnen sie ihre Herrschaft auch auf Teile Spaniens aus.

412

Konstantinopel. Wohl angesichts der zunehmenden Bedrohung durch die Hunnen lässt ein hochrangiger Politiker im Namen des minderjährigen Kaisers Theodosius II. eine neue Wehrmauer mit 96 Türmen und vorgelagerten Gräben errichten; die Stadtfläche erweitert sich so auf fast 14 Quadratkilometer. Damit ist Konstantinopel größer als Rom.

429

Gibraltar. Zehntausende germanische Vandalen setzen nach Nordafrika über, wo sie in den folgenden Jahren große Teile der dortigen weströmi-

schen Territorien erobern. Das Volk ist auf der Suche nach neuem Siedlungsland bereits gut zwei Jahrzehnte zuvor auf weströmisches Gebiet vorgedrungen und hat seither die römischen Provinzen Gallien und Spanien verwüstet.

431

Konstantinopel. Nachdem die Hunnen sein Reich überfallen und geplündert haben, verpflichtet sich Theodosius II., jährlich 350 Pfund Gold an den Hunnenkönig Ruga zu übergeben, um weitere Beutezüge abzuwenden.

450

Konstantinopel. Der neue Kaiser Marcian weigert sich, Rugas Nachfolger Attila weiterhin Schutzgeld zu zahlen. Da dem Hunnenkönig vermutlich klar ist, dass er die Mauern Konstantinopels nicht erstürmen kann, und weil die Balkanprovinzen angesichts der vergangenen Überfälle weitgehend verwüstet sind, verzichtet er auf das Gold – und fällt stattdessen in das geschwächte Weströmische Reich ein, wo er Teile Galliens plündert.

451

Chalkedon. In der Hafenstadt am Bosphorus erklärt eine Kirchenversammlung Konstantinopel zum regulären Patriarchat. Damit kann der Patriarch der Metropole – wie seine Amtskollegen etwa in Alexandria oder Jerusalem – unter anderem höchste kirchliche Würdenträger weihen. Rom bleibt indes die bedeutendste Stadt der Christen – weil dort der Apostel Petrus gewirkt

hat. In ihm sehen viele Gläubige den ersten Papst. Daher steht der Pontifex maximus unter dem besonderen Schutz der Kaiser.

455

Rom. Aus Rache ermorden Gefolgsleute eines von Valentinian III. getöteten Feldherrn den Kaiser. In den folgenden 20 Jahren wird das Westreich von neun Monarchen regiert, während im Osten Kaiser Leo I. von 457 bis 474 unangefochten herrscht. **Karthago.** Die Vandalen nutzen Roms Schwäche und machen sich auf Sizilien, Sardinien, Korsika und die Balearen zu erobern.

einem Heerführer germanischer Abstammung, in einer Schlacht getötet. Dem oströmischen Herrscher Zenon lässt der Aufwührer versichern, dass das Imperium Romanum nur einen Kaiser benötige – den in Konstantinopel. Das Westreich regiert Odoaker nun als Rex Italiae (König von Italien).

Konstantinopel. Kaiser Zenon verweigert Odoaker die Anerkennung als Herrscher Italiens. Da seine Position als Kaiser aber noch nicht gesichert ist, muss er den König gewähren lassen.

Damit ist die weströmische Herrschaft de facto erloschen: Künftig residiert

„Byzantinisches Reich“ bezeichnen (nach dem alten Namen seiner Hauptstadt).

ab 482

Gallien. Der fränkisch-germanische Stammeskönig Chlodwig unterwirft nach und nach andere Herrscher zwischen Rhein und Garonne und legt damit die Grundlagen für das Reich der Franken.

488

Konstantinopel. Zenon, dessen Position als Kaiser mittlerweile gefestigt ist, beauftragt seinen Konsul Theoderich, Odoakers Herrschaft in Italien zu beenden. Der Gote Theo-

uneingeschränkter Machtfülle.

ab 500

Konstantinopel. Da aus Zentralasien zugewanderte Völkerscharen die Umgebung Konstantinopels mehrmals verwüstet haben, lässt der neue Kaiser Anastasios eine „Lange Mauer“ errichten: ein System von hohen Steinwällen, Wassergräben, Wehrtürmen und Forts, das auf 56 Kilometer Länge zwischen Marmarameer und Schwarzem Meer eine vorgelagerte Verteidigungslinie bildet.

502

Persien. Um seine Herrschaft durch Kriegserfolge zu sichern, dringt der Großkönig Kavadh I. nach Anatolien vor. Zwar drängen byzantinische Truppen die Invasoren bald zurück. Doch in den folgenden drei Jahrzehnten flammte der persisch-byzantinische Konflikt immer wieder auf.

526

Ravenna. Theoderich stirbt. Jahrelang erschütterten Nachfolgekämpfe sein italienisches Reich.

527

Konstantinopel. Justinian wird zum byzantinischen Herrscher gesalbt und nimmt sich Großes vor: Er will Persien besiegen, das Christentum im Imperium endgültig durchsetzen und sein Reich zu neuem Glanz führen.

um 530

Konstantinopel. Justinian lässt das gesamte römische Recht im „Codex Iustinianus“ sowie im „Corpus Iuris Civilis“ kodifizieren.



Ab 395 n. Chr. regieren zwei Kaiser das Römische Reich – einer in Italien, einer in Konstantinopel: Letzterer herrscht vom Roten Meer bis an die Adria

475

Ravenna. Der weströmische Heermeister Orestes vertreibt Kaiser Iulius Nepos nach Dalmatien und lässt seinen Sohn Romulus zum Kaiser ernennen.

476

Ravenna. Kaiser Romulus wird von Rebellen abgesetzt und Orestes von ihrem Anführer Odoaker,

kein Kaiser mehr in Italien, stattdessen wird das Erbe des antiken Weltreichs in Konstantinopel bewahrt. Dort berufen sich die Kaiser weiterhin auf die einst von Augustus begründete imperiale Tradition. Weil aber ihr Staat zunehmend griechisch geprägt ist, werden später Historiker ihn in Abgrenzung zum lateinischen Imperium als

derich ist zugleich Heerführer eines eigenen Verbandes, der seit Langem im byzantinischen Pannonien (einer Region im heutigen Ungarn) siedelt. Fünf Jahre später besiegt er Odoaker und verwaltet Italien fortan offiziell als Statthalter des Kaisers. De facto aber regiert er dort bald, gestützt auf seine gotischen Krieger, mit fast

ren. Die zwei Gesetzeswerke beeinflussen bis heute europäisches Recht.

532

Byzanz. Justinian schließt mit Persien einen „Ewigen Frieden“: Er darf zwischenzeitlich persisch besetzte Gebiete des Reiches im Osten behalten, zahlt dafür 11 000 Pfund Gold.

533–535

Karthago. Byzantinische Truppen unterwerfen das Vandalenreich in Nordafrika. Nun fallen auch die von den Vandalen besetzten Inseln Sardinien, Korsika sowie die Balearen an Konstantinopel.

535–552

Sizilien. Nach dem Sieg über die Vandalen lässt Justinian seine Truppen von Afrika nach Sizilien übersetzen, um von dort einen Angriff auf das von Theoderich begründete Gotenreich in Italien vorzubereiten. Zugleich besetzen andere Einheiten das ebenfalls von den Goten beherrschte Dalmatien. Doch erst 552 gelingt es byzantinischen Truppen, die Goten in Italien zu besiegen. Nun steht die Apenninhalbinsel unter der Herrschaft des Kaisers.

540–562

Levante. Persiens Großkönig Chosrau I. nutzt Justinians Eroberungszug in Europa, um (trotz des Ewigen Friedens) Antiochia und andere byzantinische Städte zu plündern. Für den Kaiser beginnt ein jahrelanger Zweifrontenkrieg. Feindliche Truppen besetzen Mesopotamien, Nordsyrien und Armenien. Nach verlustreichen

Schlachten endet der Krieg 562 mit einem Kompromissfrieden: Gegen jährliche Tribute belässt Chosrau I. dem Kaiser dessen östliche Ländereien.

542

Konstantinopel. Die Pest erschüttert die Stadt und weite Teile des Reiches. In den folgenden vier Monaten sterben wohl 100 000 der knapp 400 000 Bürger der Hauptstadt. Nur wenige Erkrankte überleben, darunter der Kaiser. Das Imperium ist auf Jahre hinaus geschwächt.

554

Spanien. Justinians Legionäre erobern Teile der spanischen Mittelmeer-

der Kaiser ihre Ansiedlung auf dem Reichsgebiet verhindern.

565

Konstantinopel. Justinian stirbt. Byzanz reicht nun vom Euphrat bis zum Atlantik – und erstreckt sich, wie einst das Reich Konstantins, über drei Kontinente. Doch ist das Imperium längst nicht so wohlhabend und mächtig wie damals: Italien ist nach den langen Kämpfen in weiten Teilen verwüstet, und die afrikanischen Territorien, einst die römische Kornkammer, liefern lediglich Olivenöl. Zudem ist die Donaugrenze unsicher: Slawische Stämme brechen schon bald die byzantinische Vorherrschaft

im Byzantinischen Reich verständigt: Seit der Trennung vom Kernland des Imperium Romanum hat Latein immer mehr an Bedeutung verloren.

568

Italien. Germanische Langobarden wandern auf der Suche nach besseren Siedlungsplätzen vom heutigen Ungarn aus auf die Apenninhalbinsel. Sie besiegen die dort stationierten byzantinischen Truppen und gründen ein eigenes Reich. Byzanz bleiben nur vereinzelte Gebiete auf der Halbinsel.

572

Konstantinopel. Kaiser Justin II. stellt die Tributzahlungen an Persien ein.



Im Jahr 717 belagern die Araber Konstantinopel. Muslimische Heere haben zu diesem Zeitpunkt bereits große Teile des Byzantinischen Reichs erobert

küste von den Nachfahren jener Goten zurück, die 410 n. Chr. Rom geplündert haben.

561

Balkan. Reiterkrieger der Awaren, eines Turkvolks aus Zentralasien, überqueren die Donau; nur durch hohe Geldzahlungen kann

in einigen Regionen Griechenlands. Und die östlichen Reichsteile sind von Persien bedroht.

Justinian war wohl der letzte Kaiser mit Latein als Muttersprache. Seine Nachfolger werden Griechisch sprechen – jenes Idiom, mit dem sich die Mehrheit der Bevölkerung

Darauf beginnt der Großkönig einen Krieg im byzantinischen Osten, der (mit Unterbrechungen) rund 55 Jahre dauern wird. Unter anderem erobern die Perser Jerusalem.

624

Kleinasien. Der byzantinische Kaiser Herakleios

beginnt eine Offensive im Norden des Perserreiches, um den Krieg gegen den Großkönig in dessen Land zu tragen.

Spanien. Die Goten besetzen jene Gebiete, die Justinian erobert hat.

626

Konstantinopel. Awarische, slawische und persische Kämpfer belagern die Kapitale – mehr als 100 000 Mann. Der persische Großkönig Chosrau II. hat vermutlich Diplomaten auf den Balkan gesandt, um mit den dort siedelnden Awaren ein Bündnis zu schließen und Byzanz anzugreifen, dessen Truppen ja im Osten stehen. Doch die Attacken auf Konstantinopel scheitern. Perser, Awaren und Slawen ziehen sich zurück.

627

Persien. Die byzantinischen Truppen schlagen die Soldaten des Großkönigs vernichtend. Chosrau II. wird von einem internen Rivalen ermordet. Unter dem neuen Herrscher kommt es zum Friedensschluss mit Byzanz, das unter anderem Jerusalem zurückerhält.

um 635

Schwarzes Meer. Der Bulgarenfürst Khan Kobra- to hat sein Volk mit byzantinischer Hilfe aus langjähriger Abhängigkeit von den Awaren befreit und gründet nun am Nordufer des Schwarzen Meeres das später so genannte Altbulgarische Reich. Der erste Bündnispartner des Herrschers ist Kaiser Herakleios, der hofft, mit Kobratos' Hilfe die Awaren endgültig zu besiegen.

636

Syrien. In einer Schlacht am Jarmuk unterliegt das byzantinische Heer einem neuen Gegner: den Truppen des Kalifen Umar ibn al-Chattab. Der ist der zweite Nachfolger des muslimischen Religionsstifters Mohammed und wie seine Vorgänger Herrscher eines Reiches auf der Arabischen Halbinsel. Bald darauf erobert der Kalif Jerusalem. Bis zu seinem Tod 644 nimmt er unter anderem ganz Palästina und Ägypten ein.

674–678

Konstantinopel. Mehrmals belagern al-Chattabs Truppen die Stadt von der Seeseite. Zur Abwehr setzt der Kaiser eine neuartige Waffe ein, das „Griechische Feuer“: eine Mischung aus Rohöl und Salpeter, die mit Katakypulen verschossen wird und die arabische Flotte vernichtet.

680

Balkan. Auf der Flucht vor Angreifern aus der Kaukasusregion fliehen viele Bulgaren auf byzantinisches Gebiet und nehmen die Region zwischen Donau und dem Hauptkamm des Balkangebirges ein. Das durch Kriege geschwächte Reich kann das Gebiet nicht zurückerobern: Nach mehreren Schlachten schließt Kaiser Konstantin IV. mit den Eindringlingen einen Friedens- und Handelsvertrag und gewährt ihnen zudem jährliche Tributzahlungen.

695

Nordafrika. Arabische Truppen besetzen Karthago, ohne auf größere

Gegenwehr kaiserlicher Truppen zu stoßen. In den folgenden drei Jahren verliert Byzanz nach und nach alle seine afrikanischen Territorien.



Um 1040 ist das Reich der Herrscher in Konstantinopel so groß wie seit 400 Jahren nicht mehr: Die Kaiser haben den Balkan und Süditalien erobert

751

Italien. Der langobardische König erobert Teile des Landes, die bis dahin noch unter byzantinischer Herrschaft standen. Nun kann der Kaiser den Papst in Rom nicht mehr gegen die Langobarden schützen. Deshalb unterstellt sich der Heilige Vater dem Schutz des Frankenkönigs Pippin, dessen Reich von Marseille bis nach Friesland und von der Biskaya bis an die Weser reicht.

773–774

Italien. Pippins Sohn und Nachfolger Karl dringt ins Reich der Langobarden ein, vorgeblich, um den Papst vor Übergriffen zu schützen. Er siegt und lässt sich zum König der Langobarden krönen.

797

Konstantinopel. Zum ersten Mal wird Byzanz

allein von einer Kaiserin regiert: Irene von Athen. Sie hat nach dem Tod ihres Ehemanns Leo IV. die Herrschaft zunächst für ihren minderjährigen

Sohn Konstantin übernommen. Doch als er erwachsen ist, stürzt sie ihn mit Unterstützung von Höflingen und lässt ihn blenden. Während ihrer Regentschaft ist sie um Ausgleich mit Karl („dem Großen“) bemüht, den sie als König der Langobarden anerkennt.

um 800

Griechenland. Die Byzantiner erobern die Region von den Slawen zurück; die dürfen jedoch weiterhin dort siedeln.

800

Rom. Karl der Große lässt sich von Papst Leo III. zum römischen Kaiser krönen. Die byzantinische Regentin Irene sieht darin einen Akt der Usurpation, da sie sich als Herrscherin des Römischen Reichs empfindet. Karl hingegen argumentiert, dass der gesamt-

römische Thron vakant gewesen sei, da eine Frau nicht Kaiserin sein könne. Damit erwächst Byzanz ein neuer Konkurrent: das Reich der Franken.

812

Aachen. Nachdem die Franken das zu Byzanz gehörende Venedig besetzt haben, erkennt Kaiser Michael I. die Kaiserwürde Karls des Großen an – und erhält dafür die Lagunenstadt zurück.

ab 827

Sizilien. Aus Tunesien übersetzende Araber erobern die Insel. 902 fällt dort der letzte christlich-byzantinische Stützpunkt.

um 850

Serbien. Der Adelige Vlastimir gründet im Süden Serbiens und in Ostmontenegro ein Königreich und unterstellt sich der Oberhoheit des byzantinischen Kaisers.

860

Konstantinopel. Krieger der Rus, eines Fürstentums im Norden des heutigen

Russland, stehen vor der Stadt. Sie sind über den Dnjepr bis ins Schwarze Meer gefahren. Da sie die Metropole nicht erobern können, plündern sie die Umgebung. Dennoch entwickeln sich in den folgenden Jahrzehnten rege Handelsbeziehungen zwischen dem Fürstentum und Konstantinopel.

863

Mähren. Im Auftrag des byzantinischen Kaisers und des Patriarchen beginnen der Gelehrte Kyrill und der Mönch Method, die slawischen Völker zu missionieren. Zudem übersetzen sie die biblischen Evangelien ins Altslawische. Dazu entwickelt Kyrill das später nach ihm benannte Alphabet. Bald darauf schließen sich Herrscher der slawischen Völker der byzantinischen Kirche an.

um 912

Dalmatien. Der slawische Fürst Tomislav gründet an der Adriaküste das Reich der Kroaten. Gut ein Jahrzehnt später wird er zum König gekrönt.

912

Konstantinopel. Kaiser Alexander stellt die Tributzahlungen an Bulgarien ein. Daraufhin marschiert Fürst Simeon I. mit einem Heer an den Bosphorus und fordert die Kaiserkrone. Zwar kann er die Stadt nicht einnehmen, doch bis zu seinem Tod 927 fällt er fast jährlich in das Reichsgebiet ein. Schließlich ernannt er sich zum Zaren (abgeleitet von Cäsar).

963

Chalkidiki. Der Mönch Athanasios gründet auf

dem Berg Athos ein Kloster, das bald Hunderte Ordensbrüder anzieht. Bis dahin haben die Mönche meist als Einsiedler gelebt.

972

Rom. Theophanu, die Nichte des byzantinischen Kaisers Johannes I., heiratet Otto, den Sohn des ostfränkischen Königs und römischen Kaisers Otto I. Mit der Hochzeit soll vor allem Johannes I. beruhigt werden, der sich durch die Italienpolitik des Franken bedrängt fühlt.

ab 986

Bulgarien. Während der 963 gekrönte byzantinische Kaiser Basileios II. in Kleinasien gegen lokale Machthaber kämpft und sich der Übergriffe von Usurpatoren erwehrt, erobert der bulgarische Herrscher Samuel ein Reich, das sich um 1000 von der Adria bis zum Schwarzen Meer und zeitweise auch über das byzantinische Griechenland erstreckt.

1014

Bulgarien. Basileios II. besiegt seinen bulgarischen Widersacher und macht dessen Land zur byzantinischen Provinz. Ungefähr zur gleichen Zeit unterwirft er auch Kroatien. Basileios herrscht nun über ein Reichsgebiet, das so groß ist wie seit dem 7. Jahrhundert nicht mehr.

ab 1050

Süditalien. Normannische Abenteurer erobern Teile des byzantinischen Territoriums, zunächst Apulien und Kalabrien. Die Krieger sind einige Jahre zuvor zumeist als Söldner italienischer

Adeliger aus Frankreich gekommen. Byzanz ist zu dieser Zeit durch eine tiefe innenpolitische Krise geschwächt: Zwischen 1025 und 1081 residieren 13 Kaiser in Konstantinopel – im gesamten vergangenen

1071

Anatolien. Kaiser Romanos IV. führt Truppen in den Osten Kleasiens. Dort attackieren schon seit mehr als einem Jahrzehnt Krieger der muslimischen Seldschuken-Herrscher (einer türkischen Dynas-



Um 1350 herrschen die Byzantiner nur noch über einen Bruchteil ihres früheren Reiches – und die erstarkenden Osmanen werden bald den Rest einnehmen

Jahrhundert waren es nur sieben.

1054

Konstantinopel. Ein Legat aus Rom legt eine Bulle auf dem Altar der Hagia Sophia nieder, in der der Papst den Kirchenbann über den Patriarchen verhängt und ihn damit aus der Christenheit ausschließt. Der Bann besiegelt nach einem langen Streit über den wahren Glauben (sowie Einflussgebiete im Süden Italiens) die Spaltung der Gläubigen in eine „orthodoxe“ (rechtgläubige) und eine „katholische“ (allumfassende) Kirche. Erst 2013, fast 1000 Jahre später, wird ein Patriarch wieder zur Amtseinführung eines Papstes eingeladen.

1081

Venedig. Byzanz schließt ein Bündnis mit der Seerepublik, nachdem Robert von Apulien die ostadriatische Hafenstadt Dyrrhachion angegriffen hat. Denn der

Kaiser verfügt über praktisch keine Flotte mehr. Als Gegenleistung für den – erfolgreichen – Einsatz gewährt er Venedig so umfangreiche Handelsprivilegien, dass es bald den Handel in seinem Reich dominiert.

1095

Clermont. Auf Bitten des byzantinischen Kaisers Alexios I. ruft Papst Urban II. die abendländischen Ritter zum Kampf gegen die muslimischen Seldschuken in Byzanz auf.

1097

Konstantinopel. 7000 Ritter und 50000 Fußsoldaten sowie ein Tross von Tausenden Handwerkern, Händlerinnen und Hilfskräften sind dem Aufruf Urbans gefolgt und lagern nun vor der Stadt. Die Krieger wollen indes nicht Byzanz schützen, sondern den Muslimen Jerusalem entreißen. Ehe sie weiterziehen, schwören die Anführer der Kreuzfahrer dem Kaiser jedoch, dass sie ihm alle ehemals byzantinischen Gebiete,

die sie auf dem Weg zur Heiligen Stadt erobern, übereignen werden.

1098

Syrien. Kreuzfahrer ziehen in Edessa ein, 1200 Kilometer östlich von Konstantinopel. In den Monaten zuvor haben die Ritter bereits die ehemals byzantinischen Städte Tarsos, Adana und Mamistra erobert – sie aber entgegen der Absprache nicht dem Kaiser zurückgegeben. Und auch Edessa behalten die lateinischen Christen für sich. Im selben Jahr gründen sie in dieser Region auf ehemals byzantinischem Gebiet das Fürstentum Antiochia.

1099

Jerusalem. Die Kreuzritter erstürmen die Heilige Stadt. Das einst byzantinische Jerusalem wird nun – mit Genehmigung des Papstes – die Kapitale eines neuen Königreichs, das von Kreuzfahrern beherrscht wird.

1137

Palermo. Der Normanne Roger II. vereinigt die von seinem Onkel Robert Guiscard den Byzantinern geraubten Gebiete in Süditalien mit dem von seinen Vorfahren eroberten Sizilien zu einem Königreich.

1160

Rom. Papst Alexander III. exkommuniziert den römisch-deutschen Kaiser Friedrich I. Barbarossa nach einem Streit. Kurz darauf bietet Kaiser Manuel I. von Byzanz dem Pontifex seinen Schutz sowie die Aufhebung der Kirchenspaltung an, sofern Alexander ihn zum römi-

schen Kaiser salbe. Damit wäre er seit 395 n. Chr. der erste Alleinherrscher im Osten und im Westen des antiken Imperium Romanum. Doch der Papst lehnt ab, wohl weil er einen Krieg der beiden Kaiser fürchtet.

1176

Kleinasien. Kaiser Manuel I. führt einen Feldzug in Anatolien, um von den Seldschuken besetztes Land zurückzugewinnen. Doch werden seine Truppen rasch besiegt. Damit ist der Osten Kleasiens für Byzanz verloren.

1182

Konstantinopel. Seit Kaiser Manuel vor zwei Jahren gestorben ist, herrscht dessen Neffe im Namen des minderjährigen Thronfolgers. Doch die Byzantiner werfen dem Regenten vor, die „Lateiner“ zu bevorzugen: gut 60 000 in Byzanz lebende, zumeist aus Italien stammende Kaufleute. Im Mai ermorden Bürger von Konstantinopel bei einem Pogrom Tausende dieser Fremden.

1185

Bulgarien. Adelige erheben sich gegen Byzanz und vertreiben dessen Truppen. Damit verliert Konstantinopel die Vorherrschaft auf dem Balkan.

1187

Jerusalem. Der muslimische Feldherr Saladin erobert die Heilige Stadt und weitere Stützpunkte der Kreuzritter. Die christlichen Heiligtümer Jerusalems übergibt Saladin auf Bitten Konstantinopels Vertretern der byzantinischen Kirche.

1194

Palermo. Der römisch-deutsche Kaiser Heinrich VI. erobert das Königreich der Normannen und empfängt in Palermo die sizilianische Krone.

1195

Konstantinopel. Alexios, ein Bruder von Kaiser Isaak II., stellt sich an die Spitze eines Militärputsches gegen den Herrscher und proklamiert sich zum Kaiser Alexios III. Isaak lässt er blenden.

1203

Konstantinopel. Aus Venedig kommend, erreichen etwa 15 000 Kreuzfahrer – die eigentlich auf dem Weg nach Ägypten sind – die Stadt und vertreiben den Putschisten Alexios III. Denn der Sohn des gestürzten Kaisers Isaak hat ihren Anführern eine hohe Belohnung in Aussicht gestellt, sollten sie seinem Vater wieder zum Thron verhelfen. Nun lagern die Kreuzritter vor der Stadt und warten auf den Lohn. Doch die Staatskassen sind fast leer.

1204

Konstantinopel. Byzantinische Verschwörer ermorden Isaak und dessen Sohn (viele Bürger verübeln ihnen den Pakt mit den Lateinern) und sperren die Kreuzfahrer aus. Daraufhin erstürmen die Ritter die Stadt. Es ist die erste Eroberung Konstantinopels in rund 900 Jahren. Die Sieger rufen das „Lateinische Kaiserreich“ von Konstantinopel aus – mit dem flandrischen Grafen Baldwin an der Spitze.

1208

Kleinasien. Theodor Laskaris, der Schwiegersohn des 1203 vertriebenen Alexios III., lässt sich in Nikaia im Westen Anadolien zum Kaiser krönen. Seit der Flucht aus Konstantinopel hat er dort mit einer Exilarmee die Grenzen eines neuen Byzantinischen Reichs gegen das Lateinische Kaiserreich und die Seldschuken im Osten gesichert.

1261

Nikaia. Michael VIII. Palaiologos, der Kaiser des Reichs um Nikaia, entsendet Truppen vor die Mauern Konstantinopels, um den dortigen Herrscher zu verunsichern und um die Befestigung zu insizieren. Tatsächlich gelingt es den Soldaten, in die unbewachte Stadt vorzudringen. Wenige Tage später zieht Michael VIII. in seine neue Kapitale ein.

1300

Kleinasien. Die Mongolen zerschlagen das Reich der Seldschuken. In dieser Zeit ziehen mehrere türkische Stammesverbände aus Regionen nördlich des Schwarzen Meeres nach Anatolien.

1326

Anatolien. Der türkische Sultan Orhan – Herrscher des von seinem Vater Osman begründeten Osmanischen Reiches – nimmt die byzantinische Stadt Bursa ein und macht sie zu seiner Hauptstadt.

1341

Konstantinopel. Johannes (VI.) Kantakuzenos, ein Berater des verstorbenen byzantinischen Kaisers

Andronikos III., erklärt sich selbst zum Monarchen. In dem darauf folgenden Bürgerkrieg geht eine Allianz mit Sultan Orhan ein, mit dessen Hilfe er 1347 gewinnt. Zur Belohnung erhält Orhan die Tochter von Johannes zur Frau – und das Recht, ungehindert slawische Territorien auf dem Balkan zu überfallen.

1354

Gallipoli. Sultan Orhan erobert erstmals europäisches Territorium: die byzantinische Halbinsel Gallipoli. Sein Nachfolger Murad dehnt die Herrschaft auf weite Teile des Balkans aus.

1369

Adrianopel. Orhans Nachfolger Murad nimmt die Stadt westlich von Konstantinopel ein und macht sie zur Kapitale seines Reiches, das nach weiteren Eroberungen das Gebiet um Konstantinopel vollständig umschließt. **Rom.** Kaiser Johannes V. reist an den Tiber und fleht Papst Urban V. an, ihm mit einem Kreuzzug gegen die Osmanen zu helfen. Doch selbst als er niederkniet und zum römischen Glauben konvertiert, ruft Urban nicht zu einem Kreuzzug auf.

1371

Konstantinopel. Nach seiner Rückkehr erkennt Johannes V. die Oberhoheit der Osmanen an und wird zum tributpflichtigen Vasallen des Sultans. Mittlerweile ist das Reich von Byzanz fast auf die Stadt Konstantinopel und ihr Umland geschrumpft.

1394–1402

Konstantinopel. Die Osmanen greifen Konstantinopel mehrmals an, um das Byzantinische Reich endgültig zu zerschlagen. Doch können sie die Stadt (die von der Seeseite mit Lebensmitteln versorgt wird) weder aushungern noch deren Mauern erstürmen. 1422 belagern sie die Stadt erneut, auch diesmal erfolglos. Das Konstantinopel überhaupt noch lebensfähig ist, verdanken die Bürger vor allem den Mauern der Stadt, dem Fernhandel, der Versorgung über den Seeweg und der Landwirtschaft im Umland.

1453

Konstantinopel. Am 12. April befiehlt der osmanische Sultan Mehmed II., die Stadt mit Kanonen zu beschießen – es ist der erste massive Artilleriebeschuss der Militärgeschichte. Unter der Wucht der Granitkugeln zersplittert die Kalksteinturm. Im Mai nimmt der Sultan die Stadt ein. Konstantin XI., der letzte Kaiser des Byzantinischen Reichs, kommt ums Leben.

Mehmed II. macht die Stadt (die die Osmanen „Konstantiniye“ nennen) zur Residenz und zum religiösen Zentrum seines Imperiums, des Osmanischen Reichs – 1123 Jahre nach der Einweihung durch Kaiser Konstantin I.

Damit ist das Reich von Byzanz erloschen. ●

Olaf Mischer, Jg. 1958, ist Verifikationsredakteur, Stefanie Peters, Jg. 1963, Kartographin im Team von GEOEPOCHE.

DAS DEUTSCHE KAISERREICH

Die besten Geschichten aus GEOEPOCHE über jene gut vier Jahrzehnte, in denen das moderne Deutschland entstand

Historische Karte von Berlin



Die Potsdamer Platz (links) unter der neobarocksten Fassadenrenovierung auf dem Gelände, auf dem einst Kaiser Wilhelm II. residierte, ist ein zentraler Treffpunkt der Berliner. Rechts ist ein Blick auf den Hauptbahnhof von Berlin zu sehen, der 1905 erbaut wurde. (Quelle: Bildarchiv des Reichsanstalts für die Geschichte der Kaiserzeit, Berlin)

ZENTRUM DER Moderne

Berlin wächst. Vor allem aus Schichten und Pommern kommen Zuwanderer, die von der Landwirtschaft nicht leben können. Bald ist der größte für eine deutsche Hauptstadt eine der größten Metropolen der Welt. Bald zum Weltkaiser. Menschen weichen hier um die Jahrhundertwende.

Einmal geboren – mit
Schicksal, Verdrängung
und Verdrängung
des Reiches. Berlin 1900
war eine Zeit, die
nicht nur die
Welt, sondern auch
das Reich veränderte.



Einmal geboren – mit
Schicksal, Verdrängung
und Verdrängung
des Reiches. Berlin 1900
war eine Zeit, die
nicht nur die
Welt, sondern auch
das Reich veränderte.

1900
1900

Berlin ist das Herz des Kaiserreichs – und eine der größten Metropolen der Welt

Historiker haben das deutsche Kaiserreich die „nervöse Großmacht“ genannt: ein ruheloses Land zwischen Obrigkeitshörigkeit und Bürgergeist, zwischen Tradition und Industrialisierung. Diese Zeit von 1871 bis 1914 – von der Gründung des Reichs bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, der sein Ende bringen

wird – präsentiert die neue Ausgabe von GEOEPOCHE KOLLEKTION. Unter anderem mit ausführlichen Porträts des Reichskanzlers Otto von Bismarck und Kaiser Wilhelms II. Aber auch in Geschichten etwa über den Welterfolg der damaligen deutschen Forschung sowie in historischen Reportagen aus den wuchernden Metropolen.



GEOEPOCHE KOLLEKTION »Das deutsche Kaiserreich 1871-1914« hat 204 Seiten und ist für 12,50 Euro erhältlich



Sport, etwa Bogenschießen, hilft gegen Stress

HEILKRAFT DER BEWEGUNG

Wie wir unseren Körper und Geist am besten trainieren

Sport tut unserem Körper auf vielfältige Weise gut: Bewegung fördert das Immunsystem, stärkt Muskeln, Knochen, Lunge, Herz, Kreislauf – und regt die Zellen dazu an, Schäden am Erbgut zu reparieren. Obendrein wird immer deutlicher, dass auch das Gehirn von körperlicher Aktivität profitiert: Gedächtnisleistung, Lernfähigkeit, Denkgeschwindigkeit nehmen zu. Die aktuelle Ausgabe von GEOkompakt widmet sich der Wirkung von Sport und erklärt, wie wir unseren Körper am besten fordern und fördern: Welcher Laufstil ist der gesündeste? Welches Training lässt Muskeln am schnellsten wachsen? Worauf sollten Sportler bei der Ernährung achten? Und wie können sich auch jene motivieren, die nur selten Lust auf Bewegung verspüren?



GEOkompakt „Fitness. Sport. Gesundheit“ hat 156 Seiten und kostet 9,50 Euro, mit DVD („Fit und schlank“) 16,50 Euro



Schwimmen: abtauchen aus dem Alltag

GESUNDE KINDHEIT

Was Eltern für das Wohlergehen ihres Nachwuchses tun können

Ob Angst vor Allergien und Neurodermitis, die Einstellung zum Impfen oder die Sorge um die sprachliche und motorische Entwicklung: Bereits im Babyalter und in den ersten Jahren stellen sich zahlreiche Fragen zur Kindergesundheit. Aber auch später erwarten die Eltern viele Herausforderungen. GEO WISSEN GESUNDHEIT erklärt, was Mütter und Väter zur Gesundheitsvorsorge beitragen können, was zu tun ist, wenn das Kind krank wird – und wie man auf besondere Probleme wie etwa ADHS reagieren sollte. Das Heft ist auch mit DVD erhältlich: Eine in Kooperation mit dem Deutschen Roten Kreuz erstellte Erste-Hilfe-Anleitung enthält alle wichtigen Informationen zu Notfällen. Damit Eltern schnell und sachgerecht helfen können.



GEO WISSEN GESUNDHEIT „So bleibt ihr Kind gesund!“ kostet 11,50 Euro, mit DVD („Erste Hilfe für Babys und Kinder“) 16,50 Euro. Weitere Themen: Wie hilft Naturheilkunde? / Schreibabys – gibt es eine Therapie?



Erde von oben: GEO-Fotos im Großformat

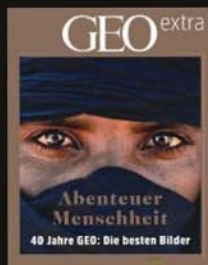
BILDGEWALTIG

Ein Jubiläumsheft zeigt die besten
Fotos aus 40 Jahren GEO

Vor 40 Jahren lebten nur gut halb so viele Menschen auf der Erde wie heute und wussten viel weniger voneinander. Die meisten Zeitschriften in Deutschland wurden in Schwarz-Weiß gedruckt. Doch im Oktober 1976 kam ein brandneues Magazin mit grünem Rand an den Kiosk, das erste, das durchweg mit farbigen Fotografien illustriert war: GEO.

Viel hat sich seither verändert auf der Welt. GEO hat den Wandel in all den Jahren voller Neugier begleitet, mit engagierten Reportagen und herausragender Fotografie, seit jeher dem Markenzeichen des Magazins.

Jetzt erscheinen die besten Fotos aus 40 Jahren GEO in einer Jubiläumsausgabe: eine bildgewaltige Reise durch den Wandel der Welt.



GEOextra „40 Jahre GEO – Die besten Bilder“ hat 200 Seiten Umfang und kostet 19,50 Euro. Die Ausgabe ist vorbestellbar, die Auslieferung erfolgt ab dem 1. Mai 2016. Jubiläumsaktion: Alle Abonnenten von Magazinen aus der GEO-Familie können das Heft zum halben Preis vorbestellen

RAN ANS WASSER

Mit dem Outdoor-Magazin Abenteuer an Flüssen, Seen und am Meer erleben

Wie baue ich eine Angel, wie schnitze ich mir in nur sechs Stunden ein Paddel, und wo verbringe ich in Deutschland das beste See-Wochenende? Antwort darauf gibt die neue Ausgabe von WALDEN, dem Outdoor-Magazin aus der GEO-Gruppe. Doch das sind nur drei Beiträge in der aktuellen Ausgabe. In dem Magazin dreht sich dieses Mal alles um kleine und mittelgroße Abenteuer am Wasser: mit dem Stand-up-Paddling-Board die Mosel hinunterfahren, richtig Steckerlfisch zubereiten. Und wer es oft genug versucht, kann nach der WALDEN-Lektüre bald sogar übers Wasser laufen. Vorausgesetzt, er oder sie schafft zehn Schritte – pro Sekunde.



WALDEN Frühling/Sommer 2016. 140 Seiten Umfang, 7,50 Euro. Die Ausgabe ist ab dem 29. April am Kiosk erhältlich und kann auch unter walden-magazin.de vorbestellt bzw. bestellt werden

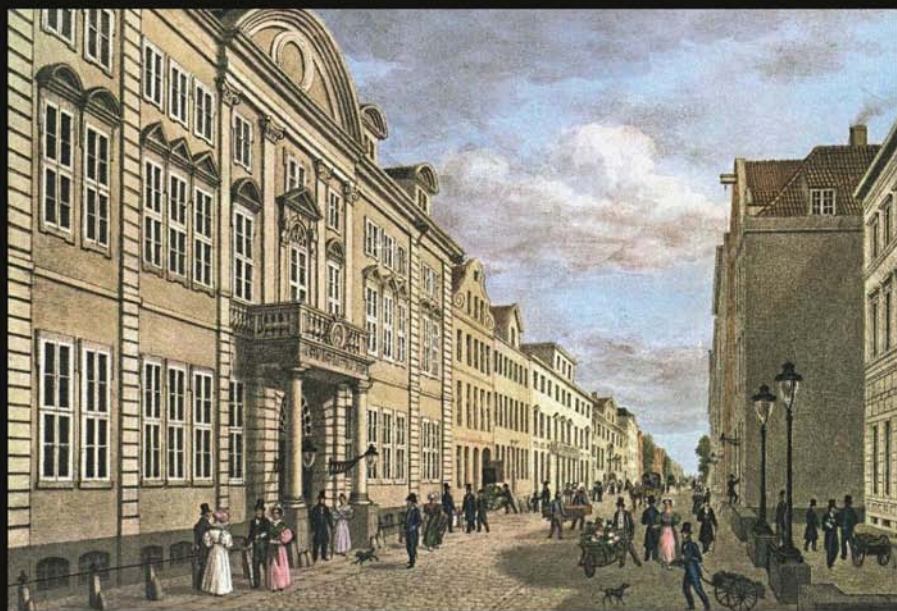
Jetzt auch digital lesen: die neue Ausgabe von GEOEPOCHÉ als eMagazine



Die jeweils aktuelle sowie zahlreiche ältere Ausgaben von GEOEPOCHÉ sind auch in digitaler Form erhältlich – als eMagazine für iPad und Android-Tablets (www.geo-epoche.de)

DEUTSCHLAND UM 1800

Zwischen 1770 und 1820 erfassen
epochale politische Umwälzungen das
Land – und verändern den Alltag der
rund 20 Millionen Deutschen

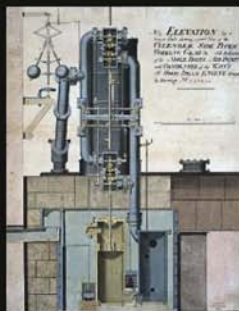


Während in Metropolen Bürger auf Boulevards flanieren, leben die Landbewohner oft noch in Armut und Rechtlosigkeit

Diese Ausgabe von **GEOEPOCHE** erscheint am 15. Juni 2016



In Weimar führen
die Dichter Goethe
und Schiller das
deutsche Geistesleben
zu neuer Blüte



Maschinen revolutionieren
in England die Wirtschaft.
Deutschland versucht
das Vorbild von der Insel
zu kopieren

Auf der Wartburg
demonstrieren Studenten
1817 gegen die Klein-
staatlerei – und fordern
ein geeintes Vaterland



Deutschland um 1800: Auf den Feldern des Adligen Friedrich August Ludwig von der Marwitz schuften Dutzende Erntehelfer, Männer, Frauen und Kinder. Sie leben auf dem Gut des Junkers in der preußischen Provinz, das sie nicht verlassen dürfen. Eigenes Land, eigene Häuser besitzen sie nicht. Sie sind de facto Leibeigene ihres Grundherrn.

Marwitz bestimmt über ihren Verdienst. Er sitzt über seine Untertanen zu Gericht, wenn sie eines Vergehens beschuldigt werden. Und waren sie in seinen Augen faul oder ungehorsam, schlägt er sie.

In Berlin, keine 100 Kilometer entfernt, treffen sich unterdessen Bildungsbürger in Cafés. Sie lesen die diversen ausliegenden Zeitungen, diskutieren politische Reformen, tauschen Ansichten aus über die aufklärerischen Schriften des Philosophen Immanuel Kant, über allgemein gültige Menschenrechte, religiöse Toleranz, individuelle Freiheit.

Wie nie zuvor spalten sich an der Wende zum 19. Jahrhundert die Lebenswelten der rund 20 Millionen Deutschen. So rasant sich auf der einen Seite die Metropolen wandeln, so stark verharren andererseits ländliche Regionen in mittelalterlichen Strukturen. Es ist, als existierten unterschiedliche Epochen nebeneinander: Während wohl-

habende Bürger in Hut und modischem Gehrock durch die belebten Straßen der Städte flanieren, ziehen rund zwei Millionen weitgehend rechtlose Obdachlose durchs Land. Gebildete Damen in Hamburg oder Köln parlieren über die neuesten literarischen Werke, während in Schwaben noch eine Frau als Hexe zum Tode verurteilt wird.

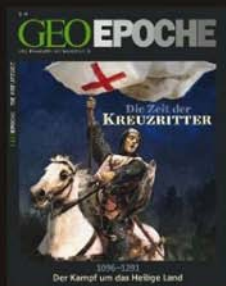
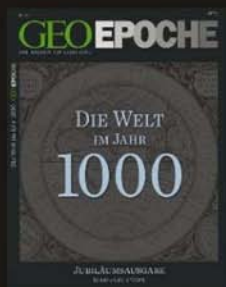
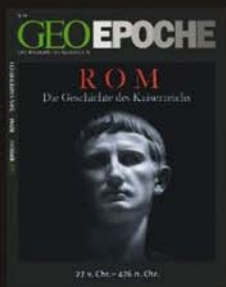
Diese „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, wie Historiker dieses Phänomen später nennen werden, ist in Deutschland wohl niemals so greifbar wie in jenem halben Jahrhundert zwischen 1770 und 1820.

Die nächste Ausgabe von *GEOEPOCH* widmet sich dieser Zeit, einem der spannendsten Abschnitte der deutschen Geschichte: einer Ära, in der Europas alte Staatenwelt im Kampf gegen Napoleon untergeht und in der Deutschland erst von den Franzosen besetzt, dann befreit und schließlich neu aufgeteilt wird.

Das Heft erzählt von Hungerkrisen, Hamburger Kaufmannsfamilien und bayerischen Räuberbanden. Und von der Kleinstadt Weimar, wo sich um zwei Großdichter namens Goethe und Schiller eine nie da gewesene Blüte des Geisteslebens entwickelt.

Ein Land zwischen Mittelalter und Moderne – in der nächsten Ausgabe von *GEOEPOCH*.

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE